This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

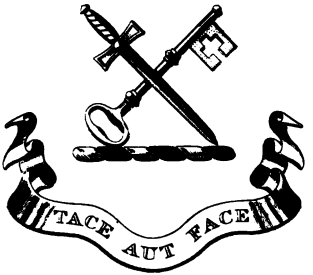
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

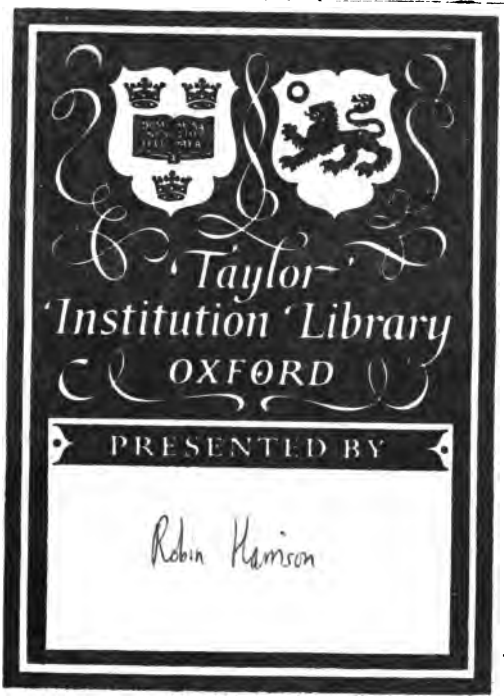
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



EDMUND JACOBSON.

VET. GER. II A 313


Taylor
Institution Library
OXFORD
PRESENTED BY
Robin Harrison

Gotthold Ephraim Lessings

sämmtliche Schriften.

Sechzehnter Theil.

Berlin, 1793.
In der Vossischen Buchhandlung.

Gotthold Ephraim Leſſings

Kollektaneen

zur

Literatur.

Nil molitur inepte.

HORAT.

Herausgegeben und weiter ausgeführt

von

Johann Joachim Eſchenburg.

Zweyter Band.

K. — Z.

Berlin, 1790.

bei Chriſtian Friedrich Voß und Sohn.

Kollektaneen

zur Literatur.

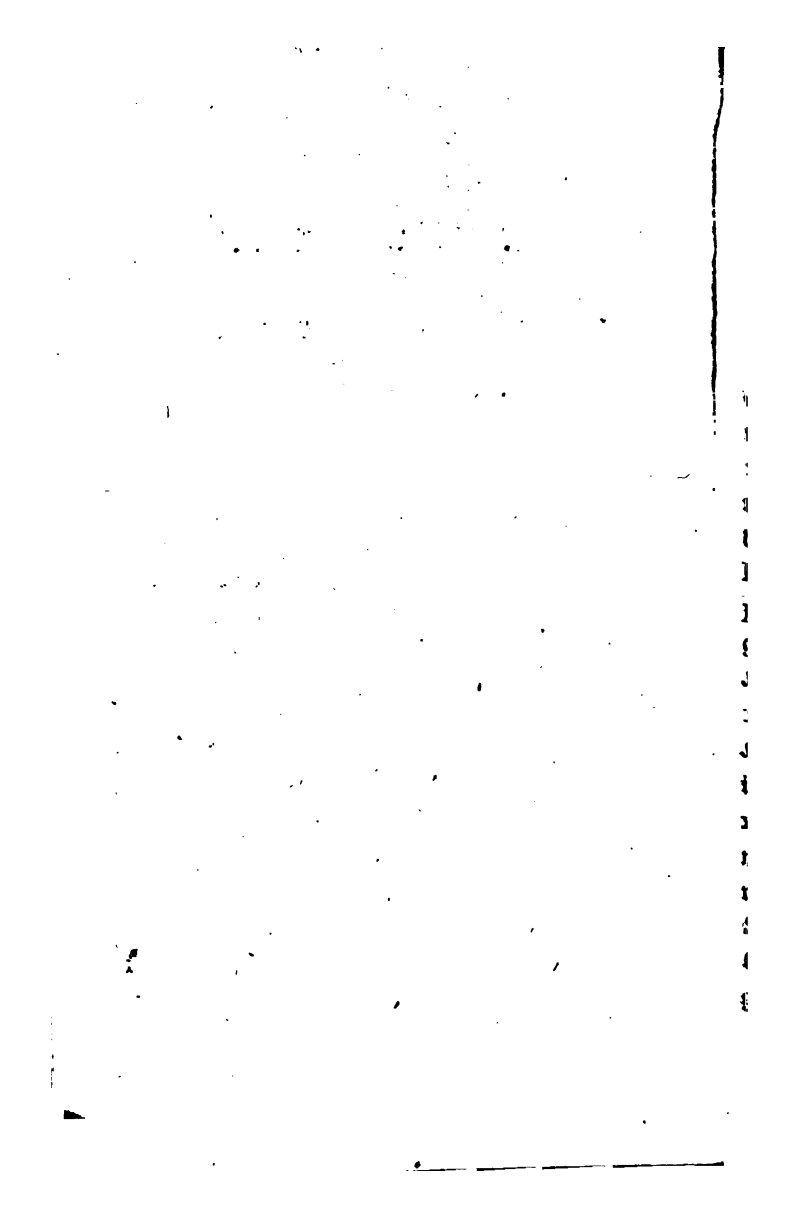
Herausgegeben und weiter ausgeführt

von

Johann Joachim Eschenburg.

Zweiter Band.

K. — Z.



K.

Kädmon. Der angelsächsische Dichter, welcher das Alte Testament in diese Sprache poetisch übersetzt hat. **Junius** hat Stücke davon 1655 zu Amsterdam herausgegeben, unter dem Titel: *Caedmonis* Monachi Paraphrasis Poëtica Geneseos ac praecipuarum sacrae paginae Historiarum; in 4. — **Junius** glaubte, er sey aus dem sechsten Jahrhunderte; **Hickes** aber (Grammat. Angl. Saxon. p. 133.) giebt ihm ein weit jüngeres Alter. **Joh. Heinr. Stuß**, Rektor in Gotha, wollte ihn in seinem Thesauro Gotho- et Anglo-Saxonico wieder herausgeben; welches Unternehmen aber ins Stecken gerathen ist. — **Kädmon** lebte, nach dem **Beda**, in monasterio Streaneshalch sub abatissa *Hilda*, quae a. 630 obiisse dicitur. — **Beda** (Hist. Eccl. gent. Angl. L. IV. c. 24.) ist auch wohl der

einzige, der ſeiner gedenkt: „Carmina, ſagt er, religioni et pietati apta facere ſolebat, ita, ut quicquid ex divinis libris per interpretes diſceret, hoc ipſe poſt puſillum verbis poëticis, maxima ſuavitate et compunctione, in ſua, id eſt Anglorum, lingua proferret.“

Hickes macht indeß nicht ſowohl den Kädmon jünger, deſſen Alter wohl aus dem Beda unſtreitig iſt; ſondern er mißbilligt nur, daß Junius die gedachte Paraphraſe unter ſeinem Namen herausgegeben, und ſie dem Kädmon ſo zuverſichtlich beigelegt habe, da ſie vielmehr für ein weit neueres Werk zu halten ſey. (Praef. in Theſ. lingu. ſeptentr.) — — Klopſtock indeß hat mir mehrmalen geſagt, daß er dieſe vorgeblich Kädmoniſche Paraphraſe ſehr poetiſch gefunden habe.

Zuerſt will ich die Nachricht hieher ſetzen, welche Herr Hofr. Adelung in ſ. Fortſetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon Th. II. Sp. 14. von dieſem angelſächſiſchen Dichter ertheilt, weil ſie in ihrer Art die beſte und vollſtändigſte iſt:

„Caedmon, ein englischer Benediktiner vom Whitby, im 7ten Jahrhunderte, welcher zu seiner Zeit einer der besten angelsächsischen Dichter gewesen seyn soll. Beda, in *Hist. Eccl.* B. IV. Kap. 24. erzählt weitläuftig, wie er zu der Dichtergabe gekommen, welches denn, nach dem Geschmacke der damaligen Zeiten, freilich nicht anders, als vermittelst eines Wunders, geschehen konnte. Allein das kleine Gedicht von drei Strophen, welches wir noch von ihm haben, und welches eben das ihm im Traume eingegebene Gedicht seyn soll, macht diesem wunderthätigen Ursprunge eben nicht viel Ehre. Es scheint eine buchstäbliche Uebersetzung aus dem Lateinischen zu seyn, daher es auch keine Reime hat, und befindet sich in Alfred's angelsächsischer Uebersetzung der Kirchengeschichte des Beda *l. c.*, woraus Hickes in *Gramm. Anglo-Sax.* und Wanley in *Antiquit. litterat. septentr.* es haben abdrucken lassen. Es ist zugleich das einige Stück, welches uns aus der ächten angelsächsischen, oder der sogenannten brittisch-sächsischen Periode noch übrig ist; denn alle übrige angelsächsische Schriften sind aus der spätern dänisch-sächsischen.“

TAYLOR INST. OXF

„Beda versichert ausdrücklich, daß er, auſſer vielen moraliſchen Gedichten, auch noch die ganze bibliſche Geſchichte, von der Schöpfung an, in Verſe gebracht habe. Man hat unter ſeinem Namen auch noch wirklich eine poetiſche Ueberſetzung, oder vielmehr Umſchreibung des erſten Buchs Moſis, und der vornehmſten bibliſchen Geſchichten, welche Franciſcus Junius zu Amſterdam, 1655 in 4. herausgegeben hat; allein ſie iſt unſtreitig weit jünger, und, wie ſchon Hickes bewieſen hat, ungefähr aus dem Jahre 1000; daher dieſe Arbeit, wenn ſie auch urſprünglich von dem Cädmon herrühren ſollte, doch von den ſpätern Abſchreibern muß ſeyn verjünget worden, welches zu den damaligen Zeiten nichts Seltenes war. Von andern wird ſie daher mit mehrerer Wahrſcheinlichkeit dem Grammatiker Alfrik zugeſchrieben, welcher im eilften Jahrhunderte lebte. Cädmon ſtarb 676; und ſein Tod war, nach dem Beda, wieder eben ſo ſehr von wunderbaren Umſtänden begleitet, als ſeine Einweihung zum Dichter.“ —

Wenn man die den Kädmon betreffende Erzählung, oder vielmehr Legende, beim Beda ſelbſt durchlieſt, ſo ſieht man bald, wie wenig Grund die Vorausſetzung des Junius, und

wie große Wahrscheinlichkeit die Meinung des Hickes für sich hat. Es ist daraus nicht einmal darzuthun, daß Kädmon jemals seine Verse niedergeschrieben habe. Die Rede ist dort durchgehends vom Singen und Dichten aus dem Stegereife, wozu er im Traume auf einmal die Gabe erhielt, nachdem er sich von einem Gastmahl, wo die Cither umherging, aus Unerfahrenheit des Gesanges hinweg begeben hatte. Selbst das Lied, dessen Inhalt Beda mittheilt, oder vielmehr der Anfang seines Gesanges, ist wohl schwerlich vom Alfred, es müßte denn durch Tradition gewesen seyn, in seine angelsächsische Uebersetzung des Beda aus dem Original eingetragen, sondern bloß nach der lateinischen Stelle fast wörtlich von Alfred übertragen worden. Am richtigsten steht dieß Fragment in Wanley's Katalog der noch vorhandenen angelsächsischen Bücher und Handschriften, welcher den zweiten Band von *Hickesii* Thes. Septentr. ausmacht, S. 287, aus einer Handschrift in der Bibliothek des Bischofs zu Norwich *). Merkwürdig bleiben diese Verse immer

*) Eben finde ich, daß auch hr. Adelung dieß Fragment, und einige den Kädmon betreffende Nachrichten, in der kurzen Geschichte der englischen Sprache,

dadurch, daß sie, wie Hickes in der Vorrede zu s. angelsächsischen Grammatik bemerkt, in der Mundart der alten Angeln, die mit den Jütländern verwandt und benachbart waren, geschrieben sind, und deren Sprache folglich mit der alten dänischen sehr übereinkam, wie einige dänische Wörter und die Rechtschreibung dieses Fragments beweisen. Dessen ungeachtet könnte es aber doch von Alfred, dem jene Mundart vielleicht noch bekannt war, in dieselbe eingekleidet, oder, wie gesagt, ihm durch Ueberlieferung mitgetheilt seyn.

Die von Franc. Junius herausgegebene poetische Umschreibung des ersten Buchs Mose und andrer biblischen Stellen hingegen ist in dem spätern dänisch-angelsächsischen Dialekt geschrieben; und es war durchaus weiter kein Grund da, sie dem Kädmon beizulegen, als Beda's Erwähnung der Geneſis, woraus jener zu seinen Gesängen mit den Stof genommen habe. Auch in seinen Obſſ. ad *Willeramum*, p. 248, legt ihr Junius ein so frühes Alter

S. XV, mitgetheilt habe, die er dem ersten Bande seines Neuen grammatisch-kritischen Wörterbuchs der englischen Sprache (Leipzig, 1793. gr. 8.) vorangesetzt hat.

bei. Uebrigens gesteht Hickes, daß der spätere Dichter die Schreibart und Manier der frühern Denkmäler dieser Art nicht unglücklich nachgeahmt habe.

Klangfüße. Ich habe einmal den Einfall gehabt, die Wirkungen der verschiednen Klangfüße auf uns nach den verschiednen Arten des Pulses zu bestimmen. Ich wollte mich bei den Aerzten unterweisen lassen, ob, und was für eine verschiedne Art des Pulses jede heftige Gemüthsbewegung insbesondre begleite, wenn man anders genaue und richtige Bemerkungen hierüber bei ihnen findet; und sodann wollte ich die Klangfüße untersuchen, und festsetzen, welche mit jeder besondern Art des Pulses übereinkämen; welches sodann diejenigen seyn würden, die sich am besten zu denen Affekten schickten, die mit diesen Pulsen verbunden sind.

Dieß war ein bloßer Einfall von mir. Jetzt bringt mich eine Stelle beim Vitruv auf die Vermuthung, daß die Alten vielleicht schon längst so geschlossen, und auf diese Weise die

Wirkung ihrer Klangfüße bestimmt haben. Vitruv (L. I. c. 1.) redet von dem, was verschiedne Künste mit einander gemein haben, und wie die eine die andre nöthig haben könne, und wirklich brauche, ohne daß deswegen der Meister der einen auch völlig Meister der andern seyn dürfe. Dieß erläutert er durch das Beispiel der Medicin und Musik, und sagt: Uti medicis et muſicis et de venarum rhythmo, et de pedum motu; (*sc.* communis ratiocinatio eſt.) — Hieraus erhellt, daß die alten Aerzte die Lehre des Rhythmus auf die Pulsschläge angewandt, und daß sowohl die Medici als die Poeten über die verschiednen Verbindungen der langen und kurzen morarum, jene in der verschiednen Dauer der Pulsschläge, diese in der verschiednen Dauer der Töne, spekulirt haben.

Perrault hat diese Stelle Vitruv's ganz unrichtig übersetzt: De sorte qu'un Medecin & un Muſicien peuvent bien parler par exemple de la proportion des mouvemens de l'artère, dont le pouls eſt compoſé, & de ceux des pieds, qui ſont

les pas de la danſe. Er hat es von der Bewegung der eigentlichen Füße verſtanden. Allein, was hat der Rhythmus der Pulsader für eine Verwandtſchaft mit der Bewegung der Beine beim Tanzen?

Zu meinem Erſtaunen, oder vielmehr, zu meinem Vergnügen, finde ich nun, daß man mir in dieſer Art von Unterſuchung ſchon zuvorgekommen iſt. Ein Medikus zu Nancy, Herr Marquet, hat ein Werk herausgegeben: De la Méthode de connoître le pouls par la Muſique, welches ſein Schwiegerſohn, Herr Buchoz (Médécin Botaniſte de feu le Roi de Pologne,) wieder hat auflegen laſſen. L'Auteur prétend que le pouls naturel bât la même cadence qu'un menuet; c'eſt là le point d'où il part pour la connoiſſance des pouls irréguliers; plus le pouls s'éloigne de la cadence du menuet, plus il approche, ſuivant cet auteur, de l'état de la maladie. — Die Ausgabe dieſer Schrift von Buchoz muß noch ganz neu ſeyn; und ich muß ſie bei erſter Muße leſen.

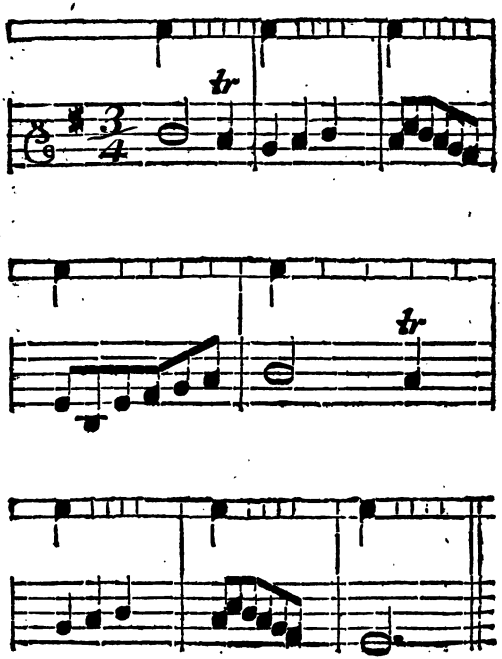
Es scheint mir doch, daß Perrault die Stelle beim Vitruv nicht so ganz unrichtig übersetzt habe. Liest man die Worte im Zusammenhange, so findet man, daß Vitruv bei dem *pedum motu* doch wohl mehr an den Tanz, und an die zur Musik der Alten mit gehörige Orchestik gedacht haben müsse, als an die Vers- oder Klangfüße; weil er hernach hinzusetzt, daß man, ungeachtet dieser beiden gemeinschaftlichen Kenntniß, dennoch den Arzt zur Heilung eines Schadens, und den Tonkünstler zur Erheiterung einer fröhlichen Gesellschaft herbeirufen werde.

Marquet's, in ihrer Art allerdings merkwürdige, Schrift verdient hier eine nähere Beschreibung. Ihr Titel ist, in der neuen Ausgabe: Nouvelle Méthode facile & curieuse, pour connoitre le pouls par les notes de la Musique, par feu M. *F. N. Marquet*. Seconde Edition augmentée &c. par M. *Pierre Joseph Buchoz*. Amst. & Par. 1769. gr. 12. Sie erschien zuerst zu Nancy, 1747. 4. In der Vorrede bemerkt der Verfasser, daß er nicht der erste sey, der die Klangfüße und Pulsschläge mit einander vergleiche. Unter den griechischen Aerzten habe schon Hermophilus diesen Gedanken gehabt. Dieser soll seine ganze Lehre vom Pulse darauf

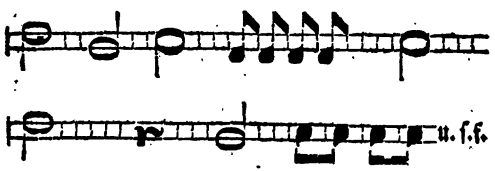
gegründet, und daher das Wort ἔνθεος von demſelben zum öftern gebraucht haben. Nachher ſind auch Aviceuna, Savanorola, Saxo, Fernel, und viele andre Arzneigelehrte auf eben dieſe Idee gerathen. Dieß letztre wird in einem der zweiten Ausgabe beigedruckten Auszuge dieſer Schrift, vom Dr. Menuret geſagt, der auch hinzuſetzt, daß Samuel Hafen Reſferus *), ein deutſcher Arzt, im J. 1601 eine Abhandlung hierüber: Monochordon Symbolico-Biomanticum, habe drucken laſſen. — Marquet handelt zuerſt von den verſchiednen Arten des Pulſes; hernach zeigt er die Methode an, wie ſich der Puls durch die Muſik beurtheilen laſſe, und behauptet, der natürliche Puls habe völlig das Tempo einer Menuet, ſo, daß

*) Nach Keſtner's Angabe, in ſ. Medicin. Lexikon, hieß dieſer deutſche Arzt Samuel Hafenreffer, war zu Hevenberg im Würtembergiſchen 1587 gebohren, und ſtarb als Tübingiſcher Profeſſor 1660. Unter ſeinen Schriften wird dort die obige als die merkwürdigſte angeführt, unter dem Titel: Monochordon Symbolico-Biomanticum, abſtruſiſſimam pulſuum doctrinam ex harmoniis muſicis dilucide figuriſque oculariter demonſtrans; Ulmae, 1640. 8. Conring ſoll davon in ſ. Introd. in art. medic. p. 216 nicht ſehr vortheilhaft geurtheilt haben.

auf jeden Takt ein Pulsſchlag, und fünf Intervallen kämen, wovon er jenen mit einer ſchwarzen Note, und dieſe mit fünf Strichen zwiſchen zwei Linien bemerke. Man ſehe hier z. B. die acht erſten Takte ſeiner erſten Kupfertafel:



Und ſo geht er nun die verſchiednen Abweichungen und Geſchwindigkeiten des Pulſes durch, und ſucht ſie alle durch muſikaliſche Noten zu bezeichnen; z. B. den konvulſiviſchen Puls auf folgende Art:



Herr Buchoz hat der neuen Ausgabe dieſer Schrift verſchiedne Beurtheilungen und Anmerkungen beigefügt, unter andern auch das, was in dem Dictionnaire Encyclopédique, zum Theil mit den Worten des gedachten Auszuges von Menuret darüber geſagt wird. Man findet manches darin ſinnreich; erklärt aber doch das für ein ſeltſames Gemiſch einiger Lehrſätze der Galeniſten, der mechaniſchen Aerzte und Chemiker, was er vom Pulſe überhaupt ſagt. — Unter den Kritiken findet man ſogar S. 79. ein ſatiriſches Gedicht in *bouts rimés* auf den Verfaſſer, und S. 82 ſeine eben ſo mittelmäßige Antwort darauf im Liedertone. — Hr. Buchoz hat S. 166

noch eine Prüfung dieſer Idee, und S. 174 ff. eine eigne Abhandlung, Nouvelle Méthode de guérir la mélancolie par la Muſique, beidrucken laſſen; zuletzt auch noch ein Eloge hiſtorique de M. *Marquet*. Hieraus nur noch folgendes, als ein kleiner Beitrag zur mediciniſchen Literatur:

Franz Nikolaus Marquet wurde zu Nancy im J. 1687 geborgn, ſtudirte die Medicin anfänglich zu Pont-a-Mouſſon, und hernach zu Montpeiller, übte ſie darauf in ſeiner Vaterſtadt aus, und legte ſich zugleich mit vorzüglichem Eifer auf die Botanik. Eine von den lothringiſchen Pflanzen gemachte Sammlung widmete er dem Herzoge, der ihn dafür zu ſeinem Leibarzt ernannte, und ihm ein Jahrgehalt ausſetzte. Als praktiſcher Arzt machte er ſich zwanzig Jahre hindurch, beſonders bei der Armuth, ungemein nützlich, welches er aber in der Folge aufgab, ohne jedoch das ihm dafür ausgeſetzte Gehalt zu verlieren. Seine botaniſchen Bemühungen ſetzte er dabei immer fort, und erweiterte ſeine Geſchichte der lothringiſchen Pflanzen, die er in die Form eines Wörterbuchs von drei Foliobänden brachte, und wovon er einen handſchriftlichen Auszug in Einem Quartbande hinterließ. Im J. 1750 gab er den erſten Band ſeiner Ob-

ſervations ſur la guériſon des maladies aigües & chroniques heraus, und hinterließ den zweiten im Mſpt. Auch ſchrieb er eine Abhandlung über die Pflanze, *ſedum minus acre*. Zuletzt ward er Dechant des Königl. Kollegii der Aerzte zu Nancy, arbeitete noch an einer Materia Medika, und ſtarb den 28. Mai, 1759.

Kolorit. Man wird unten im Artikel Lana finden, daß der ſel. Leſſing Willens war, das dritte Kapitel aus demjenigen Theile des *Prodromo all' Arte Maeſtra* des Franceſco Lana, welcher von der Mahlerei handelt, ganz zu überſetzen, weil dieſes Kapitel über das Kolorit in der Kürze ſo viel Gutes in ſich faſſe, als er nirgend angetroffen habe. Aus gleicher Ueberzeugung erfülle ich hier ſeinen unausgeführt gebliebenen Vorſatz.

Regeln über das Kolorit.

Wer ſich durch Beobachtung der dahin gehörigen Vorſchriften in der Zeichnung feſtgeſetzt hat, dem wird auch die Farbengebung nichts

schwer fallen. Weil aber doch auch hierüber verschiednes in Acht zu nehmen ist, so will ich die vornehmsten und nöthigsten Vorschriften, welche das Kolorit betreffen, hier anführen, und mich bemühen, nichts von dem zu übergehen, was dem angehenden Künstler in dieser Rücksicht lehrreich werden kann.

Hat man also die Zeichnung zu Stande gebracht, so wird man finden, daß dieselbe viele Oberflächen, das heißt verschiedne vermittelst der Striche der Zeichnung von einander abgesonderte Theile enthält; und diese sind nun mit verschiednen, theils hellen, theils dunkeln, Farben auszufüllen. Dergleichen Oberflächen nennt man gewöhnlich Lichtparthien; indem man nämlich zuerst auf dem Gemählde die bloßen Umrisse der Figuren zieht, welches der erste Theil der Zeichnung ist, und die Umschreibung heißt, worin man nichts weiter sieht, als die Aussenlinie, wovon der gezeichnete Gegenstand begränzt und umgeben wird. Hernach bemerkt man die Gränzen des Lichts und des Schattens, und unterscheidet sie durch verschiedene Linien, welche den ganzen umschriebenen Körper in verschiedne

Theile

Theile oder Flächen abtheilen; und dieß ist dann das zweite Stück der Zeichnung. Endlich nun muß man diese mit ihren gehörigen Lichtern ausfüllen, welches man entweder mit dem bloßen Hellen oder Dunkeln thut, oder mit den Farben, deren Wirkung ungleich besser ist, weil sie mehr die Natur nachahmen, und der Zeichnung eine gewisse Schönheit und Anmuth ertheilen. Wenn man auf diese Weise die Flächen mit Farben ausfüllt, so muß man, wie bei der Farbengebung überhaupt, darauf sehen, daß eben so, wie die wirklichen Körper aus vier Elementen bestehen, und eins derselben mehr, als das andre, in einigen Theilen hervorsticht, und daher dem Körper eine andre Farbe giebt, daß eben so auch der Mahler, welcher die Natur nachahmen will, vier Hauptfarben dazu nöthig hat, welche mit den vier Elementen übereinstimmen; nämlich der rothen Farbe, sie sey nun aus Zinnober, oder Lack, oder Mennig, welche dem Feuer entspricht; der blauen Farbe, welche die Luft andeutet; der grünen, die dem Wasser ähnlich ist; und der dunkelgrauen oder schwärzlichen, welche die Erde andeutet. Und diese

Farben muß er dergestalt mischen, daß er da, wo er das Uebergewicht des einen Elementes auszudrücken hat, die demselben entsprechende Farbe verstärke. Will er z. B. ein blutvolles und von Zorn entflammtes Gesicht darstellen, so nimmt er dazu den Zinnober und Mennig; will er eine braune Gesichtsfarbe ausdrücken, so bedient er sich des Lackes. Ist hingegen seine Absicht, ein furchtsames, kaltes oder mattes Antlitz zu mahlen, so enthält er sich der Röthe, und bedient sich mehr des Aschgrauen. Und so auch in andern Fällen. Es ist daher sehr gut, wenn sich in dem Bilde auch nicht der kleinste Theil findet, der nicht mit allen diesen vier Farben gemahlt ist; so, wie in dem wirklichen Körper in jedem Theile eine Mischung aller vier Elemente befindlich ist. Hätte ich also eine noch so weisse Fleischfarbe auszudrücken, so würde ich doch unter das Weisse ein wenig Zinnober mischen, welches zur Andeutung des Blutes nothwendig ist, ohne welches kein lebendiges Fleisch bestehen kann. Ausserdem aber würde ich auch etwas weniges vom blauen Ultramarin beimischen, welches in allen Farben eine treffliche Wirkung thut, vor-

nehmlich, wenn es mäßig in der Karnation gebraucht wird, wodurch dieſelbe ein gewiſſes himmliſches Licht und Anſehen erhält, die ihr eine gewiſſe Lieblichkeit und Anmuth ertheilt. Weil aber überdieß in jedem wirklichen Körper, auſſer den vier Elementen, woraus er beſteht, auch eine gewiſſe Miſchung des Lichtes befindlich iſt, und er, wo dieſe fehlt, dunkel und finſter bleibt; ſo haben wir auch in der Mahlerei zwei Farben, wovon die eine mit dem Lichte Aehnlichkeit hat, nämlich die weiſſe Farbe; und wovon die andre das Dunkle ausdrückt, nämlich die ſchwarze, aus gebrannten Knochen, oder Rauch, oder Kohlen, oder ſchwarzer Erde. Und weil ferner, wie ich anderswo zeige, das Licht nichts anders iſt, als reines Weiß; und die Finſterniß reines Schwarz; ſo ſind das bloße Weiß und Schwarz nicht zwei Farben, ſondern der äußerſte Grad dieſer Farben; eben ſo, wie die Punkte das Aeußerſte der Linie, aber nicht die Linie ſelbſt ſind. Indeß haben wir nun einmal nichts weiſſers, als die Kreide oder das Bleiweiß, und nichts ſchwärzers, als gebranntes Elfenbein; und daher bedienen wir uns

dieſer Farben, Licht und Finſterniß auszudrücken. Unter Finſterniß verſtehe ich auch die Schatten, welche die Abweſenheit des Lichtes ſind. Wo alſo dieſe Abweſenheit des Lichtes größer iſt, und die Schatten dichter, da nimmt man mehr Knochenſchwärze; wo ſie hingegen geringer iſt, da bedient man ſich mehr der dunkeln Erdfarben, oder miſcht eine etwas hellere Farbe hinzu. Man muß dahey bei jedem zu mahlenden Gegenſtande, und folglich bei jeder Farbe, das Bleiweiß hinzunehmen, wo eine Lichtparthie, und die Knochenſchwärze, wo eine dunkle Parthie auszudrücken iſt. Und ſo muß man auch nach Verhältniß des geringern oder ſtärkern Lichtes mehr oder weniger Bleiweiß hinzu thun, wobei denn die Uebung die beſte Lehrmeiſterin ſeyn wird, die uns in Stand ſetzt, alle Farben gehörig zu miſchen, worin es demjenigen leicht glücken kann, der auf das bisher Geſagte die nöthige Aufmerkſamkeit gewandt hat.

Weil ich aber doch in dieſer kurzen Abhandlung die ganze praktiſche Mahlerei zu lehren wünſche, ſo will ich hier auch noch anführen, wie ich, ehe ich mahle, auf meiner Palette ver-

ſchiedne Farben zu bereiten pflege. Ich nehme nämlich mit einer Meſſerſpitze die angerührten Farben, und verbinde und knete ſie mit eben der Meſſerſpitze hier und da auf dem Brette durch einander. Auf die eine Seite lege ich ein wenig reines Bleiweiß, mit keiner andern Farbe vermiſcht, und bediene mich deſſelben, um auf dem Gemählde die höchſten Lichter anzubringen; und auf eine andre Seite lege ich ein wenig Beinſchwärze, gleichfalls unvermiſcht, für die gröſſern Schatten, und etwas Umbra für die kleinern. Die andern Farben laſſe ich niemals ganz einfach, wenn ſie nicht etwa zu irgend einem Gewande gebraucht werden ſollen, ſondern ich mache davon verſchiedne Tinten und Halbtinten, mit mehrerlei Miſchungen. Zuerſt mache ich eine Tinte von blauem Ultramarin, wozu ich nicht von dem allerbeſten nehme, mit etwas Bleiweiß, deſſen ich mich faſt zur Miſchung aller Tinten bediene; hernach mache ich mit Zinnober, oder rother Erde mit Bleiweiß vermiſcht, drei Tinten, die eine noch voller als die andre; und dieſer bediene ich mich zur Karnation; doch ſo, daß ich ſie niemals einzeln brauche, ſondern

etwas weniges von einer andern aus Lack und Bleiweiß gemischten Tinte hinzu nehme. Da, wo das Fleisch recht blutreich seyn soll, nehme ich etwas mehr Lack; wo es etwas blässer seyn soll, etwas weniger, und brauche die Tinte des minder gesättigten Zinnobers. Allemal aber nehme ich zur Fleischfarbe ein wenig von der oben erwähnten blauen Tinte mit, welche eine ganz herrliche Wirkung thut. Ausserdem mache ich noch drei andre sogenannte Halbtinten mit Bleiweiß und Umbra, wovon die eine heller ist, als die andre, wobei in der hellern es nur ganz wenig Umbra braucht; und, wenn ich eine dunklere Tinte haben will, nehme ich noch etwas Beinschwärze dazu. Auch diese Halbtinten von Umbra dienen gleichfalls zur Karnation, und vornehmlich die hellsten, die man nicht für sich allein brauchen, sondern ein wenig mit den rothen Tinten und der blauen vermischen muß. In den Schatten der Karnation, das heißt, in den minder beleuchteten Theilen, kann man zu den dunklern Halbtinten noch ein wenig von der mit Lack gemachten Tinte hinzu thun, weil diese eine dunkle Fleischfarbe giebt; auch muß man

das Blau nicht sparen, weil es hier gleichfalls die Karnation überaus fein und gefällig macht.

Man muß also mit der Messerspitze auf der Palette alle diese Tinten und Halbtinten vermittelst des Bleiweisses so anmachen, daß die Farbe einer jeden, nachdem sie dunkel oder hell seyn soll, minder oder mehr mit demselben gemischt sey. Hernach muß man beim Mahlen selbst mit dem Pinsel ein wenig von der einen und von der andern nehmen, und sie, nachdem es Noth thut, unter einander mischen, wobei man dahin zu sehen hat, daß alle diese Tinten auf dem Gemählde selbst der wahren und natürlichen Fleischfarbe so nahe kommen, als es nur immer möglich ist. Weil man aber nicht wissen kann, an welcher Stelle man die eine oder die andre anzubringen habe, ohne daß man die verschiedenen Lichter kennt, welche auf die zu mahlenden Gegenstände verschiedentlich fallen, so halte ich es für nothwendig, hier auch etwas über die Lichter zu sagen, weil von der rechten Kenntniß derselben diese ganze Kunst abhängt. Es ließe sich hierüber mancherlei bemerken. Da ich hier aber mehr die Ausübung der Mahlerei, als die

Theorie der Farben, und andre zur Optik gehörige Dinge, zu lehren wünsche; so will ich einige Bemerkungen nur ganz kurz berühren, die dem, der sie gehörig gefaßt hat, sehr nützlich werden können.

Zuerst muß der Mahler auf den Ort Rücksicht nehmen, wo seine Arbeit soll aufgestellt werden. Hat er z. B. ein Gemählde zu verfertigen, welches an einem bestimmten Platz eines Saals oder einer Kirche soll aufgestellt werden, so muß er dahin sehen, von welcher Seite, oder auf welche Weise das Licht darauf fallen wird; ob von einer Seite, ob von vorn her, ob von oben, oder anders woher; und wenn er es nun nicht, wie das sehr gut seyn würde, an Ort und Stelle mahlen kann, so mahle er sein Bild wenigstens so, daß die hellen Parthien auf eben die Seite kommen, von woher das Licht darauf fallen wird; und den Theil des Bildes, der sich am meisten hebt, und dem Lichte am nächsten ist, mache er heller, als alle die übrigen. Hernach gebe er dem Gemählde die übrigen allmählig abnehmenden hellen Parthien, in Verhältniß zu der immer größern Entfernung

des Lichtes und der Hebung der Parthien; dergestalt, daß ein einziger Theil des Gemähldes das erste und größte Licht habe, und hernach die übrigen, ihrer Lage nach, mehr oder weniger, von geringerer Beleuchtung sind. Fällt also das Licht von oben ein, und unmittelbar auf die Stirn eines menschlichen Bildes, so muß dieser vom Lichte getroffene Theil auch am hellsten, die Wange oder die Nase schon weniger hell, und die Schultern, Hände, Beine noch minder beleuchtet seyn, weil diese weiter von dem von oben her einfallenden Lichte entfernt sind, und folglich weniger hell seyn müssen, als alle die obern und dem Lichte nähern Theile.

Zweitens muß man wohl merken, daß das hier Gesagte von denen Parthien zu verstehen ist, auf welche das Licht senkrecht, oder in rechten Winkeln, herabfällt; weil diejenigen, auf welche es schief, und mit stumpfen Winkeln fällt, auch dann, wenn sie dem Lichte näher sind, zwar heller seyn müssen, doch so, daß Eins durch das andre gemildert wird. Daher kommt es, daß die mehr gehobenen Parthien gemeiniglich auch stärker beleuchtet werden, weil

ſie meiſtens das Licht mehr in gerader Linie erhalten; ich ſage, meiſtens, weil zuweilen, der verſchiedenen Lage nach, das Licht gerader hin auf die minder hohen Theile fällt, und dieſe daher heller ſeyn müſſen. So z. B. wenn das Licht von der Seite her auf das Geſicht, und gerade oder ſenkrecht auf die eine Seite der Naſe fällt, und ſie daher mehr beleuchtet, als den Vordertheil der Naſe, obgleich dieſer erhobener iſt. Fällt aber das Licht geradehin auf das Geſicht, alsdann iſt auch der vordere Rand der Naſe derjenige Theil, welcher die meiſte Beleuchtung hat.

Drittens: da ein Lichtſtrahl nicht anders ſenkrecht auf eine Fläche, als auf einen einzigen Punkt fallen kann, ſo muß auch die ſtärkſte Beleuchtung einer jeden von den vielen Oberflächen des gemahlten Körpers in dieſem einzigen Punkte ſeyn, auf welchen das Licht ſenkrecht fällt; und je ſchiefer das Licht auf die von dieſem Punkte entfernten Theile fällt, deſto weniger hell müſſen ſie ſeyn. Hierin beſteht die allmählige Abſtufung der Farben von der höchſten Helle bis zum tiefſten Dunkel; und ſie müſſen daher im Ver-

hältniß zu der mehr oder weniger schiefen Richtung des Lichtstrahls abnehmen, wenn dessen Entfernung auch die nämliche ist. Und wenn derjenige Theil, auf welchen das Licht schiefer einfällt, auch zugleich am weitesten von dem Lichte entfernt ist, so muß auch die Abnahme desto größer seyn. Fällt aber das Licht auf den einen Theil schiefer, als auf einen andern, und jener ist dem Lichte näher, als dieser; so muß die geringere, durch die Schiefheit des Einfalls verursachte Beleuchtung durch diejenige Helle ersetzt werden, welche durch die Nähe des Lichtes veranlaßt wird.

Viertens bemerke man, daß in dieser Abstufung des Hellen und Dunkeln, oder des Lichtes und Schattens, die ganze Stärke des Kolorits, und der Hebung der einzelnen Theile besteht. Und damit diese sich nicht auf eine wilde, plötzliche Art durch das größere Helle oder Dunkle hindurch heben mögen, so muß man die Farben auf eine angenehme und unmerkliche Art allmählig abnehmen lassen. Denn eben in dieser unvermerkten Abnahme besteht die Annehmlichkeit des Kolorits, wobei alles Rauhe zu ver-

meiden ist, wodurch das Auge beleidigt wird, so bald es schnell von der höchsten Helle zum tiefsten Dunkel überspringen muß. Selbst diejenigen Umrisse, in welchen es nöthig scheint, einen solchen schnellen Sprung zu machen, müssen mit einer gewissen Anmuth behandelt und verduftet werden, um diesen unmittelbaren, raschen Uebergang zu mildern. Befindet sich ferner das Licht auf der Mitte einer Fläche, und giebt es auf beiden Seiten derselben Abstufungen ins Dunkle, so entsteht daraus diejenige Wirkung, welche man das Abrunden (*tondeggiare*) nennt. Denn die mittlere Parthie, die das meiste Licht hat, tritt alsdann mehr hervor, als die übrigen, welche sich auf beiden Seiten ins Dunkle neigen, und daher immer weniger erhoben scheinen, so, daß sie nun, dem Ansehen nach, ihr Licht von der Seite her erhalten, wie es bei den Seitentheilen eines runden Körpers, der sein Licht in der Mitte hat, wirklich der Fall ist.

Fünftens, ist es eins von den vornehmsten Verdiensten des Künstlers, wenn er durch die Vertheilung des Lichts und Schattens seinem

Gemählde so viel Stärke zu geben weiß, daß es, so viel möglich, hervortrete, oder gleichsam hervorspringe. Um dieß zu erhalten, muß er, ausser der nöthigen Kenntniß der Lichter, auch die von vielen ertheilte und von wenigen verstandene Regel beobachten, daß man sich der weissen Farbe äußerst sparsam bediene. Dieß ist aber nicht, wie manche glauben, von der geringen Menge des Weissen zu verstehen; denn im Grunde ist die Menge der zum Mahlen eines Gesichtes erfoderlichen weissen Farbe größer, als der ganze Vorrath der übrigen dazu nöthigen Farben; und überhaupt braucht man zum Kolorit nur selten irgend eine Farbe, die nicht mit der weissen vermischt würde, indem diese alle die übrigen Farben eben so mildert, wie das Licht die dadurch beleuchteten Körper. Der Sinn jener Vorschrift ist also dieser, daß man an keiner Stelle des Gemähldes das bloße Weiß anderswo sehen müsse, als auf dem Punkte, auf welchen das nächste Licht senkrecht fällt, und daß alle die übrigen Theile auf die gehörige Art, und in der gehörigen immer mehr ins Dunkle gehenden Abstufung müssen behandelt werden.

Hierdurch entsteht zuletzt ein voller Schatten, durch welchen das Licht desto mehr gehoben wird; und das Gemählde erhält dadurch die Kraft, den Zuschauer zu täuschen, daß er glaubt, es trete aus der Fläche der Leinewand hervor.

Sechstens muß man die verhältnißmäßige Stärke oder Schwäche des Lichtes, welches auf das Gemählde fällt, wohl in Acht nehmen, und bemerken, ob der Platz des Gemählides ein starkes oder schwaches Licht, oder, wie man zu sagen pflegt, ein lebendiges oder todtes Licht haben werde. Denn nach Verhältniß des größern oder geringern Lichtes muß auch das Helle und Dunkle des Gemählides stärker oder schwächer, im gegenseitigen Verhältnisse seyn; das heißt: wenn das wahre Licht schwach und todt ist, so muß das Gemählde seine erdichteten Lichter, d. i. eine muntre und lebhafte Helle haben; ist hingegen das Licht lebhaft und stark, so muß das Helle des Gemählides etwas schwächer und gemäßigter seyn. Der Grund hievon ist, weil das wahre Licht, welches auf das Gemählde fällt, dasjenige ist, welches mit dem erdichteten oder angenommenen Hellen des Gemählides

zugleich auf das Auge zurückgeworfen wird, und beide mit einander auf das Geſicht oder den Anblick gemeinſchaftlich wirken. Weil nun alles Uebertriebene das Geſicht beleidigt, ſo kann es nicht zwei Lichter aushalten, die beide allzu hell und lebhaft ſind; und eben ſo wenig verträgt es zwei allzu ſchwache und todte Lichter. Um alſo dem Auge zu gefallen, muß man das Lebhafte des wahren Lichtes durch das Todte des erdichteten, und das Todte dieſes letztern durch die Lebhaftigkeit des erſtern zu mildern ſuchen. Iſt das Gemählde ſchon fertig, und man ſucht erſt den Platz auf, wo man es hinſtellen will, ſo muß man ebenfalls darauf ſehen, es in dem Falle, wenn die Farben deſſelben ſehr hell und lebhaft ſind, in ein mäßiges, und wenn ſie matt und ſchwach ſind, in ein deſto lebhafteres Licht zu ſtellen.

Siebentens habe ich bemerkt, daß das Licht, wenn es auf einen hellen und glänzenden Körper fällt, denſelben weit mehr erhellt, als einen minder glatten und glänzenden Körper. Beſonders gilt das von demjenigen Theile, der ſenkrecht von dem Lichte getroffen wird, und dann

ungemein leuchtend ins Auge fällt. Man kann dieß an einer geschliffenen krystallnen Kugel, und selbst an dem Licht in unsern Augen wahrnehmen. Daher kommt es auch, daß derjenige Theil des Auges, welcher in dem Gemählde geradehin von dem Lichte getroffen wird, mit einem durchaus weissen Punkte muß ausgedrückt werden, wodurch er dann den höchsten Glanz erhält. Man muß es sich also in Ansehung der Beleuchtung zur Regel machen, diejenigen Theile allemal mit hellern Farben anzudeuten, die vorzügliche Glätte und Glanz haben sollen. Wollte man z. B. eine helle und glatte Karnation ausdrücken, so müßte man sie heller mahlen, obgleich dazu auch die Oberfläche des Gemähldes selbst viel beiträgt, wenn sie glatt und mit feingeriebenen Farben gemahlt ist, wozu denn einige am Ende noch einen gewissen Firniß hinzufügen, von welchem wir hernach reden werden.

Achtens muß man wohl erwägen, daß man ausser den geraden und einfallenden Lichtern auch auf die zurückgeworfenen, oder auf die Wiederscheine zu sehen hat; indem diese ganz ungemein

dazu

dazu helfen, dem Gemählde eine gewisse Stä e zu geben, und zu machen, daß es gehörig hervortrete, so bald man sie am gehörigen Orte anzubringen weiß. Man muß sie also zuerst aufs genaueste an jedem Körper in der Natur bemerken, um davon eine vollständige Kenntniß zu erlangen; und man wird finden, daß von den andern Körpern in der Nähe das Licht auf alle die Seiten zurückfällt, worauf es zurückfallen kann; vornehmlich aber auf diejenigen, welche den letzten Umrissen des gesehenen Körpers nahe sind, weil diese auch dem wiederscheinenden Körper am nächsten sind. Daher muß man die Wiederscheine allemal an den beschatteten Theilen anbringen, weil der Körper, welcher das zurückgeworfene Licht erhält, sich in der Mitte zwischen demjenigen Orte befindet, woher das Licht kommt, und zwischen dem Körper, der es zurückwirft; so, daß also diejenigen Theile, die am meisten im Schatten sind, und von dem geraden Lichte in der schiefsten Richtung getroffen werden, das zurückgeworfene Licht von jenem Körper erhalten, welcher dem Lichte an der Seite nach dem Schatten zu entge-

gen ſteht. In den Umriſſen dieſes letztern müſſen alſo diejenigen Wiederſcheine angebracht werden, die eben dadurch ſchwach ausfallen, und gleichſam durch den Schatten hervorſchießende Halblichter ſind. Dieſe werden hingegen deſto heller ſeyn, je näher, glatter und lichter der Körper iſt, der ſie zurückwirft; und ſie thun dann eine deſto treflichere Wirkung, weil ſie auch diejenigen Theile ſichtbar machen, die hinter dem Körper verborgen ſind. Daher kommt es, daß ein Gemählde, in welchem dergleichen Wiederſcheine kunſtreich ausgedrückt ſind, ſich dergeſtalt hebt und abrundet, daß man auch die hinten befindlichen Seiten zu ſehen glaubt. Auch bemerke man, daß das Licht, welches von einem gefärbten Körper zurückgeworfen wird, etwas von der Farbe annimmt, deren Wiederſchein es iſt; dieß muß aber nur ein ganz leichter, mit vieler Geſchicklichkeit behandelter, und am gehörigen Orte angebrachter, Anſtrich ſeyn, der dann eine ſchöne Wirkung thut, indem das Auge nicht nur erkennt, daß es ein bloßer Wiederſchein iſt, ſondern auch einſieht, von welchem Körper er entſteht.

Neuntens, um einem Gemählde die gehörigen und am rechten Orte angebrachten Lichter und Schatten zu geben, muß man vorher einen Ort auſſer dem Gemählde feſtſetzen, von welchem man annimmt, daß das Licht darauf fällt, und hernach das Stück, welches man mahlen will, in eine ſolche Lage neben einem Fenſter ſtellen, daß das durch daſſelbe einfallende Licht ſo darauf falle, wie wir es wünſchen, entweder ſtark oder ſchwach, von der Seite, oder gerade zu, oder von oben herab. Und dann muß das Gemählde eine ſolche Lage in Anſehung des Lichtes haben, während daß es gemahlt wird, als es hernach haben ſoll, wenn es fertig iſt, und an dem beſtimmten Platze aufgeſtellt wird. Hiebei muß ich nur noch erinnern, daß diejenigen Gemählde, welche ihr Licht von oben her erhalten, allemal eine unbeſchreibliche Anmuth und Schönheit vor den übrigen voraus haben, wie man das auch an lebenden Gegenſtänden in der Rotunde zu Rom bemerkt, wo auch die gewöhnlichſten Geſichter allemal ſehr ſchön erſcheinen. Man muß jedoch immer vorausſetzen, daß das Licht von einem einzigen Punkt herkommt,

und von dieſem ſich über das ganze Gemählde verbreitet; woher denn die Verſchiedenheit der Beleuchtung, nach Verhältniß derjenigen verſchiednen Theile rührt, die nach jenem Punkte hingekehrt ſind. Auch muß man nicht bloß den Punkt beſtimmen, von welchem das Licht herkommt, ſondern auch den Punkt, aus welchem das Auge das Gemählde betrachten muß; indem nach der verſchiednen Stellung des Auges die Lichter auch verſchiedentlich erſcheinen werden. Dieß kann man bemerken, wenn man eine Statue anſieht, die unbeweglich ſtehen bleibt, und immerfort einerlei Licht von der nämlichen Seite her erhält. Wenn ſich aber das Auge bewegt, und ſie von verſchiednen Seiten betrachtet, ſo wird es die Helle des Lichts, das auf ſie fällt, an verſchiednen Stellen wahrnehmen. Um endlich eine gründliche Kenntniß dieſer Lichter zu erhalten, wird es ſehr gut ſeyn, wenn man ſich gewöhnt, des Nachts beim Schein einer Lampe zu mahlen. Denn weil dieß ein ſchwaches Licht iſt, ſo laſſen ſich darin die Abſtufungen viel merklicher erkennen. Auch kommt es hier von einem einzigen Punkt her, welches

beim Tageslichte der Fall nicht ist; ob man gleich auch am Tage das Licht durch ein kleines Fenster muß einfallen lassen, weil man auf diese Art die verschiedne Beleuchtung der von dem Lichte geradezu oder schief getroffenen Theile bewirken kann. Auch wird es sehr nützlich seyn, sich im Abmahlen einer Statue oder irgend eines andern Körpers nach der Natur zu üben; vornehmlich aber wird es großen Nutzen schaffen, wenn man nach der Natur allerlei Früchte, auch Vögel, Hunde, Hasen, und dergleichen, abmahlt; weil Früchte, Blumen, und dergleichen Dinge, sehr lebhafte Farben haben, auf welche das Licht fällt, und dann die Verschiedenheit der hellen und dunkeln Parthien desto merklicher macht. Auch gelangt man ausserdem durch das Abmahlen dieser Gegenstände zu einer gewissen Freiheit und Leichtigkeit im Arbeiten, die sehr viel hilft und ermuntert. Diese entsteht besonders dadurch, weil man beim Abmahlen solcher Gegenstände viel Freiheit und Willkühr hat, Veränderungen anzubringen, indem man bald mehr, bald weniger gefärbte Blätter, Blumen und Früchte, bald so, bald anders gestaltet,

anbringt. Dieſen Rath, ſich im Abmahlen der Früchte und Blumen zu üben, kann man als ein großes Geheimniß in dieſer Kunſt anſehen, da ein ſehr geübter Meiſter in derſelben es mir aus mehrerlei Gründen empfahl, vornehmlich aber aus dem vorher angeführten Grunde, um zur Kenntniß der Beleuchtung zu gelangen. Und weil von dieſer Kenntniß die ganze Kunſt der geſchickten Vertheilung der Farben abhängt, ſo habe ich hier dieſe wenigen, aber hier ſehr weſentlichen, Erinnerungen anbringen wollen.

Ich muß nun noch zum Schluß dieſes Kapitels einige andre beſondre und praktiſche Regeln über das Kolorit, auſſer den vorhin ertheilten, anführen; und da ich, durch die eingeſchalteten Bemerkungen über die Lichter, faſt ganz von dieſem abgekommen bin, ſo will ich hier nur noch bemerken, daß man alsdann, wenn man die Arbeit unterbrochen hat, und hernach das Gemählde wieder vornimmt, deſſen Farben ſchon eingezogen und getrocknet ſind, um den Pinſel beſſer in Gang zu bringen, zuerſt die Stelle etwas anfeuchten muß, worauf man fortfahren, oder das Angefangene weiter aus-

mahlen will; und zwar mit gekochtem Leinöl, wozu man auf jedes Pfund Oel zwei Unzen Silberglätte genommen, und es bis zum Aufkochen hat heiß werden lassen. Diese Anfeuchtung thut übrigens dem Gemählde keinen Schaden, wie einige glauben; und man erhält dadurch den Vortheil, daß es bald trocken wird, da hingegen das ungekochte Oel zum Einziehen ziemlich viel Zeit erfodert.

Ehe man irgend etwas auf die zum Gemählde bestimmte Leinewand zeichnet, muß diese gegründet werden, welches auch bei hölzernen oder metallnen Tafeln, worauf man kleinere Bilder zu mahlen pflegt, nöthig ist. Diese Gründung besteht darin, daß man die Tafel mit einer Farbe bestreicht, wozu man gut angemachte Umbra, Erde mit etwas Bleiweiß und Röthel, mit Leinöl angerührt, zu nehmen pflegt. Diese Grundfarbe wird etwas dicker und weniger flüssig angemacht, als die andern Farben; und man streicht sie mit einem großen Messer über das Gemählde her; wobei man dahin sieht, daß sie eben und überall gleich und sauber aufgetragen werde. Einige pflegen diese Gründung

zwei- bis dreimal zu wiederholen; welches mir aber nicht gefallen will. Denn ist die Grundfarbe zu dick, so verändert sie gar sehr die nachher aufgetragenen Farben, indem sie dieselben dergestalt einzieht und einsaugt, daß sie von dieser Grundfarbe selbst etwas annehmen.

Damit die Farben sich lebhaft erhalten mögen, muß man die nämliche Farbe mehrmals über einander auftragen; auch muß dieser Auftrag überhaupt etwas stärker seyn, als in der Natur. Wenn man z. B. die Wangen und ähnliche Theile mit Lack oder Zinnober röthet, so geht man dabei etwas über die Natur hinaus, und mahlt sie röther, weil sie nach Verlauf einiger Zeit blässer, und so werden, wie sie in der Natur selbst sind; denn sonst würde das Gesicht gar bald todt und blaß werden.

Viel Fleiß muß der Mahler darauf wenden, auf seinem Gemählde die einzelnen Gegenstände mit ihren eigenthümlichen und natürlichen Farben dergestalt darzustellen, daß die eine Farbe in der Nähe der andern dazu beitrage, alle Theile zu heben und hervor zu treiben, indem die dunkeln und tiefen Farben allemal die be-

nachbarten hellen abstechender machen. Wünschen wir daher, daß ein Kopf hervortreten und sich heben soll, so müssen wir die Farben um ihn herum dergestalt vertheilen, daß der hellere Theil irgend einen dunkel gefärbten Gegenstand oder Umriß neben sich habe; so, wie hingegen der beschattete und dunkle Theil irgend einen etwas hellern Gegenstand in der Nähe haben muß. Wird dieser so gestellt, daß er das Licht von der entgegenstehenden Seite her erhält, und es an der schattigen Seite des Kopfes zurückwirft, so wird ein solcher Wiederschein die treflichste Wirkung thun, indem er den Schatten von derjenigen Seite des Kopfes etwas mildert, welche das Licht nicht geradezu erhalten kann. Um dergleichen Wirkungen hervorzubringen, wird es gut seyn, solche Gewänder zu wählen, deren Farben sich zu dieser Absicht am besten schicken; indem es uns frei steht, den Gewändern eine Farbe zu geben, die ihnen am vortheilhaftesten ist. Und da wir sie überall hinfallen lassen können, so muß man ihre Falten und Würfe so anzubringen suchen, daß ihre Farben selbst dazu dienen, die unbedeckten Theile

hervortretender zu machen. Um aber dieſe Gewänder zu mahlen, bediene man ſich eines wirklichen Tuchs, gebe ihm einige Falten, Buchten und verſchiedne Lagen; wobei man nur darauf ſehen muß, daß ſie durch die Menge nicht gezwungen noch verworren werden, noch auch, daß das Gewand gar zu ſteif und eben, ohne Anmuth und Schönheit ſey. Vornehmlich aber muß man es ſo anzulegen wiſſen, daß man darunter die Hebung und Senkung der Glieder und alle ihre Anſtrengungen und Bewegungen erkenne. Denn das Gewand ſoll zwar die Figur gut bekleiden, aber nicht ſie verhunzen, noch ihr die Beine brechen. Alles dieß muß man ja nicht obenhin treiben, und für ſo gar leicht anſehen; denn es giebt in der Mahlerei durchaus keine leichte Arbeit, ſo bald man ſie in gehöriger Vollkommenheit auszuüben wünſcht.

Komiſche Subjekte. Aus der Stelle des Cicero von der Traurigkeit, die ich im zweiten Bande der Dramaturgie angeführt habe.

Mylord Roß zu Dublin, von dem das Journal Encyclopédique, 1762, p. 105, nachzuleſen iſt, würde ein gutes Subjekt zu einem neuen Don Pedro ſeyn.

Von einem auſſerordentlichen Projektmacher, den Weiſſe zum Muſter hätte nehmen ſollen, oder den Jemand noch nehmen könnte, der einen beſſern Projektmacher verfertigen wollte, ſ. gleichfalls das Journ. Encycl. 1762, p. 103. Es war Kapitän Pockrich in London. Seine Gläſermuſik. — Sein Geheimniß, unſterblich zu werden. — Ein gewiſſer Newburgh hat dieſen zweiten Don Quixote in einem beſondern Gedichte, The Pockiad, beſungen.

I.

Leſſing redet im 87ſten und 88ſten Stücke ſeiner Hamburgiſchen Dramaturgie, (Th. II. S. 273 ff.) von der einem komiſchen Charakter nothwendigen Allgemeinheit, und rechtfertigt den Terenz über ſeinen Charakter des Heautontimorumenos gegen eine Kritik Diderot's, der demſelben zu viel Sonder-

lichkeit und Einzelnheit vorwirft. Hier ſagt er unter andern, S. 284: „Cicero hatte auf die Natur der Betrübniß genauer gemerkt; er ſah daher in dem Betragen des Heautontimorumenos nichts mehr, als was alle Betrübte, nicht bloß von dem Affekt hingeriſſen, thun, ſondern auch bei kälterm Geblüte fortſetzen zu müſſen glauben: (*Tuſc. Quaeſt.* L. III. c. 27.) Haec omnia recta, vera, debita putantes, faciunt in dolore: maximeque declaratur, hoc quaſi officii judicio fieri, quod ſi qui forte, cum ſe in luctu eſſe vellent, aliquid fecerunt humanius, aut ſi hilarius locuti eſſent, revocant ſe rurſus ad moeſtitiam, peccarique ſe inſimulant, quod dolere intermiſerint: pueros vero matres et magiſtri caſtigare etiam ſolent, nec verbis ſolum, ſed etiam verberibus, ſi quid in domeſtico luctu hilarius ab iis factum eſt aut dictum, plorare cogunt. — Quid ille Terentianus ipſe ſe puniens? u. ſ. f. — Schade, daß Leſſing die Idee nicht ausführte, dieſe ſo wahre Bemerkung zum Anlaß eines Charakterſtücks zu nutzen, in welchem der Traurige mit andern Perſonen in ſolche Situationen verſetzt wäre, worin er dieſen Hang, alles in ſeine Laune und Gemüthsſtimmung mit hinein zu ziehen, vielfach geäußert hätte.

2.

In dem angeführten Stücke des *Journal Encyclopédique* (11 Janv. 1762, p. 97 ff.) wird die im J. 1761 erſchienene engliſche Schrift: The Life of *John Carteret Pilkington* — — written by Himſelf; 2 Vols. 12mo. rezenſirt. Der ganze Artikel iſt, wie das gewöhnlich bei den Anzeigen engliſcher Bücher in dieſem Journale der Fall iſt, aus dem *Monthly Review* gezogen, in welchem man Vol. XXIV, p. 11 ff. einen umſtändlichen Auszug jenes Buchs findet. Unter den daraus zur Probe mitgetheilten Anekdoten iſt auch die von dem damals in London wegen ſeiner ſeltſamen Aufführung ſehr bekannten Grafen von Roß befindlich, deſſen Charakter mit dem noch bekanntern des Grafen von Rocheſter ſehr viel Aehnlichkeit hatte. Auch er beſaß ſehr viel Witz und gute Anlage des Herzens, verbunden mit einem herrſchenden Hange zu wilden Ergötzlichkeiten, wodurch er gar bald ſein Vermögen und ſeine Geſundheit zu Grunde richtete. Zu Dublin, wo er ſich aufhielt, ſah man ihn nicht nur als den Ausbund aller Laſter an, ſondern glaubte ſogar, es habe ein Bündniß mit dem Teufel. Auf ſeinem Todtbette hielt ſein Nachbar, der Dechant Madden, ein ſehr frommer

und rechtschaffener Geistlicher, es für Pflicht, einen sehr nachdrücklichen Brief an ihn zu schreiben, worin er ihm alle seine Ausschweifungen umständlich zu Gemüthe führte, und ihn zur Bekehrung vor seinem Ende vermahnte. Lord Roß, der seiner Possenreisserei noch immer treu blieb, legte den Brief, nachdem er ihn gelesen, in einen andern Umschlag, und addressirte ihn an den Grafen von K..e, der ein sehr exemplarischer Mann, und das gerade Widerspiel von jenem war. Der Bediente des Geistlichen mußte ihn, als von seinem Herrn, überbringen, wozu er ihn durch ein paar Guineen bewog. Lord K. war ein ziemlich ängstlicher und engherziger Mann, und in so hohem Grade pedantisch, daß man von ihm erzählte, er habe bei seiner Vermählung mit einem der schönsten Mädchen in England beim Schlafengehen seine Bräutigamshandschuhe nicht ausziehen wollen. Und nun kann man leicht errathen, was dieser Brief des Dechants für Eindruck auf ihn gemacht haben muß. Voll Unwillens ließ er anspannen, und fuhr selbst damit zum Erzbischof von Dublin. Diesem war der Ton des Briefes unbegreiflich; er ließ sogleich den Dechant rufen, und den Lord K. unterdeß in ein Nebenzimmer

gehen. Jenem legte er den Brief vor, und da er ihn als den seinigen anerkannte, machte er ihm die bittersten Vorwürfe darüber, ohne ihm jedoch den zu nennen, der ihm den Brief gebracht hatte. Der Geistliche rechtfertigte sich darüber, und erklärte sich, was er geschrieben habe, wolle er vor jedermann verantworten. Lord B. war im Begrif, die Sache klagbar zu machen. Unterdeß ließ der Erzbischof den Geistlichen noch einmal rufen, und stellte ihm vor, er würde den unangenehmen Folgen am besten vorbeugen, wenn er dem Grafen förmlich Abbitte thäte. „Ich ihm Abbitte thun? versetzte der Dechant; er ist ja todt!“ — „Wie? Lord B. todt?“ — „Nicht doch, Lord Roß.“ — Hier enträthselte sich nun das ganze Mißverständniß; und der Dechant sah daraus zu seinem Leidwesen, daß Lord Roß eben so leichtsinnig, wie er lebte, gestorben war.

3.

Die Anekdote von dem seltsamen Projektmacher Pockrich ist gleichfalls aus Pilkington's Lebensbeschreibung genommen, und im gedachten Bande des *Monthly Review*, p. 14 ff. der Länge nach ausgehoben worden. Pilking-

ton lernte diesen Pockrich in seiner frühen Jugend selbst kennen, und vernahm die Erzählung seiner Abentheuer aus seinem eignen Munde, die der Leser dort selbst aufsuchen mag, weil sie hier zu viel Raum einnehmen würde. Seine wahre Geschichte war kürzlich folgende. Er hatte ein ganz ansehnliches Vermögen geerbt, welches er aber in kurzer Zeit durchbrachte, ohne daß irgend einem davon etwas zu Gute kam. Auch konnte Niemand begreifen, auf welche Weise er es durchgebracht hätte. Als ihn Pilkington kennen lernte, lebte er in der äußersten Armuth, ob er gleich den Anschein derselben sehr sorgfältig zu vermeiden, und sich alle Bedürfnisse wegzuphilosophiren suchte. Eins seiner ärgsten Projekte gieng auf nichts geringers, als auf die Erfindung, nicht zu sterben; und dieß glaubte er durch Abzapfung des Bluts, und Uebertragung desselben aus den Adern eines gesunden Bauermädchens in den Körper eines abgelebten Mannes, vermittelst eines beiderseitigen Aderlasses, zu bewirken. Freilich kein neues Projekt! Ausserdem glaubte er eine Harmonika von zwiefacher Art erfunden zu haben. Die eine war ungefähr das, was man jetzt eine Harmonika à *cloux de fer* nennt. Er schlug nämlich

sechszehn

sechszehn große Stifte in ein Brett, und spielte vermittelst eines Eisendrathes ein ganzes Stück darauf. Die andre bestand aus Trinkgläsern, die er verschiedentlich mit Wasser füllte, und auf deren Rande er spielte. Diese letztere hatte er auch im Großen aus gläsernen Glocken verfertigt; und da der junge Pilkington sehr hübsch sang, so schlug er ihm vor, mit ihm gemeinschaftlich in den vornehmsten Städten Englands Konzerte zu geben. Das erste derselben wurde in dem Saale des Schneiders veranstaltet, bei dem er wohnte. Der Saal wurde schön erleuchtet; man hatte das Konzert auf der Engels-Orgel (*angelic organ*) in allen Zeitungen angekündigt; alles war dazu in Bereitschaft; zum Unglück aber kam kurz vorher eine große ungeschliffene Kuh in das Zimmer gelaufen, und stürzte die ganze Maschine um, so, daß alle Gläser zerbrachen, und nicht nur das Publikum in seiner hohen Erwartung, sondern auch die beiden armen Virtuosen in ihren nach höher gespannten Hoffnungen getäuscht wurden. Pockrich faßte sich indeß mit allem möglichen Heldenmuthe, ließ die Zuhörer wieder zurückweisen, und verkroch sich in sein armseliges Dachstübchen. Nicht lange hernach nahm er ein sehr

trauriges Ende. Bei einer schrecklichen Feuersbrunst in Cornhill, welche d. 10. Nov. 1759 in Hamlin's Kaffeehause entstand, wo P. damals wohnte, kam er in den Flammen um, die in seinem Zimmer sollen ausgebrochen seyn. Vor seinem Tode soll er doch neun Wochen hindurch täglich nicht weniger als sechs Pfund Sterling mit seiner Gläsermusik verdient haben. — Ein gewisser Newburgh von Ballyhaise, in der Grafschaft Cavan, besang ihn in verschiednen launigen Gedichten, besonders in einer Pockade, worin er alle seine vielen unglücklichen und meistens unausführbaren Projekte erzählt.

Kochkunst. Ich besitze ein altes deutsches Kochbuch, welches allem Ansehen nach das erste ist. Es führt zum Titel das einzige Wort: Kuchemalstrey, nicht aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzt, sondern ganz geschnitten. Unter diesem Worte steht ein Holzschnitt, der eine Küche mit verschiedenen darin beschäftigten Personen vorstellt. Nirgends zeigt sich weder Ort noch Jahr des Drucks; aber daß es aus dem funfzehnten Jahrhunderte seyn

muß, ist wohl unstreitig. Die Form ist klein Quart, und der Bogen sind viere, von welchen aber nach der Signatur die Bogen A und B jeder acht, und die Bogen C und D jeder sechs Blätter haben; daß folglich das Ganze, mit den vier Blättern, welche den Titel, die Vorrede und das Regiſter enthalten, aus 32 Blättern beſteht. Die Seiten sind nicht numerirt, und der Kustos fehlt auch. Aber Anfangsbuchstaben hat es; und zwar zu Anfange der Vorrede und des ersten Theils ein A und D von einer sehr bunten Art, voller Laubwerk. Das Werkchen ist in fünf Theile, und jeder in besondre Paragraphen getheilt, die ich durchlaufen will.

Diß Büchlein, heißt es, wirt geteilet in fünff teyl. In dem ersten teyl. lernt es. wie man faſtenſpeyß bereiten ſol von mancherley viſchen. vnd auch biberſchwantzen. ꝛc. zu ſyeden. braten. gebachē. vñ wie man etliche darunter vergulden od' verſilberē mag. Auch wie man von gemüß vnd ſuppē in mägerley weiß mit gewürtz-

tē. vñ etlich mit farbē bereiten vnd geben ſol. ꝛc. — So iſt alles treulich nachgeſchrieben; und man ſieht, welche Sonderbarkeiten die Schrift hat: 1) Die Subſtantive haben keinen großen Anfangsbuchſtaben. Nur die Perioden fangen mit einem an. 2) Kein Komma zeigt ſich gar nicht; auch ſonſt kein Unterſcheidungszeichen, als das einzige Punktum, welches für alle und jede, auch öfters an Stellen gebraucht wird, wo wir jetzt ganz und gar keine Interpunktion ſetzen würden. 3) An Zeichen kommt noch ſonſt das Etcätera, ꝛc, und das Paragraphenzeichen ☐ vor. 4) Arabiſche Zahlen finden ſich gar nicht; ſondern die Paragraphen ſowohl als die Blätter der Bogen ſind mit römiſchen Zahlen, aber aus der nämlichen deutſchen Schrift, numerirt. 5) Noch merke man den Ausdruk: Diß büchlein lernt, anſtatt daß wir jetzt ſagen würden, lehrt; zum Beweiſe, daß lehren und lernen urſprünglich Ein Wort waren, und erſt in ſpätern Zeiten ſind unterſchieden worden.

Was ich ſonſt für mich daraus anmerken kann, wird größtentheils nur in alten Wörtern beſtehen:

§. 3. mach ein gelbß pfefferlein daruber. Pfefferlein iſt hier ohne Zweifel ſo viel als Brühe.

§. 4. haupt, grot vñ ingeruſch. Ingeruſch heißt ſo viel als Eingeweide.

§. 7. las es in einer pfannen erwallen einen wall: ein einzigesmal aufwallen, aufſieden.

§. 8. gar ein hofliches vnd deuigs eſſen: jetzt brauchen wir höflich nur von Sitten.

In Hrn. Panzer's Annalen der ältern deutſchen Literatur finde ich dieß Buch nicht angeführt, welches dadurch, daß es in ſeiner Art vermuthlich das erſte iſt, allerdings merkwürdig wird. Ein Küchenmeiſter bedeutete ehedem überhaupt einen geſchickten und ausgelernten Koch, z. B. wie Friſch bemerkt, einen ſolchen, der bei Hochzeiten, oder andern feierlichen Gaſtmälern die Speiſen zubereitete. — Ein Pfeffer oder Pfefferlein hieß eine jede Brühe, beſonders eine ſchwarze, ohne Zweifel von dem Hauptingrediens des Pfeffers; man nannte daher auch die Schmarotzer Pfefferlecker. —

Daß lernen in ältern deutſchen Schriften ſehr oft für lehren gebraucht wurde, iſt bekannt. — Ingeruſch oder Ingeräuſch wird auch von Friſch, Th. II. S. 94, als gleichbedeutend mit Eingeweide angeführt; und von Hrn. Adelung unter dieſem letztern Worte, als bairiſches Provinzialwort. — Der Wall im Sieden; etwas einen Wall thun, für aufſieden, aufkochen laſſen, iſt gleichfalls von Friſch, Th. II. S. 419, bemerkt worden. — Höflich für höfiſch kommt in ältern Schriften oft vor.

Bei dieſer Gelegenheit will ich ein andres altes, und ſehr reichhaltiges deutſches Kochbuch anführen, das freilich wohl um ein Jahrhundert neuer, aber doch immer, als Beweis des vor zweihundert Jahren herrſchenden Geſchmacks und Aufwandes in Speiſen, einige Aufmerkſamkeit verdient. Es hat den Titel: Kunſtbuch von mancherley Eſſen, Geſotten, Gebraten, Poſteten, von Hirſchen, Vogelen, Wildprat, vnd andern Schaweſſen, ſo auff Fürſtlichen vnd andern Pancketen zuzurichten gehörich: geſtelt durch den Erbarn vnd wohlerfahren Meiſter Frantz de Rontzier, Fürſtl. Braunſchw. beſtalten Mundtkoch. Dergleichen bishers

in druck nicht gesehen. Wolfenbüttel, 1598. 4. 543 Seiten. Vermuthlich war dieß schon ein französischer Hofkoch; und er hat sein Buch, weil er selbst nicht schreiben konnte, wie er im Vorberichte sagt, *ad pennam* diktirt. Die Kunstwörter sind indeß nicht französisch, sondern fast durchgängig deutsch.

Küssen. Die alten Griechen, wenn sie Kinder küßten, pflegten sie bei den Ohren zu fassen, und sich von ihnen so fassen zu lassen: αἰνιττομενοι μετα παιδιας, sagt Plutarch, (de aud. poët. p. 38, edit. *Xyl.*) ὁτι δει φιλειν μαλιϛα τȣς δια των ὠτων ὠφελȣντας, per jocum innuentes, maxime amandos eos, qui per aures prosunt. — Diese Art zu küssen habe ich irgendwo die florentinische genannt gefunden. Die Ursache, welche Plutarch angiebt, ist wohl schwerlich die wahre; und der ganze Grund von diesem beiderseitigen Ergreifen der Ohren mag wohl kein andrer seyn, als, weil auf diese Weise Gesicht und Gesicht am völligsten gegen und auf einander kommt.

Plutarch scheint diese Art, Kinder zu küssen, wohl freilich mehr so gedeutet, und ihr einen anspielenden moralischen Sinn gegeben, als diese Anspielung für die wahre Veranlassung jener Sitte genommen zu haben. Wenn aber L. diese Art zu küssen irgendwo die florentinische genannt fand, so hatte man dabei, fürcht' ich, mehr einen unmoralischen Nebenbegrif, und den Verdacht der den Griechen so oft, und leider! nicht immer mit Ungrund, vorgeworfenen unerlaubten Knabenliebe. Denn auch das Wort florenzen findet man in alten deutschen Büchern von diesem Laster gebraucht; und ich erinnere mich, daß mir Lessing selbst einmal sagte, er habe eine Warnung dawider in einer alten Predigt mit diesem Ausdrucke gefunden, dessen Ursprung bekannt, und der auch im Italiänischen üblich ist.

L.

Lachen. Vom Lachen, in sofern es unbelebten Dingen und den Göttern von den Dichtern beigelegt worden, siehe ein gutes Kapitel in *Petri Petiti* Miscell. Obss. L. II. c. 18.

Ein sehr merkwürdiges Beispiel vom unwillkührlichen Lachen findet sich beim Saxo (Hist. Dan. L. II. p. 30.) in dem Zweikampfe des Agner mit dem Biacco. Erst hieb Agner; und als die Reihe an den Biacco zu hauen kam: tunc Biacco mutuo percussurus, quo plenius ferrum libraret, pedem trunco annixus, medium Agneri corpus praestantis acuminis mucrone transegit. Sunt qui asserunt, morientem Agnerum soluto in risum ore per summam doloris dissimulationem animam reddidisse. — Der Umstand kann sehr wahr seyn; ja er ist der Sache so angemessen, daß das Faktum selbst durch ihn wahrscheinlich wird. Man erinnere sich nur, daß das Lachen durch eine Erschütterung des Zwerchfells entsteht. Wie sehr aber mußte dieses Eingeweide durch den mächtigen Hieb gereizt und erschüttert werden! Der sterbende Agner mußte also lachen, er mochte wollen oder nicht; und es geschah gar nicht aus Verstellung des Schmerzes, wie Saxo meint, die ihm gewiß in diesem Augenblicke unmöglich gewesen wäre.

Schon Aristoteles hat es (L. III de partibus animalium, cap. 10.) angemerkt: ictu trajecta praecordia in proeliis risum attuliſſe. Dieß ganze Kapitel, wo mehr vom Lachen vorkommt, verdient näher von mir erwogen zu werden.

Die Thränen der Freude und des ſardoniſchen Lachens zeigen genugſam, wie nahe beides, Weinen und Lachen, mit einander verwandt ſind. Vom ſardoniſchen Lachen ſ. verſchiedenes geſammelt in *Novarini* Adagiis, T. I. p. 49.

Lord Shaftesbury's Meinung von dem Lächerlichen, als dem Probierſteine der Wahrheit, hat Brown, wie bekannt, beſtritten. Ein Ungenannter aber hat den Lord gegen ihn vertheidigt: A Vindication of Lord Shaftesbury, on the Subject of Ridicule; Lond. 1751. 8. Er meint, daß der Lord das Wort *ridicule* als ein Synonym von *freedom*, *familiarity*, *good humour*, u. dergl. gebraucht habe.

Petit setzt am angef. O. die verschiedenen Bedeutungen aus einander, in welchen das Lachen von den alten Schriftstellern auch leblosen Dingen metaphorisch beigelegt wird. Die erste ist die bekannteste, da es so viel, als einen heitern, angenehmen Anblick bedeutet. Aber nicht bloß von sichtbaren Gegenständen wird diese Metapher bei den Alten gebraucht. Katull sagt auch von den Gerüchen der Blumen: domus jucundo *risit* odore. Auch vom Meere wird gesagt, daß es lache, wenn Stille auf demselben herrscht, und sich das Wasser nur in kleinen, sanften Wellen kräuselt. Katull hingegen legt dem vom Winde bewegten, rauschenden Meere ein lautes Gelächter bei: leni resonant (undae) plangore *cachinni*. Den Donner und das Feuer des Blitzes nannten die Griechen, wie Aristoteles sagt, ein Lachen Vulkan's oder der Vesta. — In der Folge redet Petit noch von der mystischen Bedeutung des Lachens in einigen Stellen der H. S.; und von dem Lachen der Götter, worüber er eine Stelle aus dem Kommentar des Proklus über Plato's Bücher von der Republik anführt, die sich auf den Vers beim Homer bezieht:

Ἄσβεστος δ' ἄρ' ἐνῶρτο γέλως μακάρεσσι θεοῖσι.

Ueber das Lachen und das Lächerliche findet man im ersten Bande von Flögel's Geschichte der komischen Literatur, viel Gutes gesammelt und nachgewiesen. Es wird daselbst gleichfalls, S. 104 ff. die durch den Lord Shaftesbury veranlaßte Frage geprüft: „Ob das Lächerliche der Probierstein der Wahrheit sey?" Diese Frage hat zu mehrern Untersuchungen Anlaß gegeben, unter denen ich hier nur noch der von Leibnitz in seinen Remarques sur un petit livre trad. de l'Anglois, intitulé, *Lettre sur l'Enthousiasme*, gedenken will, die man in dem bekannten Recueil de div. Pieces sur la Philosophie &c. des Des Maizeaux (Amst. 1720. 2 Voll. 8.) T. II. p. 245 ff. findet. — Die Essays on the Characteristicks of the Earl of *Shaftesbury*, by *John Brown*, Lond. 1751. 8. sind voll von überaus scharfsinnigen und trefflichen Bemerkungen, sowohl über diesen als andre Gegenstände. Von den drei Versuchen gehört der erste hieher, worin er zu zeigen sucht, daß nicht das Lächerliche, oder Spott, sondern die Vernunft allein der Probierstein der Wahrheit, und Entdeckerin des Irrthums und der Unwahrheit sey, der auch die Prüfung des Lächerlichen selbst unterworfen werden müsse.

„Ueberhaupt, sagt er zuletzt, muß einem bei „diesem neuen Vorschlage, die Wahrheit durch „das schwankende und unstäte Licht des Lächer„lichen zu entdecken, jener ehrliche Irländer „einfallen, der mit seinem Lichte zum Sonnen„zeiger gieng, um zu sehen, wie spät es schon „in der Nacht wäre.“ — Die von L. erwähnte Gegenschrift aber ist ein bald in Vergessenheit gerathenes Pamphlet, und von weniger Bedeutung. Sh.'s Meinung ist freilich oft mißverstanden worden; aber dahin ging sie doch wohl gewiß nicht bloß, den leichten, muntern und launigen Vortrag jedem Wahrheitsforscher zu empfehlen, und ihn von dem finstern, schwerfälligen und pedantischen Lehrton abzuschrecken.

Lakonismus. Den Ursprung des Lakonismus findet Kappe (in seiner Diss. de Laconismo, p. 2. 3.) vornehmlich in der neidischen und stolzen Gemüthsart der Spartaner; und dann in einem ausdrücklichen Gebote ihres Gesetzgebers, des Lykurgus, (*Cragius* de Rep. Laced. L. III. tab. VIII. inst. 6.) welchem zufolge schon die Jugend angehalten

wurde, ſich nicht anders, als mit wenig Worten, auszudrücken. Aber nun iſt die Frage: Was bewog den Lykurg zu dieſem Geſetze? Weil er ſeine Landesleute ſchon von Natur dazu geneigt fand? Aber was braucht man dem natürlichen Hange einer Nation noch mit Geſetzen zu Hülfe zu kommen? — Dieß erinnert mich an eine ſchöne Stelle des Symmachus, von der ich mich wundre, daß ſie einem ſo beleſenen Manne, wie Kappe war, entgangen iſt. Er meint nämlich, weil die Spartaner gefunden, daß ſie es den Athenienſern ſchwerlich in dem reichen und blühenden Ausdrucke gleich thun würden, ſo hätten ſie lieber einen ganz entgegengeſetzten Weg einſchlagen, als ſich der Gefahr der Vergleichung ausſetzen wollen. (L. I. ep. 45.) Memini brevitatem Spartanam laudi quondam fuiſſe. Sed ego tecum Romanis legibus ago, et, ſi ita vis, Atticis; quibus tantum decus a facundia fuit, ut mihi videantur Lacones metu collationis in diverſum ſtudia deſtinaſſe.

Cragius am angef. Orte (ed. L. B. 1670. 8. p. 293.) beruft ſich auf den Plutarch,

welcher im Leben Lykurg's ausdrücklich sagt: ἐδίδασκον δὲ τὰς παιδὰς καὶ λόγῳ χρῆσθαι πικρίαν ἔχοντι μεμιγμένην χάριτι, καὶ πολλὴν ἀπὸ βραχέως λέξεως ἀναθεωρῆσιν. Er führt hievon noch mehrere Zeugnisse, und einige Beispiele an, dergleichen man vornehmlich auch in Plutarch's Apophtegmatt. Lacon., und in seiner Abhandlung de garrulitate findet.

Lampadisten. So hießen die, welche in denen Spielen zu Athen, die λαμπαδηδρομίαι, das Fackelrennen, hießen, den Preis davon getragen hatten.

Ein Denkmal auf einen solchen Lampadisten s. beim Caylus, wo auch eine Beschreibung dieser Spiele selbst, nebst Anzeigung verschiedener Punkte, die dabei noch zu untersuchen wären, gegeben wird. (S. Erklärung der Zierrathleisten des ersten Bandes der Alterthümer, S. XIV der Uebers.)

Das Fackelrennen, oder der Fackelkampf, ἀγὼν λαμπαδήχος, war besonders bei den Hephästien, oder dem Feste Vulkan's zu Athen gebräuchlich, das auch zu Rom unter

dem Namen der Vulkanalien gefeiert wurde. Auch mit den Panathenäen, den Prometheen, und andern griechischen Festen, verband man solch ein Wettrennen mit Fackeln. Drei Jünglinge stellten dasselbe an. Wem die Fackel vor Erreichung des Ziels verlöschte, der gab sie dem andern, und dieser, in eben dem Falle, dem dritten; und wer sie brennend bis ans Ende der Laufbahn brachte, trug den Sieg davon. Dieser hieß denn auch λαμπαδηφορος, oder πυρφορος. Hieraus sind manche Anspielungen der Dichter und anderer Schriftsteller, z. B. die Stelle beim Lukrez (de Nat. Rer. L. II. v. 78 f.) zu erklären:

Inque brevi spatio mutantur secla animantum,
Et quasi cursores vitai lampada tradunt.

wobei die Erläuterungen der Ausleger zu vergleichen sind. S. Potter's Griech. Archäol. Uebers. B. I. S. 178.

Franc. Lana. Dieser italiänische Jesuit, welcher 1687 zu Rom starb, hat von seinem Werke: *Magisterium Naturae et Artis* betitelt, nur drei Bände zu Stande gebracht. —

Ob

Ob in dieſen ſchon etwas von der Mahlerei vorkommt? — Aus dem *Prodromo* wenigſtens, der zu Breſcia 1670 in fol. gedruckt iſt, und womit er dieß Werk ankündigte, erhellet, daß er von der Verbeſſerung der Mahlerei handeln wollte; und in dieſem Prodromo ſelbſt wird von S. 135 bis 168 in vier Kapiteln davon gehandelt, aus welchen ich hier einiges auszuziehen will *).

Kap. *I.* enthält Vorſchriften über die mahleriſche Erfindung. Er redet von der Mannichfaltigkeit in den Figuren, Stellungen, und beſonders in den Geſichtern. „Hierin, ſagt er, findet ſich viel Schwierigkeit; denn ein jeder Mahler ſucht natürlicherweiſe den Perſonen, die er mahlt, diejenigen Phyſiognomien zu geben, die ſich ſeiner Einbildungskraft am lebhafteſten eingeprägt haben; und man hat daher bemerkt, daß die Geſichtszüge auf den Gemählden immer ſehr viel von den Phyſiognomien des Vaters, der Mutter, oder irgend

*) Leſſing hat die Stellen alle nur italiäniſch ausgezogen; vielleicht geſchieht doch manchem ein Dienſt durch Ueberſetzung derſelben.

einer andern Perſon, die der Mahler vorzüglich liebte, oder am öfterſten ſah, an ſich haben. Selten trift man Gemählde mit vielen Geſichtern, wo nicht eins dem andern ähnlich ſähe. Daher verdient der ſo berühmte Raphael um ſo mehr Lob, weil man in ſo vielen Arbeiten von ihm ſchwerlich zwei Geſichter antreffen wird, die einander völlig ähnlich wären" a).

Von den unſchicklichen Uebertreibungen ſagt er: „Ich kann nicht umhin, diejeni-

a) Nel che ſi ritrova molta difficoltà; poichè ogni pittore inclina naturalmente ad eſprimere nelli perſonaggi quelle fiſionomie, che ha più impreſſe nell' imaginazione; onde è ſtato oſſervato, che i volti pittoreſchi tengono ſempre molto della fiſionomia del padre, della madre, o d'altra perſona più amata, e più frequentamente veduta dal pittore; e rari ſono que' quadri ne' quali rappreſentandoſi molte faccie, l'una non habbia la fiſionomia ſimile all' altra. Quindi è degno di molta lode il famoſiſſimo *Rafaello*, che in tante opere ch'egli fece, difficilmente ſi ritroverà un volto che ſia ſimile ad un altro.

gen Mahler zu tadeln, welche die heilige Jungfrau unter dem Kreuze ganz in Schmerz versunken, und faſt verzweifelnd, darſtellen. Billig ſollte man an ihr einen zwar großen, aber geſetzten und frommen Schmerz ſchildern. Von der Art iſt die Madonna dello Spaſimo zu Meſſina, ein herrliches Gemählde von Raphael" b).

Kap. II. Regeln für die Zeichnung. — Lana räth, nicht bloß eine Skizze im Kleinen von dem auszuführenden Gemählde zu entwerfen, ſondern ſogar ein kleines, und nur aus dem Groben gearbeitetes Modell aus Wachs von einer jeden zu mahlenden Figur zu machen, und dann von dieſem Modell die Zeichnung zu nehmen, weil man es nach Gefallen wenden und ſtellen könne. Auch wären dergleichen Modelle

b) Non poſſo non biaſimar quei pittori, i quali dipingono la Beatiſſima Vergine a piè della croce, totalmente abbandonata per il dolore, e quaſi che diſperata; dovendoſi eſprimere in lei un dolore grande sì, mà coſtante e divoto; qual' è la Madonna dello Spaſimo in Meſſina, opera maravigliosa di Rafaello.

öfter wieder zu gebrauchen. Ueberhaupt räth er dem Mahler, ſich vorher einige Uebung in der Bildhauerei zu erwerben, weil es die leichtere Kunſt ſey; allenfalls auch nur vom Boſſiren in Wachs.

Lana ſcheint der Erfinder des Worts Ideal zu ſeyn; ob er gleich nicht will, daß der Mahler nach dem Ideale mahlen ſoll, ſondern nach der Natur. „Ich wünſchte, ſagt er, daß die Mahler die Parthien ihrer Figuren aus der Natur ſchöpfen möchten; und ich begreife nicht, warum eine nach Gutdünken gemahlte Figur, die man manierirt nennt, und die ich Ideal (idealiſch) nennen möchte, ſchöner ſeyn ſollte, als eine aus der Natur entlehnte" c). Doch will Lana auch nur, daß man die einzelnen Theile von der Natur, nicht aber alle Theile von einem und demſelben Menſchen nehmen, ſondern an verſchiedenen die

c) Jo vorrei, che li pittori pigliaſſero le ſue parti dal naturale; nè ſò intendere, perchè debba eſſer più bella una figura dipinta a capriccio, che chiamano di maniera, ed io la direi *ideale*, di quella che è preſa della natura.

ſchönſten Theile ausſuchen ſoll. Und weiter verſteht man auch jetzt nichts unter dem Ideal.

Von den Proportionen des menſchlichen Körpers nimmt Lana die Düreriſchen an. Er ſchließt aber, nachdem er aus dem Vitruv und Villalpando angemerkt hat, daß alle Körper um ſo viel vollkommener wären, je mehr ſie ſich in ihren Verhältniſſen den Verhältniſſen des menſchlichen Körpers näherten: „er müſſe jedoch bemerken, daß die Alten es für rathſam hielten, ein wenig von dieſen natürlichen Verhältniſſen abzuweichen. Um alſo den Statuen und Figuren mehr Sweltes und Schlankes zu geben, machten ſie die Körper etwas groß, die Köpfe klein, die Hüfte lang; und manche Parthien machten ſie gern fein und geſtreckt, um der Figur eine gewiſſe Grazie und Schönheit zu geben" d).

d) Doveſi però avvertire, che gl'antichi ſtimavano bene lo ſcoſtarſi alquanto da queſte naturali proporzioni; onde per dare maggior ſueltezza alle ſtatue e alle figure, facevano i corpi alquanto grandi, le teſte piccole, la coſcia lunga, ed in molte parti amavano la

Von den gewaltſamen Stellungen hat er ſehr richtige, geſunde Anmerkungen: „Hierin, ſagt er, verſehen es viele, indem ſie die Knochen des Körpers dergeſtalt verdrehen und verrenken, daß man ſchon daraus wahrnehmen kann, es ſey ein gemahlter, und kein lebendiger Menſch, weil er vor Schmerz darüber nicht ſchreit und ächzet, welches man ganz gewiß hören würde, wenn er lebte. Hierüber ließe ſich vieles ſagen; hier aber will ich nur anmerken; daß in den Anſtrengungen der Lebenskräfte und der Glieder ſehr oft manches Irrige und Unnatürliche liegt, welches derjenige, der kein Kenner iſt, ſo leicht nicht entdeckt, weil dergleichen gewaltſame Stellungen das Auge durch ihre Neuheit hinreiſſen. Billig aber ſollte man nie über die Möglichkeit und Wahrſcheinlichkeit hinaus gehen. So darf der Kopf desjenigen, der auf den Füßen ſteht, ſich nicht weiter in die Höhe heben, als ſo weit die Augen in die Mitte des Himmels ſehen; auch ſollte er

ſottigliezza e la lunghezza, per una certa grazia e leggiadria.

ſie nicht weiter nach Einer Seite hin bewegen, als ſo weit noch das Kinn die Schulter berühren kann. Die Bruſt muß nicht ſo ſehr verdreht werden, daß die Schulter über die Gegend des Nabels hinauskomme; u. ſ. f. " *).

*) Nel che molti peccano ſtorcendo e dislogando le oſſa in tal modo, che da queſto ſuolo ſi può conoſcere eſſer quello un' uomo dipinto e non vivo, perche non grida e non ſpaſima per il dolore, che dovrebbe ſentirne, ſe vivo foſſe. Circa di ciò ſarebbe molto che dire; mà oſſervo ſolo, che nelli ſforzi della vita e delle membre ben ſpeſſo ſtanno naſcoſti molti errori ed innaturalezze, le quali da chi non è bene intendente, difficilmente ſi conoſcono, perche tali ſforzi rapiſcono l'occhio con la novità: mà non dee ſcoſtarſi dal poſſibile e dal veriſimile. Per tanto la teſta di chi ſtà in piedi, non ſi volti più in ſù, ſe non quanto gli occhi guardino mezzo il cielo; ne più ſi volti da un lato, ſe non quanto il mento tocchi la ſpalla; il petto non ſia ſi torto, che la ſpalla arrivi più oltre della dirittura dell' umbilico. *etc.*

Auch räth er sehr vernünftig an, Anfangs ins Große und nach der Natur zu zeichnen, weil in einem kleinen Bilde sehr oft große Fehler verborgen liegen, da man hingegen in einem großen Bilde alle, auch die kleinsten, Mängel entdeckt.

Von der Perspektiv verspricht er in dem größern Werke weitläuftig zu handeln.

Kap. *III.* Regeln über das Kolorit. Dieses ganze Kapitel verdient, daß ich es unter dem Artikel Farbengebung oder Kolorit ganz übersetze. Es faßt in der Kürze so viel Gutes in sich, als ich nirgend angetroffen habe *).

Kap. *IV.* Von den verschiednen Arten in der Mahlerei und Zeichnung, nebst andern dahin gehörigen Erfindungen. — Die zwei vornehmsten Arten zu mahlen sind: die Fresko- und die Oel-Mahlerei. Die erstere scheint Lana überhaupt für die Mahlerei in Wasserfarben zu nehmen (dipingere a tempera,

*) S. oben den Artikel Kolorit, wo ich die Uebersetzung dieses Kapitels eingeschaltet habe. E.

cosi chiamato, perche i colori si stemprano con acqua,) sie mag nun auf frischem Kalk, oder auf hölzernen Tafeln, oder auf sonst einem Grunde geschehen. Geschieht sie auf frischem Kalk, so werden die Farben mit bloßem Wasser angerührt, sonst aber mit Gummiwasser.

Jede von diesen beiden Manieren kann auf dreierlei Art ausgeübt werden *f*):

1. „Die erste, gewöhnliche und gemeinste Art ist die Vereinigung (*unendo*) oder Vertreibung der Farben, wenn man nämlich jede Farbe an ihre Stelle setzt, und sodann mit einem andern reinen Pinsel, ohne Farbe, die äußersten Theile der beiden benachbarten Farben doch so mit einander verbindet, daß sie bei ihrer Vereinigung nicht eine gewisse Härte oder Rauhigkeit verursachen, die das Auge beleidigen würde,

f) Il primo più usitato e commune è *l'Unendo*; il che si fa con mettere ciascun colore al suo luogo, e poi con un altro pennello, che sia netto, e senza tinta, congiungendo le parti estreme delli due colori vicini, acciò unendosi insieme non cagionino una certa asprezza, che offenderebbe l'occhio, se vedesse un

wenn es die eine Farbe unmittelbar neben der andern geſtellt ſähe, ohne daß ſie in einander liefen. Und ſo beſteht dieſe Vereinigung darin, daß man die äußerſten Enden der Farben in einander verſchmelzen, und gleichſam auf eine ſanfte Art verdunſten läßt. Dieß findet man in den Arbeiten des Antonio Correggio, Raphael, und Leonardo Vinci, und vieler andern Meiſter."

2. „Die zweite Art iſt nicht ſo gewöhnlich, weil ſie ſchwerer iſt. Sie beſteht nämlich in einzelnen Pinſelſtrichen (*tratteggiando*); da man, anſtatt die Farben mit einander zu vereinigen, verſchiedne Züge oder Striche mit dem

colore poſto immediatamente vicino all' altro, ſenza contemperarſi inſieme; ſi che l'unire conſiſte in contemperare l'eſtreme parti de' colori, facendoſi dolcemente sfumare; così ſono fatte l'opere d'Antonio Correggio, Raffaello, e Lionardo da Vinci, e molti altri.

Il ſecondo è meno uſitato, perche è più difficile, e ſi fà *tratteggiando*, cioè, in luogo di unire i colori ſi vanno facendo varie tratte di pennello, che formano quaſi linee l'una

Pinſel macht, welche gleichſam Linien abgeben, wovon die eine ſo dicht bei der andern iſt, daß ſie bei allem erfoderlichen Abſtande doch mit einander vereinigt ſcheinen, und eben die Wirkung thun, als ob die Farben völlig zuſammen verbunden wären, auf ähnliche Art, wie auf Kupferſtichen und in Zeichnungen mit der Feder. Von der Art ſind die Freskogemählde des Michel Angelo, Pierin del Vaga, und zu unſern Zeiten die von Guido Reni."

3. „Die dritte Art geſchieht durchs Tupfen (*a botte*) oder Aufwerfen, wenn man nämlich nicht den Pinſel von einer Seite zur andern über das Gemählde hinführt, ſondern

vicina all' altra sì, che in debita diſtanza ſembrino unite, e facciano l'iſteſſo effetto, che ſe i colori foſſero totalmente congionti, in modo ſimile a quello, che vediamo nelli intagli di rame, e come ſi formano i diſegni con la penna; così Michel' Agnolo, Pierin del Vaga, e a noſtri dì Guido Reni.

Il terzo modo ſi chiama dipingere *a botte*, il che ſi fà, non conducendo il pennello dall' una parte all' altra ſopra la tela, ma apputtan-

mit demſelben darauf tupft, und verſchiedene Würfe damit macht. Dieſer Manier bedienen ſich vorzüglich geſchickte Meiſter, wenn ſie mit wenigen Pinſelwürfen ein Gemählde vollenden wollen, das zwar, in der Nähe betrachtet, keine ſonderliche Feinheit, aber dennoch viel Stärke der Zeichnung, und in der Ferne das Anſehen hat, als ob es ganz ausgeführt, und aufs feinſte dargeſtellt wäre. Dergleichen Gemählde ſchätzt man um ſo viel höher, mit je weniger Pinſelzügen ſie ausgeführt ſind; indem man in der Nähe gar leicht die einzelnen Würfe des Pinſels zählen kann, welches bei andern Gemählden nicht der Fall iſt; und aus ihrer geringen An-

dolo, e dando varie botte ſopra di eſſa; e queſto modo ſi ſuole uſare da valenti Maeſtri, quando in pochi colpi vogliono formare una pittura, la quale benche non habbia certa delicatezza veduta in vicinanza, nulladimeno habbia forza di diſegno, e rimirata da lontano compariſca come ſe foſſe finita, e delicatamente formata; e queſte pitture tanto più vengono ſtimate, con quanto meno botte ſono dipinte; poiche oſſervate da vicino ſi

zahl ſchließt man dann auf die meiſterhafte Geſchicklichkeit des Mahlers, der mit ſo wenigen Würfen ein ſchönes Stück zu verfertigen wußte. Von dieſer Art ſind die Werke eines Titian, Paul Veroneſe, Tintoretto und vieler andern. Ich ſagte, daß dieſe Manier nur großen Meiſtern eigen ſey, weil ein Meiſter in der Kunſt bei der Verfertigung eines Gemähldes oder Bildniſſes nicht mehr Pinſelzüge darauf verwendet, als durchaus nothwendig ſind, und dadurch zu erkennen giebt, daß er weiß, was er macht, und nicht aufs Gerathewohl oder auf gut Glück arbeitet, wie unerfahrne Künſtler thun, die immer das ſchlecht gerathene verbeſ-

poſſono agevolmente numerare le botte (il che non avviene nelle altre pitture) e dal poco numero di eſſe ſi argomenta il valore e maeſtria del pittore, che in ſi pochi colpi ſeppe formare un bel quadro; così ſi veggono l'opere di Titiano, Paolo da Verona, Tintoretto, ed altri molti. Diſſi, che queſto è proprio di valenti pittori; poiche un maeſtro nell' arte nel formare una pittura o ritratto, non vi mette più pennellate di quelle,

ſern wollen, und daher die Pinſelzüge vervielfältigen, und Farben ohne Noth verſchwenden müſſen. Daher kommt es auch, daß vortrefliche Mahler in kurzer Zeit viele Gemählde haben vollenden können, weil kein einziger Pinſelſtrich von ihnen umſonſt geſchah.“ — In dieſer Manier lobt er beſonders einen ſeiner Freunde, Namens Clemente, der nicht allein in der Mahlerei, ſondern auch in der Skulptur, Poeſie und Hiſtorie ſehr erfahren geweſen. „Dieſer überaus ſinnreiche Meiſter ſeiner Kunſt, ſetzt er hinzu, hat eine wirklich bewundernswerthe Manier in der Mahlerei, weil er nicht nur eine Figur oder ein Bildniß mit ganz wenig

che ſono preciſamente neceſſarie, moſtrando di ſapere ciò che fa, e non operando quaſi diſſi a tentone, o giuocando a indovinare, come fanno gl'ineſperti; che però volendo emendare il mal fatto, conviene che moltiplichino i colpi del pennello, e conſumino colori ſenza neceſſità. E quindi è, che pittori eccellenti hanno potuto in breve tempo dipingere molti quadri, perche niuna delle loro pennellate era data in vano.

Pinselzügen, sondern auch so entwirft, daß mehr als die Hälfte der Leinewand bloß mit dem Grunde (*imprimitura*) bedeckt bleibt, ohne daß irgend eine andre Farbe darauf getragen würde, indem er macht, daß dieser Grund zur Andeutung der Schatten und der dunkeln Theile des Gemähldes dient. Ich habe von ihm unter andern sein eignes Bildniß gesehen, auf welchem man, wenn man es gegen das Licht hält, die Leinewand überall durchscheinen sieht, wo keine Farbe aufgetragen ist, und wo man nur einen leichten Grund wahrnimmt; welches eine vortrefliche Wirkung thut."

So viel ich finde, sind von des *P. Francisci Tertii de Lanis* Magisterium Naturae et Artis; Opus Physico-Mathematicum, nicht drei, sondern nur zwei Bände herausgekommen; der erste zu Bresciа, 1684, und der zweite ebendas. 1686, fol. Ueber ihren Inhalt sehe man die Acta Eruditor. a. 1685, p. 31; und a. 1688, p. 35 ff. — Lana hatte seinen Plan auf eilf Bände angelegt, und giebt von der Vertheilung ihres Inhalts sowohl in dem *Proemio* seines *Prodromo*, als auch in der Vorrede des großen

Werks selbst ausführliche Nachricht. Seine Absicht war, ein vollständiges Lehrgebäude der Physik und Mathematik zu liefern, aus dessen Grundsätzen sich eine Menge nützlicher Erfindungen sollten herleiten lassen; und sein *Prodromo* war vornehmlich dazu bestimmt, der Welt zu zeigen, daß er sie nicht mit leeren Verheissungen täusche, und verschiedne neue Erfindungen und praktische Anweisungen, vornehmlich über die Optik und Mahlerei, mitzutheilen. In den beiden gedruckten Bänden aber kommt von der Mahlerei nichts vor; sondern der erste betrift die physischen Eigenschaften der Körper, die mechanischen Grundsätze der Bewegung, u. s. f.; und der zweite handelt von der Porosität, der Ausdünstung der Körper, der Lehre vom Schall, u. s. f.

Zu unsern Zeiten ist Lana's Name durch die mehr untersuchte Geschichte der Aerostatik aufs neue berühmt geworden, wegen des im sechsten Kapitel seines *Prodromo* angegebenen Luftschiffes.

Daniel Landringer. Er lebte ums J. 1680 zu Breslau, und war, wenn ich nicht irre,

here, ein Medikus, aber zugleich in den Alterthümern, besonders in Münzen und geschnittenen Steinen, nicht übel erfahren. Im J. 1681 ließ er daselbst drucken: Diss. in Onychem Alexandri M. 7 Bogen in 4. — Dieser Kopf Alexander's, erhaben auf einem Onyx geschnitten, ist dem sehr gleich, welcher in der Dactyliotheca Zanettiana, Tab. II. vorkommt. — Im J. 1686 gab er daselbst heraus: Notitiam Numorum Antiquorum tam Imp. Romanor. et Graecor. quam Augustarum, prout rari sunt vel communes.

Das Gelehrtenlexikon hat keine Nachricht von diesem Landringer; und ich hätte mich in Breslau nach Umständen von ihm erkundigen können.

Als Landringer die erste dieser Schriften herausgab, arbeitete er zugleich an einem Examine Chemico-Medico Rubiae Tinctorum, herbae vernaculae, wie er selbst in einem kleinen Nachberichte an den Leser sagt. Ich weiß nicht, ob er etwas davon hat drucken lassen.

Vergebens hab' ich mich um weitre Nachweisungen über dieſen Gelehrten bemüht; und ſeines hier angeführten Münzwerks finde ich weder vom Fabricius in ſ. Ausg. von *Bandurii* Biblioth. Numaria, noch von Hirſch in ſeiner noch vollſtändigern Biblioth. Numiſmat. gedacht.

Lara. Die Geſchichte der ſieben Kinder *) von Lara ſ. beim Felibien, T. III. S. 259 ff. — Die vierzig Blätter von Tempeſta, auf welchen er dieſe Geſchichte nach dem Otto Vänius geſtochen hat, ſind in kleinem länglichten Quart, mit einer lateiniſchen und ſpaniſchen Auslegung unter jedem, und einem Titelblatte, gleichfalls in beiden Sprachen. (Antverpiae, ap. Philippum Liſaert, 1612.) Der Titel heißt: Hiſtoria ſeptem infantum de Lara, autore *Ott. Vaenio*. — *Hiſtoria de los ſiete infantes de Lara, etc.* — Die Erklärung des zweiten Blattes fängt an: El anno

*) Nicht ſowohl der ſieben Kinder, als der ſieben Infanten von Lara. Im Franzöſiſchen des Felibien ſteht auch immer les ſept *Infans*, nicht *Enfans*. E.

1304 regnando el Rey Bermudo, nasciᵉron del Principe Gonzalo Justos y Dona Sancha etc. — Doch Mariana und Garibay, welche Felibien citirt, machen diese Geschichte um mehr als dreihundert Jahr älter. Felibien rügt auch den Fehler, den eben dieser Ausleger mit dem Almanzor macht, den er einen König von Cordua nennt. Aber wer ist der König Bermudo?

Felibien weiß nicht, ob Vänius diese Geschichte gemahlt, oder nur gezeichnet habe? Alles ist darin, nach des Vänius Geschmack, mit allegorischen Personen häufig untermengt, die sich, ohne die untengesetzte Erklärung nach den Zahlen über ihren Köpfen, von den wahren Personen schwerlich würden unterscheiden lassen. Gleichwohl ist es eine nothwendige Eigenschaft solcher vermischten allegorischen Gemählde, daß sich die allegorischen Personen von den wahren durch solche untrügliche Kennzeichen unterscheiden, daß sie sich gar nicht verwechseln lassen; denn sonst ist es schlechterdings unmöglich, ohne Hülfe einer Unterschrift, auf den wahren Verstand derselben zu kommen.

Aus der beim Felibien befindlichen Erzählung dieser Geschichte will ich hier die wesentlichsten Umstände mittheilen:

Gonzalo Gustios oder Gustos, Erbherr auf Salas de Lara, stammte von den Grafen von Castilien ab. Er vermählte sich mit Donna Sancha, einer Schwester des Ruy Velasquez zu Bylaren. Von dieser hatte er sieben Söhne, welche sich unter dem Namen der sieben Infanten von Lara berühmt machten. Der Graf, Dom Garcia Fernandez, der ihr Vetter und Bruderſohn ihres Vaters war, machte sie alle an dem nämlichen Tage zu Rittern. Durch ihre gute Erziehung hatten sie sich alle die Eigenschaften und Geschicklichkeiten erworben, deren sie zur würdigen Bekleidung dieses Ranges bedurften. Sie waren in der Blüthe ihrer Jugend, als Ruy Velasquez, ihr Oheim, sich mit der Donna Lambra, einer Nichte des Dom Garcia Fernandez, vermählte. Die Hochzeit war in der Stadt Burgos, und sehr glänzend. Sie dauerte ganzer fünf Wochen, und diese verflossen in lauter Festen und öffentlichen Lustbarkeiten. Gonzalo Gustos und Donna Sancha, seine Gemahlin, waren mit ihren sieben Söhnen, und deren

Hofmeister, Nuño Salido, gleichfalls dabei zugegen. Eines Tages entstand beim Wettrennen zu Pferde ein Streit zwischen Gonzalo Gonzalez, dem jüngsten von den sieben Söhnen, und einem Ritter, Namens Alvar Sanchez, einem Vetter der Neuvermählten, Donna Lambra. Diese letztere fand sich dadurch beleidigt, und faßte einen tödtlichen Haß gegen die sieben Infanten, ob sie gleich Verwandte ihres Mannes waren. Nach Endigung der Hochzeitfeier begaben sich Donna Lambra und Donna Sancha, ihre Schwiegerin, nach Barbadillo mit den sieben Infanten, welche sie dahin ehrenhalber begleiteten. Gonzalo Gonzalez befand sich einmal in dem Garten, wo er in dem Bassin einer Fontäne einen Falken badete. Donna Lambra, welche noch immer geheime Rachgier im Herzen hegte, rief einen von ihren Sklaven, und hieß ihm einen in Blut getauchten Kürbis nehmen, und damit dem Gonzalez ins Gesicht schlagen. Gonzalez und seine Brüder, die in der Nähe waren, wurden über diese Beleidigung äußerst entrüstet, und liefen hinter dem Sklaven her, welcher sich hinter seiner Gebieterin versteckt hatte. Sie kehrten sich daran nicht, sondern ermordeten zu ihren Füßen

ihren Beleidiger, und gingen darauf mit ihrer Mutter, der Donna Sancha, nach Salas. Gonzalo Gustos und Ruy Velasquez waren damals abwesend, und wunderten sich bei ihrer Zurükkunft nicht wenig über das, was vorgefallen war. Donna Lambra foderte ihren Gemahl zur Rache auf; und dieser versprach ihr alles, was sie von ihm verlangte. Er bewog den Gonzalo Gustos und seine Kinder, nach Barbadillo zu kommen; hier that er, als ob er sich völlig mit ihnen aussöhnen wollte, und bat seinen Schwager, zum Könige von Korduba zu reisen, um ihm für einige von ihm erhaltne Gnadenbezeugungen in seinem Namen zu danken. Er that es, ohne zu wissen, daß in den Briefen, die ihm Ruy Velasquez mitgegeben hatte, sein Todesurtheil enthalten war. Denn dieser hatte darin den König gebeten, ihn umbringen zu lassen, und Soldaten auszuschicken, denen er die sieben Infanten in die Hände liefern wollte, weil sie und ihr Vater die gefährlichsten Feinde der Mohren wären. Der König von Korduba nahm indeß Anstand, diesen Vorschlag auszuführen. Er ließ bloß den Ueberbringer des Briefes ins Gefängniß setzen, und schickte seine Truppen an den bestimmten Ort.

Während seiner Gefangenschaft fand Gonzalo Gustos Gelegenheit, die Liebe der Schwester des Königs zu gewinnen; und ihre Vertraulichkeit gieng so weit, daß sie schwanger wurde. Ruy Velasquez zog indeß mit den sieben Infanten, die eine Begleitung von zweihundert Reitern bei sich hatten, in die verabredete Gegend. Während der Reise gerieth Nuño Salido auf Verdacht, und suchte den Infanten von der weitern Fortsetzung derselben abzurathen, worüber er mit Velasquez zerfiel. Es wurde jedoch alles wieder beigelegt; und sie kamen vor die Stadt Almenar, wo er mit einigen Mohren weitre Abrede nahm, um sein Vorhaben auszuführen. Man verabredete einen Hinterhalt, und die sieben Infanten mit ihrem Hofmeister und ihren Begleitern fielen demselben in die Hände, so, daß das Gefecht unvermeidlich war. Der Mohren waren zehntausend; und so mußten jene, ihrer tapfern Gegenwehr ungeachtet, endlich weichen. Die zweihundert Reiter blieben alle auf dem Platz, und mit ihnen Fernando Gonzalez, einer von den sieben Infanten, und Nuño Salido, ihr Hofmeister. Die sechs übrigen Brüder wandten sich um Hülfe an ihren Oheim, Ruy Velasquez,

ohne zu wissen, daß er Urheber dieser Verräthe-
rei sey. Er entschuldigte sich; indeß giengen
dreihundert Reuter freiwillig zu ihnen, und
griffen die Mohren an. Sie wurden aber gleich-
falls alle getödtet; und die sechs Infanten wur-
den endlich, nach tapferm Widerstande, von den
Mohren gefangen genommen und getödtet. Ihre
Köpfe und die vom Fernando und ihrem Hof-
meister wurden dem Könige von Korduba zuge-
sandt. Ruy Velasquez kehrte nun, nach
einer so schändlichen That, nach Hause zurück.
Der König wurde jedoch über diesen Anblick sehr
gerührt, und zeigte die Köpfe dem Gonzalo
Gustos, der jetzt sein ganzes Unglück lebhaft
fühlte, und halbtodt zu Boden sank. Der
Mohrenkönig empfand Mitleiden über das harte
Schicksal dieses unglücklichen Vaters, setzte ihn
in Freiheit, und gab ihm Geld zur Rückreise.
Er verabredete alles mit seiner Gemahlin, die
er zurück ließ, und erfuhr bald nach seiner Zu-
rückkunft in Salas, daß diese von einem Sohn
entbunden sey, den man Mundara Gonza-
lez nannte. — Die Leichname der sieben In-
fanten sollen von den Mohren ausgeliefert, und
in das Kloster St. Petri zu Arlanza gebracht
seyn, wo die Nonnen jetzt noch ihr Begräbniß

zeigen, so wie das Grab ihrer beiden Eltern. Indeß zeigen auch die Mönche des Klosters von St. Milan de la Cogolla neun sehr alte steinerne Gräber, worin die sieben Infanten, ihr Vater, und ihr Hofmeister, liegen sollen. — — Mudara wurde an dem Hofe des Königs, seines Oheims, sehr sorgfältig erzogen, ward schon im zehnten Jahre Ritter, und erfuhr von seiner Mutter alles. Um seinen Vater, den Gonzalo Gustos, zu sehen, gieng er, mit einer ihm von dem Könige gegebenen Begleitung, nach Salas, und bald hernach bekannte er sich zum christlichen Glauben. Sein eifrigster Wunsch war die Rache seiner Brüder. Er erfuhr, daß Ruy Velasquez sich zu Burgos aufhielt, gieng dahin, und als jener bei Nacht die Stadt verließ, folgte er ihm, fiel ihn unterwegs an, und brachte ihn ums Leben. Nach dem Tode des Grafen Dom Garcia Fernandez rächte er sich auch an dessen Schwester, der Donna Lambra, und ließ sie, wie einige sagen, lebendig verbrennen, oder, wie andre berichten, steinigen, und hernach verbrennen. Donna Sancha, die schon viel Zärtlichkeit für ihn hegte, liebte ihn um dieser Rache willen desto mehr; sie nahm ihn zu ihrem Sohn an, und, zum Beweise

davon, ließ sie ihn, anstatt, wie sonst gewöhnlich ist, ihm ein Hemde anzulegen, nur durch den sehr weiten Ermel desselben kriechen, so, daß der Kopf oben aus dem Ermel und aus dem Kragen des Hemdes hindurch gieng. Diese sonderbare Ceremonie gab zu einer Art von Sprüchwort oder Volksliede Gelegenheit, welches hieß: Entra por la manga, y sale por el cabeçon; d. i. Er ging durch den Ermel, und kam durch den Kragen heraus. Mudara ward nun der einzige Erbe von allem Vermögen des Hauses Lara. Von ihm stammen die Manriques de Lara in Spanien ab, wovon Malvada Manrique, die Gemahlin des Alfonso Henriquez des Ersten, Königs von Portugal, herstammte. —

Diese Geschichte wird, wie Felibien bemerkt, von einigen um das Jahr 967, von andern um 993 gesetzt; also freilich dreihundert Jahr früher, als sie unter den Kupfern des Tempesta angegeben wird. Almanzor war nicht König, sondern nur Vicekönig von Cordua; obgleich Mariana den Alhagib Mahomet, einen berühmten Kriegshelden, an seiner Stelle nennt.

Die Beschreibung der einzelnen Kupferblätter, auf welchen diese Geschichte vorgestellt wird, kann man beim Felibien, Th. III, S. 268 ff. nachlesen; wiewohl er nur die ersten ein und zwanzig umständlich, und die übrigen ganz summarisch beschreibt.

Otto Venius, oder Oktavius van Veen, war ein niederländischer Mahler, aus Leyden gebürtig, in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, der sich in Italien gebildet hatte, und vornehmlich zu Brüssel arbeitete, wo er im J. 1634 starb. Er hatte viele Verdienste um die Einführung des bessern niederländischen Geschmacks, und war ein Lehrer des berühmten Rubens.

Antonio Tempesta war ein bekannter Mahler und Kupferstecher zu Florenz, geb. 1556, gest. 1630. Seine Erfindungen waren geistreich, fruchtbar und mannichfaltig; nur vermißt man in seinen Gemählden die Haltung und eine geschickte Beleuchtung. Seine Kupferblätter verdienen, als Studien betrachtet, immer noch Aufmerksamkeit. Der Abt Marolles sammelte sein ganzes Werk, mit dem, was andre Kupferstecher nach ihm gearbeitet haben, in 2062 Blättern. Die vorzüglichsten darunter

sind Schlachten und Jagdstücke. Uebrigens ist mit diesem Künstler der treffliche niederländische Mahler, Peter Molyn der Jüngere nicht zu verwechseln, der von seiner Stärke in Gewitterscenen gleichfalls den Beinamen Tempesta erhielt, und von dem Füeßlin unter dem Artikel Mulier oder de Mulieribus nachzusehen ist.

Nach Felibien's Anführung findet man die Geschichte der sieben Infanten von Lara in des Garibay Compend. Hist. L. X. c. 14; und beim Mariana, L. VIII. c. 9.

Leibnitz. Von seinem Versuche, wodurch er erwiesen, daß es wirkliches Blut gewesen, was in den gläsernen Fläschchen enthalten war, die in den Grabstäten der alten Märtyrer mit beigesetzt wurden, möchte ich doch wohl näher unterrichtet seyn. Es ist davon nachzusehen Fabretti, Inscriptt. C. VIII. p. 555. — *Fabrettus* enim (schreibt Vettori de septem dormientibus, p. 35.) testimonio clarissimi viri *Godefridi de Leibnitz* (olim heterodoxi, qui physico experimento pro-

baverat) verum ſanguinem in hiſce vaſculis reperiri demonſtrat. — Hierzu noch eine Note des Vettori: Eundem *Godefridum Boldettus Georgium* appellat (Offerv. ſopra i cimeteri de' SS. Martiri, L. I. c. 38. p. 186.) atque obiiſſe in gremio Sanctae Romanae Eccleſiae ſcribit citato loco. Dieß Letzte iſt eine Lüge. — In dem Regiſter, unter Leibnitz, ſetzt Vettori noch hinzu: De eodem experimento mentio eſt apud *Alexandrum Plowierium* in Apocriſi in Epiſtolam *Euſebii* Romani ad *Theophilum* Gallum de Cultu Sanctorum ignotorum; p. 33, §. 5. edit. Romae, 8. a. 1700.

Ueber Leibnitzens Religionsgeſinnungen hat man, wie bekannt, von jeher ſehr verſchieden, und oft ſehr ungünſtig, geurtheilt, und ihm beſonders, wegen mancher in ſeinen Schriften, vornehmlich in ſeinen Briefen, vorkommenden vortheilhaften Aeußerungen für die römiſchkatholiſche Religion, einen überwiegenden Hang zu derſelben Schuld gegeben. Daß er aber nie zu dieſer Kirche übergetreten ſey, iſt wohl ausgemacht genug, wenn es gleich ſehr

begreiflich ist, daß eifrigen Katholiken jene Aeußerungen schon hinreichend genug waren, solch einen Uebertritt eines so großen und berühmten Mannes nicht nur zu wünschen, sondern wirklich anzunehmen. Die ganze Sache verdiente wohl eine gründliche und ausführliche Erörterung; und einen wichtigen Beitrag dazu würden dann die Briefe zwischen Leibnitz und dem Landgrafen Ernst von Hessen-Rheinfels geben, welche Hr. Dr. G. W. Böhmer im ersten und zweiten Bande seines Magazius für das Kirchenrecht (Gött. 1787 ff. gr. 8.) zuerst bekannt gemacht hat. Nur muß man dabei, wie auch Hr. Dr. B. erinnert, nie vergessen, daß diese Briefe in den Jahren 1683 und 84, also mehr als dreißig Jahre vor Leibnitzens Tode, sind geschrieben worden. — Um den oben angeführten Umstand mehr ins Licht zu setzen, habe ich die meisten angezogenen Schriften nicht gleich zur Hand.

Lemnius. Auf seine Flucht und auf sein Nichtstellen paßt, was Alcibiades antwortete, als ihn die Athenienser aus Sicilien

zurückberiefen, um sich gegen seine Ankläger zu verantworten. S. *Aelian.* L. XIII. c. 38.

Riederer, im vierten Bande seiner Beiträge handelt auch vom Lemnius, und ist mit seinen Vertheidigern unzufrieden; welches ich nachlesen muß.

Aelian erzählt in der angeführten Stelle vom Alcibiades, er habe bei jener Gelegenheit gesagt: „Es wäre wohl sehr thöricht, wenn ein Beklagter fliehen könnte, und sich doch lieber dahin begeben wollte, wo er nicht würde entfliehen können.“ ἄνηθες τον ἐχοντα δικην ζητειν μη ἀποφυγειν, ἐνον φυγειν. — Lessing hat, wie bekannt, in den Briefen, die im dritten Bande seiner Vermischten Schriften stehen, Br. II—VIII, den Simon Lemnius und sein Benehmen gegen Luther'n mit vielem Scharfsinn vertheidigt.

Was Riederer in s. Nachrichten zur Kirchen- Gelehrten- und Büchergeschichte wider Lessing's Vertheidigung des Lemnius erinnert hat, findet man im vierten Bande derselben (Altdorf, 1768. 8.) S. 359 ff. Es ist doch wohl gewiß strenge und unbillig, wenn L. daselbst ein strenger und

unbilliger Tadler Luther's genannt wird. Die „Vertheidigung des sel. Lutheri und der „Reformationsgeschichte wider den Verfasser „der Kleinigkeiten, herausgegeben von M. S. „B. H. r. i. z.; Frankf. und Leipz. 1756. 8." nennt Hr. R. eine gründliche Widerlegung. Gründlicher ist doch wohl auf jeden Fall das, was Hr. Münzdirektor Lessing in dem Vorberichte zu dem dritten Bande der Vermischten Schriften seines sel. Bruders, S. 9 ff. wider diese Vertheidigung erinnert hat. Was Hr. R. sonst noch bei dieser Gelegenheit sagt, ist wenig, und von wenigem Belang.

Locke. Gilbert hat einen Auszug aus Locke's Versuch über den menschlichen Verstand gemacht, welcher verschiednen Ausgaben desselben ist vorgesetzt worden; wenigstens hat ihn Poley seiner Uebersetzung vorgesetzt. Jetzt finde ich, daß Locke selbst einen kurzen räsonnirenden Auszug von seinem Werke gegeben hat, nämlich in der Young Student's Library, by the Athenian Society; Lond. 1691. fol. p. 162 ff. Der Auszug ist vortreflich; und

und da er authentisch ist, so hätte Poley ihn lieber, als den von Gilbert, wählen sollen. Wenn er ihn gekannt hätte! Aber ich habe seiner nirgend erwähnt gefunden.

Der Auszug, den Locke aus seinem Versuche über den menschlichen Verstand machte, erschien eigentlich schon früher, als dieser Versuch selbst, der im J. 1690 zuerst herauskam, und früher französisch als englisch, nämlich in der *Bibliotheque Universelle* des Le Clerc, wozu Locke mehrere Beiträge lieferte. Im achten Bande derselben, vom J. 1688 findet man S. 49 ff. dieses Extrait d'un Livre Anglois qui n'est pas encore publié, intitulé ESSAI PHILOSOPHIQUE *concernant* L'ENTENDEMENT, où l'on montre quelle est l'étendüe de nos connoissances certaines, & la manière dont nous y parvenons. *Communiqué par Mr.* LOCKE. In der *Student's Library* ist dieser Aufsatz nur englisch abgedruckt worden, und er verdiente allerdings auch eine deutsche Uebersetzung in irgend einer philosophischen Zeitschrift. Locke ließ auch einige einzelne Abdrücke davon machen, die er, wie hernach das Werk selbst, dem Grafen von Pembroke zueignete. —

Nicerons gedenkt noch eines andern Auszuges, den Dr. Wynne, nachheriger Bischof von St. Asaph, verfertigte, und den Bosset zu London, 1720, 12. ins Französische übersetzte. Diesen Auszug, mit einem reichhaltigen Kommentar begleitet, gab der P. Frane. Soave zu Mailand 1775 ff. in drei Bänden italiänisch heraus.

Lorenzetto. Ein verdienter Bildhauer, der aber nicht sehr bekannt ist. Er war ein Schüler Raphael's. „Sein Jonas, „in der Kapelle Chigi, sagt Winkelmann, „(Vom Empf. d. Schönen, S. 12.) ist be„kannt; ein vollkommeners Werk aber von ihm, „im Pantheon, eine stehende Madonna, noch „einmal so groß als die Natur, welche er nach „seines Meisters Tode machte, wird von Nie„mand bemerkt. Ein andrer verdienter Bild„hauer ist noch weniger bekannt; er hieß Lo„renzo Ottone."

Man sehe sein Leben beim Vasari, P. III. Vol. I. p. 139. — Und was mir ihn am merkwürdigsten macht, ist dieses, daß er, nach Vasari's Erzählung, der erste Restaurator alter

verstümmelter Statuen gewesen ist. — Er war ein Florentiner von Geburt, und starb 1541 im 47sten Jahre seines Alters.

Lorenzetto hieß eigentlich Lorenzo Lotto; und man muß ihn beim Füeßlin unter diesem letztern Namen suchen, wo die Nachrichten des Vasari ausgezogen sind. — Seiner Statuen des Jonas und Elias, welche beide in der Kapelle Chigi, in der Kirche di Santa Maria del Popolo zu Rom stehen, gedenkt auch Richardson, Traité de la Peinture, T. III, p. 595, und bezieht sich dabei auf den Bellori, der in den Pitture del Vaticano, p. 64, sage, Raphael habe zu dem Jonas das Modell verfertigt, und die Statue selbst polirt. Auch beim Venuti, Descrizz. di Roma Moderna, T. I. p. 162, wird dieser beiden Statuen erwähnt; und eben daselbst, S. 138, findet man doch auch in der Beschreibung des Pantheon, oder der Kirche di S. Maria ad Martyres, die von W. für ganz unbemerkt gehaltene Madonna mit folgenden Worten angeführt: Nelle altre cappelle e altari si vedono diverse statue di buona maniera; frà le quali quella, che rappresenta la Santissima Vergine e

di *Lorenzetto*, fatta d'ordine di *Raffaele* laſciato in iſcritto. — Hr. v. Rambohr, deſſen Werk über Mahlerei und Bildhauerei in Rom, Th. III, S. 311, über die Statuen des Jonas und Elias nachzuſehen iſt, urtheilt von der Madonna im Pantheon, S. 305: daß der Kopf derſelben von ſchlechter Wahl und ohne Ausdruck, das Chriſtkind ſchlecht gezeichnet, und ſo hart ausgeführt ſey, daß es aus Holz geſchnitzt zu ſeyn ſcheine. Ueberhaupt ſey das Nackende nicht mit genugſamer Zartheit behandelt. Beſſer ſey das Gewand; immer aber noch bleibe es zu ſchwerfällig und unbeſtimmt in dem Faltenſchlage, wenn man gleich die Nachahmung der Antiken darin ſpüre.

M.

Macaroniſche Poeſie. Der Urheber derſelben war, wie bekannt, Trofilo Folengo, der ſeine Gedichte unter dem Namen *Merlinus Cocajus* herausgab. Ich beſitze davon die Ausgabe: Venetiis, apud Bevilacquam, 1613, 12. Folengo ſtarb 1544.

In Frankreich machte ihm dieſe Art von Verſen ein gewiſſer Antoine Arena nach,

von dem einiges 1537 zu Avignon mit gothischen Lettern ist gedruckt worden. Dieser Arena starb in eben dem Jahre, in welchem Folengo starb. Siehe von ihm die *Carpenteriana*. Eins von seinen Gedichten ist über das Tanzen.

Unter des Folengo Nachahmern in Italien ist auch Cäsar Ursinus, gebürtig von Ponzano im Genuesischen, der zu Anfange des siebzehnten Jahrhunderts lebte, und bei dem Kardinal Bevilacqua Sekretär war. Er gab unter dem Namen: *Magistri Stopini* Capriccia Macaronica heraus, deren Ausgabe, Ven. 1653, kl. 12, ich besitze. Diese sind, glaub' ich, viel seltener, als die Gedichte des Folengo, welche öfters, und auch in Deutschland, sind nachgedruckt worden. Erst lieset man acht hexametrische Gedichte, die *Macaronea* überschrieben sind. Das erste, de malitiis Putanarum; das zweite, de arte robbandi; das dritte, de laudibus ignorantiae; das vierte, de laudibus pazziae; das fünfte, de laudibus bosiae; das sechste, de laudibus ambitionis; das siebente, gattam Rosam a milite interfectam deplorat; das achte, con-

tentio trium poëtarum: Nizzi, Bertoldi, et Driadis. — Hierauf folgt ein Buch Epigrammen, und ein Buch Elegien; endlich ein Anhang von Epigrammen, die zu dieſer Ausgabe hinzugekommen ſind.

Auch die Deutſchen haben ſich in der macaroniſchen Poeſie verſucht. Eins von dergleichen Gedichten iſt die *Floïa*, welches zu Ende des 15ten und in der erſten Hälfte des 16ten Jahrhunderts ſehr oft iſt gedruckt worden. Die erſte Ausgabe, die ich kenne, iſt von 1593 in 4. und der vollſtändige Titel heißt: Floïa, cortum verſicale, de flois ſchwartibus, illis deiriculis, quae omnes fere Minſchos, Nonnas, Weibras, Jungfras etc. behuppere, et ſpitzibus ſuis ſchnaflis ſteckere et bitere ſolent; autore *Gripholdo Knickknackio* ex Floilandia. Die Ausgabe von 1614 hat eine hübſche Vignette, wo ſich eine ganze Familie, bis auf den Hund, flöhet. Der Anfang heißt:

Angla floosque canam, qui waſſunt pulvere ſwarto
Ex watroque ſimul fleitenti et blaſide dicko,
Multipedes deiri, qui poſſunt huppere longe,

Non aliter, quam ſi floglos natura dediſſet.
Illis ſunt equidem, ſunt, inquam, corpora kleina,
Sed mille erregunt menſchis martrasque plagasque *etc.*

Die maccaroniſche Poeſie hat ihren Namen wohl ohne Zweifel von den *maccaroni*, dem bekannten Lieblingseſſen der Italiäner, erhalten, weil auch hier verſchiedenerlei Ingredienzien gleichſam in einen Teig verknetet ſind. Ferrari (Origg. lingu. Ital. p. 189.) leitet dieß Wort entweder von *maccare*, zerreiben, oder von dem griechiſchen μαζα, maſſa, offa, her; und ſagt unter andern davon: „eſſe ruſticanae menſae cupedias, vel unus *Folengius* docuerit, qui novum carminis genus eo titulo nobilitavit."

Creſcembeni handelt in ſeiner Iſtoria della volgar Poëſia, T. I. p. 363 ff. umſtändlich von dieſer, und mehrern ähnlichen Arten von Verſen, woran die Italiäner vorzüglich reich ſind. Er bemerkt zuvörderſt, daß man ſchon ſehr frühzeitig andre Sprachen in die italiäniſche Poeſie gemiſcht habe, und daß dieß, wie er L. I. p. 14 zeigt, bei den Provenzalen nicht un-

gewöhnlich geweſen ſey. Im funfzehnten Jahrhundert ward die Einmiſchung des Lateiniſchen ſo ſehr gewöhnlich, daß ſelbſt die Proſaiſten im Italiäniſchen lateiniſch, und im Lateiniſchen italiäniſch ſchrieben. Im folgenden Jahrhundert gab nun, wie er ſagt, dieſe Miſchung zur Erfindung zweier ſehr angenehmen neuen poetiſchen Gattungen Gelegenheit, nämlich zu der *Poeſia Macheronica* (ſo ſchreibt C dieß Wort beſtändig) und *Pedanteſca*, die man auch in der Folge beibehielt. Man machte davon in allen Dichtungsarten, nur nicht im Trauerſpiele, Gebrauch; und ſelbſt beim Dante, und andern alten Dichtern finden ſich Spuren davon. Unter mehrern Beiſpielen führt er folgendes, an ſich ſchöne, Sonett von dem ältern Lorenzo de' Medici, auf das Rad der Glücksgöttin an, woran vier Menſchen geſchmiedet ſind:

Amico, mira ben quèſta figura,
Et in arcano mentis reponatur,
Ut magnus inde fructus extrahatur,
Conſiderando ben la ſua natura.
Amico, queſta è ruota di ventura,
Quae in eodem ſtatu non firmatur,
Sed caſibus adverſis variatur,
E qual abbaſſa, e qual pone in altura.

Mira, che l'uno in cima è già montato,
Et alter eſt expoſitus ruinae,
E'l terzo è in fondo d'ogni ben privato.
Quartus aſcendit jam. Nec quisquam ſine
Ragion di quel, che oprando ha meritato,
Secundum legis ordinem divinae.

Der tollſte Miſchmaſch dieſer Art iſt der von einem Ercole Bottrigaro, der ſogar Hebräiſch unter ſeine italiäniſchen Verſe mengte. Ein andrer, Antonino Lenio Salentino, ſchrieb ein Gedicht in Ottava Rima, wo immer ein lateiniſcher Pentameter mit den gewöhnlichen eilfſylbigen italiäniſchen Verſen abwechſelt. Andre miſchten die verſchiednen Mundarten dieſer letztern Sprache unter einander.

Von andrer Art iſt die ſogenannte Poëſia *Pedanteſca*, die übrigens der gewöhnlichen toſkaniſchen völlig gleich iſt, auſſer in den häufig lateiniſirenden Wörtern. Bei den Dichtern des funfzehnten Jahrhunderts findet man öftere Proben davon, die doch mehr eine Frucht der Unwiſſenheit und einer gewagten Dreiſtigkeit ſind; vornehmlich, ſagt Creſcembeni, iſt ein gewiſſer Bettino Trieco in ſeiner *Letilogia* ſehr reich daran, wovon er folgende, freilich ſehr abgeſchmackte, Verſe zur Probe giebt:

Sythari el ſano cum Aſiriani,
Amazoni, Medorum ac Perſarum,
Et tutti Athenienſi, et Micenarum,
Indiani, Longobardi et Egyptiani.
Macedoni, Corynthi, et Argivorum,
Lacedaemonii, Lydi cum Judey,
Laurenti et d'Iſrahel, et Glamorey,
Cretenſi cum Albani, et Latinorum, *etc.*

Unter denen aber, die von dieſer Poeſie abſichtlichen und komiſchen Gebrauch machten, rühmt er am meiſten den Camillo Scroſa, von dem man auch ein Sonett dieſer Art in eben dem erſten Bande des Creſcemb. S. 73 zur Probe nachſehen kann.

Als eine Tochter dieſer Miſchung nun betrachtet er die maccaroniſche Poeſie, in welcher man ganz nach lateiniſcher Art ſich ausdrückt, nur daß die darin angebrachte Latinität wahres Küchenlatein, und ſo entſtellt, oder vielmehr italiſirt iſt, daß man oft nicht weiß, ob ein Wort lateiniſch oder italiäniſch ſey, weil es im Grunde keines von beiden, ſondern Gemiſch aus beiden iſt. In dieſer Manier iſt allerdings der von L. erwähnte Don Trofilo de' Folenghi, ein Benediktinermönch, aus Mantua gebürtig, am berühmteſten, und wird als ihr

eigentlicher Erfinder angeſehen. Er. giebt S. 367 folgendes maccaroniſches Epigramm von ihm:

De Cingaris Facetia.

Squaſſabat quondam pelagi fortuna Maranum,
Qui de ſalata carne pienus erat.
Frangitur arbor, aquas ſorbet fundata carina,
Et plorans coeli quisque dimandat opem.
Cingar ſe miſit tantum roſegare mezenos,
Ac ſi non eſſet tunc prigolandus aquis;
Scridatur quare mangiat, nec donat ajutum;
Reſpondet: quia ſum ſat bibiturus, edo.

Ueber dieſen de' Folenghi oder Folengo kann man übrigens den Fontanini nachſehen, der in ſ. Biblioteca dell' Eloquenza Italiana. (ed. d'*Apoſtolo Zeno*, Venez. 1753, 2 Voll. 4.) T. I. p. 301 ff. umſtändlich von ihm handelt. Durch ein großes geiſtliches Gedicht über die Menſchheit Chriſti, in zehn Geſängen, ſuchte er die Poſſen ſeiner Jugend, die doch wohl mehr Werth, als dieſes, haben, wieder gut zu machen. Auch hat man von ihm ein komiſches Heldengedicht, L'Orlandino di *Limerno* (Merlino) *Pitocco*, in acht Geſängen. — Von ſeinen mac-

caroniſchen Gedichten haben Fontanini und Zeno ebendaſ. S. 304 ff. die Ausgaben ausführlich nachgewieſen. Die erſte, obgleich noch nicht vollſtändige, iſt von Aleſſ. Paganino zu Venedig, 1517. 8. gedruckt. Vermehrter lieferte ſie eben dieſer Buchdrucker unter dem Titel: *Opus Merlini Cocaji poetae Mantuani Macaronicorum* — — Tuſculani, ad lacum Benacenſem, per Alex. Paganinum, 1521. 12. Nach ſeinem Landgute Tuſculano am See Benaco, zum Gebiete von Breſcia gehörig, hatte P. ſeine Druckerei von Venedig aus verlegt. — Zeno vermuthet übrigens, daß Folengo im J. 1493 geboren ſey, und daß er alſo ſchon Mönch geweſen ſeyn müſſe, als er dieſe Verſe ſchrieb, obgleich er ſelbſt in einem beigefügten Briefe dieß zu leugnen ſuchte.

Ueber den Ant. de Arena, der, nach einigen auch Sablon oder la Sable hieß, vergleiche man den Clement, Biblioth. Cur. T. II. p. 16 ff. wo zwei maccaroniſche Gedichte von ihm angeführt werden, wovon das über das Tanzen: Ad ſuos Compagnones Studiantes etc. zum öftern iſt gedruckt worden. Clement giebt bei dieſer Gelegenheit S. 17 in der Note eine Stelle aus einer höchſt ſeltenen Schrift des Naudé,

worin dieser eine Digression über die maccaronische Poesie der Franzosen macht, und noch verschiedne andre nennt, die sich darin versucht haben; nämlich in s. Jugement de tout ce qui a été imprimé contre le Cardinal *Mazarin* depuis le 6 Janv. jusqu'au 1 d'Avril, 1649. 4. edit. 2. p. 276 f.

Die *Capriccia Macaronica* des Cesare Ursini, der sich dabei den Namen *Magister Stopinus* gab, sind doch auch mehrmals gedruckt worden. Ich besitze davon eine Ausgabe, die zu Mailand, 1688. 12. herausgekommen ist. In dieser ist der Anhang von Epigrammen, nach den Elegieen, der sich in Lessing's frühere Ausgabe fand, nicht befindlich; vielleicht aber sind sie zu den übrigen Sinngedichten mit hinzu genommen, von denen ich hier ein kurzes Beispiel hersetze:

Ad Marcum.

Quid tantis vexas cervellum, Marce, fadighis?
Quid stratias mentem nocte dieque tuam?
Cernis ut ab unda leuiter bagnata vireſcit
Herba, sed a nimia putrida marcet aqua.
Pectora continuae sic spezzant nostra fadighae,
Has moderare igitur, si tibi vita placet.

Von einer solchen seltsamen Mischung des Lateinischen in Deutsche Gedichte, wie die ist, wovon zuerst die Rede war, nämlich von der Einschaltung ganzer lateinischer Zeilen, finden sich schon sehr alte Beispiele. Auch erinnere man sich nur an einige alte Kirchenlieder, z. B. In dulci jubilo; Puer natus in Bethlehem, u. dergl. und an die Verse dieser Art von dem Jesuiten Jakob Balde, besonders an sein Gedicht de vanitate mundi. (Vergl. Flögel's Gesch. d. kom. Lit. Th. III. S. 422 ff.) — Auch kennt man ein scherzhaftes Trinklied dieser Art von Hagedorn:

Der Weintrunk erhält,
Das lehrten die Welt
Druiden und Barden und Magi;
Sie hatten auch Recht,
Das findet, wer zecht,
Recubans sub tegmine fagi.

Er hat es zwar in die Sammlung seiner poetischen Werke nicht aufgenommen; es steht aber in der mit Musik (von Görner) zu Hamburg herausgekommenen Sammlung seiner Oden und Lieder, und ist eigentlich aus dem Englischen des Francis Beaumont nachgeahmt, (S. A Select Collection of English Songs;

Lond. 1783. 3 Vols. 8. Vol. II. p. 28.) wo es noch länger iſt, und wo die obige Strophe ſo heißt:

This is the wine
Which in former time
Each wiſe one of the Magi
Was wont to carouſe
In a froliciome blouſe,
Recubans ſub tegmine fagi.

Hievon iſt nun freilich die eigentliche macaroniſche, alles latiniſirende, Poeſie verſchieden, in der es uns auch nicht an öftern Verſuchen fehlt. Creſcembeni ſelbſt bemerkt in den am Schluß des fünften Bandes S. 335 ff. befindlichen Zuſätzen, daß man um das vierzehnte Jahrhundert auch in Deutſchland eine ſolche Miſchung gewagt habe, und beruft ſich dabei auf *Jac. Burkhardi* de linguae latinae in Germania fatis Commentarios (*priores*), Hanov. 1713. 8. p. 96. wo aber, in den zwei dort befindlichen Grabſchriften, doch auch nur deutſche und lateiniſche Verſe mit einander wechſeln. Er glaubt ſogar, die Deutſchen hätten dieſe Manier zunächſt von den Provenzalen, und die Italiäner von den Deutſchen angenommen. —

Das von L. angeführte Gedicht, *Floïa*, ist aber allerdings völlig macaronisch. Man findet es auch in der 1644. 12. herausgekommenen Sammlung: Nugae Venales, i. Thesaurus Ridendi et Jocandi, p. 129 ff. obgleich dieser Abdruck, der in Holland gemacht zu seyn scheint, in den aus dem Plattdeutschen latinisirten Wörtern sehr fehlerhaft ist.

Man vermuthet leicht, daß auch die Holländer diese Art von poetischen Schnurren nicht unversucht gelassen haben. So steht z. B. in der der eben gedachten Sammlung beigefügten *Pugna Porcorum*, S. 49, ein solches Mischgedicht, betitelt: Studiosi Characterismus Belgico-Latinus.

Uebrigens hoffe ich nicht, daß man das Horazische: Turpe est, difficiles habere nugas, welches von dieser ganzen Gattung poetischer Possen gelten mag, auch auf die Länge dieser Anmerkung anwenden werde. Wenn es, wie Voltäre sehr wahr sagte, keine verächtliche Dichtungsart giebt, als die langweilige, so verdiente auch diese immer einige, wenigstens historische, Aufmerksamkeit; um so mehr, da ihre Geschichte unter uns, so viel ich weiß, noch nicht erörtert, und die maccaronische Poesie selbst

von

von dem sel. Flögel in seiner Geschichte der komischen Literatur, Th. 1. S. 84, nur ganz kurz berührt ist.

Maczinzki. Lateinisch: *Joannes Maccinius*; ein polnischer Edelmann. Er studirte in Deutschland, und hielt sich hernach meistentheils in Königsberg auf. Hier gab er im J. 1564 sein Lateinisch-Polnisches Lexikon heraus, welches er dem Könige Sigismund August zugeeignet hat, und seine erste Arbeit nennt, und die Frucht seines Fleißes in Deutschland. Durch dieses Werk hat er sich um seine Muttersprache nicht wenig verdient gemacht; und es ist zu bedauern, daß der zweite Theil, welcher ein Polnisch-Lateinisches Wörterbuch hat enthalten sollen, nicht zu Stande gekommen ist. Er verspricht denselben in der gedachten Zueignungsschrift. Seine Absicht dabei war, zu zeigen, daß die slavonische Sprache keiner andern an Reichthum weiche. Er wollte grammatische Anmerkungen mit unterstreuen, und die Analogie der polnischen Sprache mit der hebräischen,

griechischen und lateinischen beibringen. Mit der hebräischen z. E. hat sie die Geschlechter der Zeitwörter gemein; mit der griechischen den Dualis.

Im Jöcher ist dieser polnische Gelehrte unter dem Namen Macinius zu suchen; und es wird daselbst aus *Starzvolscii* Scriptor. Polonor. Centuria von ihm angemerkt, daß er in Italien, Spanien, Frankreich und England gereist, und hernach beständig an des Königes Stephanus Bathorus Hofe geblieben sey, von dem er auch eine Pension erhalten habe.

Paolo Alessandro Maffei. In seiner bekannten Raccolta di Statue Antiche e Moderne etc. Roma, 1704, gr. fol. welche 163 Statuen auf eben so viel Kupfertafeln enthält, sagt er vom Laokoon, daß die Künstler desselben in der 88sten Olympiade gelebt haben; welches Vorgeben Winkelmann schon sehr zweifelhaft gemacht hat, und ich völlig widerlegt habe. — — Beim vatikanischen Apoll braucht die Schlange, welche an den

Sturz, auf den ſich Apoll mit der Hand ſtemmt, ſich heranwindet, der Drache Python nicht zu ſeyn, für den ſie auch wohl nicht ſchrecklich genug ausſähe. Die Schlange war überhaupt ein Symbol, welches die Alten dem Apoll, und mehrern Gottheiten, beifügten. Bei dem Köcher, welcher ihm über die linke Schulter auf dem Rücken hängt, merkt Maffei an, daß Jul. Cäſ. Skaliger (ich vermuthe über *Macrob.* L. I. Saturnal. c. 17.) angemerkt habe, es ſey ihm und der Diana allein erlaubt, ihn ſo zu tragen, und ſonſt keinem andern, weder von den Gottheiten noch Nymphen, die ihn immer an die Seite gegürtet hätten. Iſt das wahr? und woher hat es Skaliger bewieſen?

Ueber die in des Maffei und Roſſi bekannter Raccolta, gleich auf der erſten Tafel befindliche Abbildung der Gruppe vom Laokoon, erinnert Hr. Hofr. Heyne in ſ. zweiten Samml. Antiquar. Aufſ. S. 2, daß die Figur umgekehrt geſtochen ſey, daß Laokoon einen Lorbeerkranz habe, und daß der Biſs der Schlange vom Vater verrückt ſey. Eben daſelbſt wird

S. 31 die Meinung des Maffei in Ansehung der Zeit, wann diese Gruppe verfertigt worden, berührt, und gesagt, daß M. ein so unkritischer Antiquar sey, daß er keine Stimme haben könne. Ueber diese Zeitbestimmung überhaupt, und Lessing's Meinung davon, ist die ganze dortige Untersuchung unstreitig das Gründlichste, was wir bisher haben. — — Das Bild der Schlange bei der Statue des vatikanischen Apolls war wohl eher Symbol der Gesundheit und der Arzneikunde, deren Erfindung diesem Gotte beigelegt wurde. — Die Stelle, wo Skaliger von der Art redet, wie Apoll und Diana den Köcher trugen, kann ich nicht sogleich nachweisen; über den Makrobius hat er, wie bekannt, nicht besonders kommentirt; und in der Jeunischen Ausgabe dieses Schriftstellers, welche auch die Noten des Pontan, Gronov und Meursius enthält, finde ich bei dem angeführten, ganz den Apoll betreffenden, Kapitel nichts hieher gehöriges. — Wider Skaliger's Behauptung ließe sich doch wohl die Stelle beim Ovid (Metam. II. 419,) anführen, wo von der Kallisto, einer Nymphe der Diana, gesagt wird:

Exuit hic *humero* pharetram — —

und die beim Virgil (Aen. XI, 843 f.), wo es von der Amazone Kamilla heißt:

Nec tibi desertae in dumis coluisse Dianam
Profuit, aut nostras *humero* gessisse pharetras.

Magnet. Der äußerliche Gebrauch des Magnets gegen innerliche Krankheiten ist keine neue Erfindung. Athanas. Kircher sagt schon in seinem Werke de Arte Magnetica, L. III. P. VII. (in welchem ganzen Theile er den Ἰατρομαγνητισμον abhandelt, worunter er aber doch mehr die magnetischen Kräfte der Arzneien, als die Arzneikräfte des Magnets versteht,) Cap. I. p. 534: „Ex collo gestatus Magnes spasmum sanare, ac nervorum dolores compescere, manuque detentus partum accelerare perhibetur." — Der austrocknenden Kraft, welche er mit dem Eisen gemein hat, nicht zu gedenken; denn diese äußert er entweder äußerlich gegen äußerliche Uebel, oder innerlich, pulverisirt genommen, gegen innerliche.

TAYLOR INST. OXFORD

Es ist aber Theophrastus Paracelsus der eigentliche erste Erfinder dieser Kur, durch welche jetzt (1769) Mesmer in Wien so viel Aufsehen macht. Er handelt von den Kräften des Magnets, in der Sammlung s. Werke durch *Johannem Huserum*, (Straßb. 1616. fol.) T. I. p. 1019; woraus folgende Stellen sind.

Von den Aerzten, welche diese weitre Kraft des Magnets nicht einsahen, ob sie gleich seine Anziehungskraft vor Augen hatten, sagt er: „Sie haben alle weitere Erfahrung verlassen, und sich beholfen an ihrem Küchengeschwätz, das nicht einmal mit Ehren zu verantworten ist." — Ferner: „Ob ich gleichwohl alle Tugendt setz von den Magneten, welche die Alten all beschrieben haben, so hab ich doch nichts geschrieben. Sondern will ich vom Magneten schreiben, ist vonnöthen, daß ich mit der Addition und Correktion vortrete, und sie mir alle hinken langsam hernach." — Er trotzt dabei auf seine Erfahrung, und behauptet, daß, so wie der Magnet in das Eisen wirke, er auch eben so alle martialische Krankheiten an sich ziehe, auch

gegen die fallende Sucht und alle krampfhafte Zufälle heilsam sey. Zu den martialischen Krankheiten zählt er alle Flüsse der Frauen, alle Flüsse des Stuhlgangs, eine jede Krankheit, die sich von ihrem Mittelpunkt im Zirkel dilatirt, u. s. f. Er räth, den Magnet auf das Centrum zu legen, von dem die Krankheit ausgeht; u. s. f.

Hätte der sel. Lessing das weit größere Aufsehen noch erlebt, welches der thierische Magnetismus in den letzten Jahren gemacht hat: so würde er vielleicht die Untersuchung über die ehemaligen Meinungen von der medicinischen Kraft des Magneten, die man auch seitdem verschiedentlich angestellt hat, noch weiter verfolgt haben.

Joh. Dan. Major. Die Schriften dieses Mannes, welcher als Professor der Medicin in Kiel 1693 starb, verdienen zum Theil, wegen ihres sonderbaren Inhalts, alle Aufmerksamkeit. Seine Seefahrt nach der Neuen Welt habe ich selbst; aber seinen Genius Errans, s. de Abusu in scientiis, Kiliae,

1678. 8. muß ich zu bekommen ſuchen. Die Rezenſion im Journal des Savans des Jahrs 1679 macht mich darauf begierig.

Die weitläuftigſte Nachricht von ihm und ſeinen Schriften findet man in *Molleri* Cimbria Litterata, T. II. p. 504 ff. Er ſtarb aber nicht zu Kiel, ſondern zu Stockholm, wohin er entweder von ſelbſt gereiſet, oder wegen der Krankheit der Königin Ulrike Eleonore, die kurz vor ihm ſtarb, war gerufen worden. Er iſt auch wegen verſchiedner mediciniſcher, phyſiſcher und chirurgiſcher Erfindungen merkwürdig, von welchen Moller gleichfalls die vornehmſten anführt. Seiner Schriften iſt eine zahlreiche Menge. Die Seefahrt nach der Neuen Welt, ohne Schiff und Segel, mit einer lateiniſchen Zugabe, de Imaginibus Rerum intra oculum inverſis, kam zuerſt zu Kiel, 670, 4. ohne ſeinen Namen, und hernach mit demſelben, ebendaſ. 1683, 12. heraus. Er läßt darin den Dädalus in eine bisher unbekannte Welt reiſen, und einen Pallaſt mit mehr als hundert Zimmern antreffen, welcher ein Bild der Gelehrſamkeit, und ſo vieler, vorzüglich mediciniſcher und mathematiſcher, Wiſſenſchaften ſeyn ſoll. —

Sein *Genius Errans*, ſ. de Ingeniorum in Scientiis Abuſu Diſſ. kam zu Kiel 1677, 4. heraus; mit der angehängten Abhandlung des Menzini, de litteratorum hominum invidia. Jene Abhandlung enthält ſehr richtige Ideen über die Nothwendigkeit einer vorläufigen Kenntniß von der Natur, dem Inhalte, und der Geſchichte aller Wiſſenſchaften, die der Verfaſſer in dieſer Abſicht alle durchgeht, wobei er denn gelegentlich viel Sonderbares und Merkwürdiges anbringt, was vornehmlich zur Geſchichte der Kunſterfindungen und chymiſcher Verſuche gehört.

Geo. Malvaſia. Verfaſſer der Lebensbeſchreibungen bologneſiſcher Mahler. Winkelmann's Urtheile nach, war er ein Mann ganz ohne alle Empfindung des Schönen. (Von der Fähigk. der Empf. des Sch. in der Kunſt, S. 5.) — Er nennt den Raphael einen urbinatiſchen Hafner, nach der pöbelhaften Sage, daß dieſer Gott der Künſtler Gefäße gemahlt habe, welche die Unwiſſenheit jenſeits der Alpen als eine Seltenheit aufzeigt; und

ſagt, daß die Caracci ſich durch die Nachahmung des Raphael verdorben hätten.

Zufolge der Nachricht, die ich in *Orlandi* Notizie degli Scrittori Bologneſi (Bologna, 1714. 4.) p. 80, finde, iſt der Graf Carlo Ceſare Malvaſia, der Philoſophie, der Rechte und der Theologie Doktor, u. ſ. f. in einem Alter von 77 Jahren im J. 1693 geſtorben. In der Muſik, Baukunſt, Mahlerei, Sternkunde und Poeſie beſaß er vorzügliche Geſchicklichkeit. Seine Schriften findet man dort umſtändlich angeführt. Am bekannteſten von ihm ſind die oben gedachten Lebensbeſchreibungen bolognesiſcher Mahler, unter dem Titel: Felſina Pittrice, Vite e Ritratti di Pittori Bologneſi, Libri IV in due Tomi; Bologna, 1678. 4. Er widmete ſie Ludwig *XIV.*, der ihm dafür ſein mit Brillanten beſetztes Bildniß ſchenkte. Winkelmann nennt ihn am angef. Orte einen Schwätzer. Wider ſein hartes und unbilliges Urtheil über Raphael gab Don Vincenzio Vittoria Oſſervazioni — — per difeſa di Rafaele da Urbino, dei Caracci, e della loro Scuola, zu Rom 1679, 4. heraus; wogegen Lettere familiari in difeſa del Conte *Carlo Ceſare*

Malvaſia circa la Felſina Pittrice, zu Bologna 1705. 8. von Giov. Pietro Zanotti erſchienen. — Uebrigens weiß man, daß die bemahlten irdnen Gefäße und Geſchirre, die von manchen dem Raphael beigelegt werden, und deren in dem Herzogl. Kunſt- und Naturalienkabinete zu Braunſchweig ein ſehr anſehnlicher Vorrath iſt, gewiß nicht von Raphael's Hand, ſondern nur aus ſeiner Schule, ſchwerlich aber von ſeinen beſten und berühmteſten Schülern, ſind.

Mahlerei. Die Schriftſteller von dieſer Kunſt unter den Alten ſind ſämtlich verloren gegangen; unter den Neuern iſt Leo Baptiſta de Albertis (ſ. oben) als der erſte anzuſehen. Nur zwei oder drei von ihnen haben ſich um die Kunſt verdient gemacht. Unter dieſe aber gehört weder Pietro da Cortona, noch Pouſſin. S. Winkelmann v. Nachahmung der Griech. Werke, S. 70.

Eben daſelbſt gedenkt Winkelmann, S. 120, der Idée de la Peinture par *Chambray*; au Mont, 1662. 4. und ſagt, daß es

eine seltne Schrift sey. — Ist dieß nicht vielleicht der Abbé *de la Chambre*, Curé de St. Barthelemy, welcher das Leben des Ritters Bernini herausgeben wollen, wovon er auch schon im Voraus 1684 die Vorrede drucken ließ, unter dem Titel: Préface pour servir à l'Histoire de la Vie & des Ouvrages du Chevalier *Bernini?* Diese Vorrede, sagt Monville, in seinem Leben Mignard's (Pref. p. XLVI.), ist gegenwärtig äußerst selten. Bayle, setzt er hinzu, gab einen Auszug davon, und lobte sie in den Nouvelles de la Republ. de Lettres, *Sept.* 1685. Aber die Geschichte selbst ist nicht herausgekommen. *a*)

Unter diesem Artikel will ich mir auch alle die Nachweisungen, die Mahlerei betreffend, sammeln, welche ich hie und da finde, und aus Unkenntniß oder Mangel der Bücher nicht habe nachsehen können; z. E. aus M. Joh. Friedr. Jüngers Disp. de Inanibus Picturis; hab. Lipsi. 1679. 4.

Joseph Scaliger, Epist. L. III. ep. 133; ubi de singularibus picturis Christianorum quaedam habet.

Camerarius ad Tuſculan. p. 21, ubi de imperfectione artis pingendi ante *Dureri* et *Lucae* tempora agit.

De *Durero* v. *Opmeer*, Chronogr. p. 755; et de aliis praeſtantibus pictoribus in Hollandia, ibid. p. 706. (Dieß iſt des Petr. Opmeer, eines Holländers aus dem vorigen Jahrhunderte, Opus Chronographicum Orbis Univerſi.)

De *Dureri* artificioſiſſima pictura v. *Joſeph. Roſaccerum* in Proſpectu Mundi, p. 9.

Voſſius de Progreſſu Idololatriae, L. III. c. 46. — *Idem* de ἐγκαυστικῃ, L. IV. de Idololatr. c. 91.

Aus eben dieſer Diſſertation lerne ich auch des Jeſuiten *Joh. Molani* Libb. II. de picturis et imaginibus ſacris, und des Jeſuiten *Maſenii* Speculum Imaginum kennen, die ich beide wohl bei Gelegenheit einmal durchblättern muß. [b])

Von dem thebaniſchen Geſetze für die Mahler, ἐις το κρειττον μιμεισθαι, habe ich meine Meinung im Laokoon geſagt.

Riedel hat Einwürfe dagegen gemacht, wider welche mich ein Ungenannter (ich glaube, Hr. Prof. Morus,) in dem letzten Stücke der Neuen Bibliothek d. sch. W. vertheidigt hat, wo Riedel's Theorie rezensirt wird. — In der vorhin angeführten Dissertation von Jünger wird dieses Gesetzes auch gedacht, und Jünger macht den Zusatz: qualis etiam lex apud Aegyptios viguit; vid. *Muret.* ad Nicomach. p. 249. Dieß wäre nachzusehen.

Mit diesem thebanischen Gesetze ist auch eine Stelle beim Cicero (de Oratore, L. II.) zu vergleichen: Valde autem ridentur etiam imagines, quae fere in deformitatem aut in aliquod vitium corporis ducuntur, cum similitudine turpioris.

Ich finde, daß Vettori (de septem Dormient. p. 22,) das thebanische Gesetz eben so, wie ich, verstanden hat, wo er diese Stelle des Cicero anführt, und hinzu setzt: de hoc abusu alibi loquuti sumus, lege Thebanorum mulcta pecuniaria coërcito. — Sed aliud est, ingenioſe abuti arte pictoria,

aliud praeclare pingendo ex imperitia deficere. c)

Von der Mahlerei auf Leinewand schreibt Winkelmann in der Gesch. d. Kunst, S. 395: „Es ist besonders, daß unter dem „Nero zuerst auf Leinewand ist gemahlt wor„den, bei Gelegenheit seiner Figur von hun„dert und zwanzig Fuß hoch.“ Er beruft sich dabei auf den Plinius; und ich weiß, daß Harduin und mehrere den Plinius nicht anders verstanden haben. Die Stelle ist diese: Et nostrae aetatis insaniam ex pictura non omittam. Nero Princeps jusserat Colossum se pingi CXX pedum in linteo; incognitum ad hoc tempus. Mir scheint es, daß Harduin und Winkelmann die ersten Worte dieser Periode nicht recht verstanden haben. Die Raserei, deren man sich in der Mahlerei zur Zeit des Plinius schuldig machte, war eben das, was er eine sonst unerhörte Sache nennt. Diese aber bestand nicht in der Materie, sondern in der Größe der Fläche, auf welcher gemahlt wurde. Nicht die Leinewand,

ſondern das Koloſſaliſche, machte das Neue, machte die Raſerei aus, auf welche der kleine gigantiſche Stolz des Nero fiel. d).

Gemahlte Kleider, gemahlte Vorhänge, von allerlei Arten des Stofs, waren in den allerälteſten Zeiten bekannt. Man glaube nicht, daß ich mich durch die Zweideutigkeit des Worts pingere verführen laſſe, durch welches die Lateiner auch die Kunſt, Bilder in den Zeug zu ſticken, zu wirken, andeuteten. Die Aegypter verfertigten gemahlte Kleider im eigentlichen Verſtande; und obſchon die Kunſt, wie ſie dieſelben verfertigten, mehr Färberei als Mahlerei war, ſo mußte doch die Mahlerei dazu Gelegenheit gegeben haben. Sie müſſen Anfangs ihre Zeuge wirklich mit dem Pinſel gemahlt haben, ehe ſie auf den kürzern Weg, die Gemählde darauf auf Einmal hervorzubringen, kommen konnten.

Von einer ſolchen Art zu färben iſt vielleicht die Stelle beim Petron zu verſtehen, gleich zu Anfange ſeines Fragments in der Deklamation des Enkolpius: Pictura quoque nonalium exitum fecit, poſtquam Aegyptiorum

rum audacia tam magnae artis compendiariam invenit. Wenigſtens hat ſie Don Fonſeca y Figueroa in ſeinem Buche *de Pictura Veteri* (aus der Stelle des Plinius, L. XXXV. c. XI: Pingunt et veſtes in Aegypto inter pauca mirabili genere;) ſo erklärt, wovon Anton Gonſalez de Salas in ſeinem Kommentar über den Petron, S. 15, die Stelle anführt. — Iſt das Werk des Fonſeca y Figueroa jemals gedruckt worden? *)

*) Fréard du Chambray, der Verfaſſer der Idée de la Peinture, von welcher Evelyn zu London, 1668, 12. eine engliſche Ueberſetzung lieferte, iſt ganz verſchieden von dem Abbé Marin de la Chambre, deſſen Mignard gedenkt, und der auch Caractères des Paſſions herausgab. Der erſtere iſt auch unter dem Namen Chantelou bekannt. Der letztere war ein vertrauter Freund des Ritters Bernini, der ihn auf ſeiner Rückreiſe von Paris nach Italien begleitete, und ſich ein Jahr lang bei ihm in Rom aufhielt, auch hernach noch bis an Bernini's Tod mit ihm in Brief-

wechſel ſtand. Bei der Vorrede, die den ganzen Plan des Werks enthält, findet ſich auch ein kurzes Eloge Hiſtorique du Cav. *Bernini*, deſſen Leben hernach von Baldinucci, und noch genauer von des Ritters Sohne, Domenico Bernini, beſchrieben wurde.

b) Vom Joh. Molanus, oder eigentlich Ver-Meulen, der zu Ryſſel 1533 geboren wurde und Prof. der Theologie zu Löwen war, wo er 1585 ſtarb, ſ. *Valer. Andr. Deſſelii* Bibliotheca Belgica, p. 539 f. Seine zwei Bücher de Picturis et Imaginibus Sacris kamen zu Löwen, 1570 und 1594, 8. heraus. — Der Jeſuit Jak. Maſenius wurde zu Dalen im Jülichiſchen 1606 geboren, und ſtarb gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts. Die oben von ihm erwähnte Schrift heißt: Speculum Imaginum veritatis occultae per Symbola et Emblemata, und iſt zu Köln, 1666 und 1681, gedruckt.

c) Leſſing berief ſich im Laokoon, S. 12, auf das bekannte Geſetz der Thebaner, welches dem Künſtler die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Häßlichere bei Strafe verbot. Riedel erinnerte dawider, in ſ. Theorie d. ſch. W. S. 135, daß dieß der Sinn jenes Geſetzes nicht geweſen ſey,

sondern daß dadurch bloß den Bildnißmahlern die Abweichung von der Aehnlichkeit ihrer Originale untersagt werde; und daß in der Stelle beim Aelian (Var. Hist. IV. 4.) das εἰς τὸ χεῖρον nicht von dem Häßlichen, sondern bloß von der Ueberschreitung dieses Gesetzes, vom Andershandeln, zu verstehen sey. In der N. Biblioth. d. sch. W. B. *VII*, S. 47, wird hingegen die Lessingische Deutung dieses Gesetzes, und der Worte Aelian's gerechtfertigt, weil das εἰς τὸ χεῖρον offenbar dem εἰς τὸ κρεῖττον entgegengesetzt sey. Und freilich findet sich von dem sehr flachen Sinne, den Riedel dieser Stelle gab, keine Spur, so bald man die ganze Verbindung der Worte genauer ansieht. Scheffer bemerkt bei dieser Stelle, daß Vossius (de Graphice, §. 17.) sie von der Anständigkeit oder Unanständigkeit des Inhalts verstehe; er selbst aber nimmt sie von der Kunst, und deren größern oder geringern Vollkommenheit. Kühn glaubt, es liege beides darin; und führt zur Erläuterung die Stelle des jüngern Plinius an: (L. V. ep. X.) Ut pictores pulchram absolutamque faciem raro, *nisi in pejus*, effingunt, ita ego ab hoc archetypo labor et decido. Dieß *in pejus* kommt mit dem εἰς τὸ χεῖρον völlig

überein; und in eben dem Sinne braucht es Horaz, L. II. Ep. 1. v. 263:

— — ac neque ficto
In pejus vultu proponi cereus usquam;
Nec prave factis decorari verſibus opto.

Beide Stellen kommen auch der Leſſingiſchen Erklärung ſehr zu Statten.

d) Die Erklärung, welche L. von der Stelle beim Plinius giebt, ſcheint mir die natürlichſte und wahrſcheinlichſte zu ſeyn; denn daß die Mahlerei auf Leinewand lange vorher bekannt und üblich geweſen ſey, leidet wohl keinen Zweifel. Dr. Erneſti nahm in ſ. Archäologie die Worte: incognitum ad hoc tempus, nur bloß von den Römern; und ſo auch Hr. Rambach in ſ. Geſch. d. Mahlerei unter den Griechen, (S. ſ. Verſuch e. Lit. Hiſt. S. 86.) der eine ähnliche Stelle des Plinius anführt, wobei man gleichfalls nicht an die erſte Erfindung, ſondern nur an die erſte Einführung unter den Römern denken müſſe: (L. XXXV. c. 1.) Coepimus et lapidem pingere; hoc Claudii principatu inventum. Indeß iſt hier nicht ſowohl von der Färbung der Steine überhaupt, ſondern von der Nachahmung der natürlichen Farben des Mar-

mors durch die Kunst die Rede, worauf man vielleicht ehedem noch nicht verfallen war.

e) Sollten nicht die Worte Petron's von der hieroglyphischen Schrift der Aegypter, die anfänglich noch bloß Mahlerei, nachher aber Abkürzung derselben war, und zuletzt in Buchstabenschrift überging, zu verstehen seyn? Petron scheint mir nichts anders sagen zu wollen, als: die Mahlerei, die anfänglich das einzige Mittel war, Gegenstände dem Auge sinnlich und erinnerlich zu machen, habe sehr durch Einführung der Schriftzüge verloren, die ursprünglich nichts, als abgekürzte Mahlerei waren. Gonsalo de Salas meint hingegen, es sey von einer leichtern Art, die Mahlerei zu lehren, die Rede. Diese hätte aber doch wohl eher zur Aufnahme und Verbreitung, als zur Abnahme dieser Kunst beigetragen! — — Die Schrift des Fonseca y Figueroa de Pictura veteri, die de Gonsalas, als schon zum Druck vollendet, anführt, muß doch wohl herausgekommen seyn, weil Jöcher sie unter seinen Schriften aus des Antonio Spanischer Bibliothek mit anführt; auch steht sie in des Hrn. v. Murr Biblioth. de Peint. p. 155, ohne daß jedoch Zeit und Ort des Drucks nachgewiesen würden.

Jac. Manilli. Er hat eine Beschreibung der Villa Borgheſe zu Rom 1650. 8. herausgegeben, wovon Sigb. Haverkamp eine lateiniſche Ueberſetzung verfertigte, die P. Burmann dem vierten Theile des achten Bandes des *Theſauri Italiae* einverleibt hat. — So ſorgfältig Manilli in dieſer Beſchreibung geweſen iſt, ſo hat er doch drei ſehr merkwürdige Antiken, die ſich in dieſer Sammlung befinden, nicht mit angeführt. S. Winkelmann, Geſch. d. K. Vorr. S. XIV.

Manilli war Bettmeiſter, oder Garderobeinſpektor auf dieſer Villa, wie er in der Zuſchrift an Joh. Bapt. Borgheſe ſelbſt ſagt.

Die Beſchreibung ſelbſt iſt ziemlich kurz und trocken; die alten und neuen Kunſtwerke werden ſelten mehr als namhaft gemacht. Doch hat er die vornehmſten alten Inſchriften mitgetheilt, worunter ſich einige befinden, die beim Gruter nicht vorkommen. Dagegen aber führt auch M. andre verſtümmelt an, die man dort vollſtändiger antrift, wie Haverkamp dieſes bei ſeiner Ueberſetzung fleißig angemerkt hat.

Mannichmal scheint dieser jedoch im Uebersetzen zweifelhaft gewesen zu seyn, in welchem Falle er die italiänischen Worte mit beifügt; manchmal behält er auch diese letztern bei, ohne sie zu übersetzen. Z. E. S. 8. „Hortus secretus, qui *de' Melangoli* dicitur." In der Anmerkung setzt er zwar hinzu: Ita, credo, adpellantur mala Medica et Citrea; allein nicht ganz richtig; denn mala Medica oder Citrea heissen Citronen; *Melangoli* aber Aurantia, Pomeranzen. Noch mehr irrt er sich S. 12 mit dem Worte *rabbesco*, welches er durch picturam hieroglyphicam übersetzt. Es ist so viel als *arabesco*, groteskes, arabeskes Laubwerk, in dergleichen dort beim Manilli Gryphe geflochten waren. Es müßte denn seyn, daß S. hier des Pignorius Meinung im Sinne gehabt hätte, welcher die Arabesken von der alten ägyptischen Mahlerei herleitet. — Auch giebt er mehr als Einmal das Italiänische *risalto*, ein vorspringender Theil an einem Gebäude, durch excessus, da man es doch gewöhnlich, obgleich nicht im bessern Latein, protractio nennt. — Was S. 60, granitus *dell'*

Elba für eine Art des Granits sey, weiß ich eben so wenig, als Haverkamp.

S. auch oben unter B. Villa Borgheſe.

Das italiäniſche Original dieſer Beſchreibung hat den Titel: Villa Borgheſe, fuori di Porta Pinciana, deſcritta da *Jacomo Manilli* Romano, Guardarobba di detta Villa. In Roma, 1650. 8. pp. 175. — Manilli beſtimmte dieſe Beſchreibung, wie er in der Zueignungsſchrift ſagt, zum Gebrauch der Fremden, und zugleich zur Aufbewahrung des Andenkens der vielen Merkwürdigkeiten der Kunſt, an welchen dieſe Villa ſo reich iſt. Gegenwärtig möchte ſie aber freilich nicht mehr den Fremden zur Anleitung dienen können, da Herr v. Ramdohr, der in ſeinem mehrmals angeführten ſchätzbaren Werke, B. 1. S. 311 ff. eine geſchmackvolle Beſchreibung dieſer Villa giebt, ſelbſt von der Volkmanniſchen, im zweiten Bande der Nachrichten von Italien, S. 861 ff. erinnert, daß ſie durch die neuern Einrichtungen beinahe unbrauchbar geworden ſey.

Die drei Antiken, welche Winkelmann in dieſem Buche vermißt, ſind: die Ankunft der Penthesilea beim Priamus; die abbittende Hebe;

und ein schöner Altar, an dem Jupiter auf einem Centaur reitet.

Die zuletzt berührte Stelle steht im Original S. 162: Sopra due fineſtre, che ſtan da i lati della porta, ſon poſte ſù piedeſtalli quadri di pietra, due Guglie piccole *di granito dell' Elba.* Wahrscheinlich von der Insel Elba.

Marbodus. Bischof zu Rennes in Bretagne, in der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts. Seine Werke hat Beaugendre mit den Werken seines Zeitgenossen, des Erzbischofs von Tours, Hildebertus, zu Paris 1708 in Folio herausgegeben. Er erhält eine Stelle in meiner Litteratur bloß wegen seines *Liber Lapidum*, eines Gedichts in lateinischen Hexametern, worin er sechzig Edelsteine nach ihren Eigenschaften und Kräften beschreibt. Es ist zuerst unter verschiedenen andern Werken des Marbodus 1524 zu Rennes, *Redonis*, apud Joannem Maçé, Bibliopolam, jussu Yvonis Redonensis Episcopi, gedruckt worden; und das einzige Exemplar, welches Beaugendre von dieser Ausgabe noch auftreiben konnte,

ist in der Bibliothek des Mazariniſchen Kollegii zu Paris. Hierauf ist es Friburgi, 1531, cum ſcholiis *Victorii Willigenſis* herausgekommen; und wiederum 1539, cum commentariis *Alardi Amſtelodamenſis*. Endlich fügte es Gorläus im J. 1695 ſeiner Daktyliothek bei. Die Ausgabe des Beaugendre ist aus der Vergleichung verſchiedner Handſchriften entſtanden, und hat einige noch ungedruckte Zuſätze gleichen Inhalts, auch eine alte franzöſiſche Ueberſetzung in Verſen, welche B. aus einer Handſchrift *S. Victoris* genommen, der er ein Alter von 600 Jahren zuerkennt, und die alſo mit dem Verfaſſer gleichzeitig, oder doch faſt gleichzeitig ſeyn würde.

Gesner ſagt in ſeiner Bibliothek, daß dieſes Gedicht vom Vincentius, vom Albertus, und andern dergleichen Schriftſtellern, unter dem Namen eines *Liliarii* oder *Lapidarii* angeführt werde; auch wohl unter dem Namen des Evax; nicht zwar, als ob Marbodus den Zunamen Evax geführt hätte, wie Baläus und Pitſäus vorgeben, ſondern weil es anfängt: Evax rex Arabum etc. (S. oben den Art. Evax.)

Marbodus ſagt ſelbſt, daß ſein Gedicht nur ein Auszug aus dem größern Werke des Evax ſey:

Hoc opus excipiens dignum componere duxi
Aptum geſtanti forma breviore libellum,
Qui mihi praecipue paucisque pateret amicis.

Warum ſoll man ihm nicht glauben, daß ein altes Werk unter dem Namen des Evax vorhanden geweſen ſey? Warum ſoll er allein dieſen ganzen Betrug geſchmiedet haben?

Unter den übrigen Gedichten des Marbodus hat Beaugendre vieles mit unterlaufen laſſen, welches Marbodus eben ſo wenig gemacht hat, als ich; z. E. das Epigramm auf einen Neidiſchen, welches ſich anfängt:

Rumpitur invidia quidam, cariſſime Juli,
Quod me Roma legit, rumpitur invidia. *etc.*

Dieß iſt ganz aus dem Martial; (L. IX. ep. 99.) nur daß die Zeilen, in welchem Martial von dem jure trium liberorum ſpricht, welches ihm Titus und Domitian geſchenkt hatte, weggelaſſen ſind, die ſich freilich auf einen Biſchof nicht recht paßten.

Die Schriftſteller, welche vom Marbodus Nachricht ertheilen, findet man in *Saxii* Onomaſt. Lit. T. II. p. 201 f. nachgewieſen, wozu man noch die Hiſt. Lit. de la France, T. X. p. 343, hinzu ſetzen kann. Er wird bald Marbodus, bald Marbodeus, bald auch, aber am unrichtigſten, Merobaudes, genannt. Dieſer letztere war ein andrer, und einer der ſpaniſchen Scholaſtiker. Unſer Marbodus wurde ums J. 1035 geboren, und ſtarb im J. 1123. Die zu Rennes beſorgte erſte Ausgabe ſeiner Werke ſoll einige Gedichte, auch das von den Edelſteinen, und ſechs Briefe enthalten. Die Ausgabe des Gedichts vom Piktorius, die noch in eben dem Jahre zu Paris nachgedruckt wurde, hat als Anhang ein kurzes Gedicht des Piktorius ſelbſt, unter dem Titel: Querela, quod inter lapides pretioſos molaris lapis jacetur. In den Anmerkungen iſt viel Gutes, beſonders zur Spracherläuterung. Eine zweite Ausgabe von Piktorius hat den Titel: Dactyliotheca, und auſſer jenem Anhange noch ein Gedicht de cote; Baſil. 1555. 8. und dieſe iſt zu Braunſchweig, 1740. 8. wieder abgedruckt worden. Auch findet man dieß Gedicht bei des Cornarius Ausgabe des Macer de Materia

Medica; Francof. 1540. 8. Denn einige haben es dem Macer beigelegt, und es für deſſen fünftes Buch gehalten. — Die Ausgabe des Beaugendre von dem Gedichte des Marbodus weicht von der des Piktorius auch darin ab, daß dieſer die ein und ſechszig Abſchnitte, in welche das Ganze getheilt iſt, anders, nämlich alphabetiſch, ordnete, oder ſie vielleicht ſo geordnet vorfand, und daß in dieſer leztern das Gedicht den Titel: *Enchiridion*, hat. Aus der ſehr alten, vom Beaugendre beigefügten, franzöſiſchen Ueberſetzung, oder vielmehr Umſchreibung, will ich doch den Anfang zur Probe mittheilen:

Evax fut un multe riches Reis,
Lu regne tint des Arabais.
Mult fut de plufiurs choſes ſages.
Mult apriſt de plufiurs langages.
Les ſept arts fut, ſi en fut maiſtre.
Mult fut poiſchant et de bon eſtre.
Grans treſors ot d'or e d'argent,
E fut larges a tuite gent. etc.

Mathematik. Ich habe verſchiedne Beiſpiele angemerkt, in welche lächerliche Fehler

witzige Köpfe verfallen, wenn sie ganz und gar nichts von der Mathematik wissen. Eins davon kommt im Gil Blas vor, (L. II. ch. 4.) wo Gil Blas bei dem Doktor Sangrado ist, und unter ihm praktisirt. Sangrado schickte ihn zu den Kranken, die er selbst nicht besuchen wollte, unter der Bedingung, ihm drei Viertheile abzugeben. Gil Blas thut das auch, und sagt: J'avois lieu d'être content de mon partage, puisqu'ayant dessein de retenir toujours le quart de ce que je recevois en ville, et touchant encore le quart du reste, c'étoit, si l'Arithmétique est une science certaine, la moitié du tout, qui en révénoit. Die Arithmetik wäre eine sehr ungewisse Wissenschaft, wenn das wahr wäre. Es war gar nicht möglich, daß Gil Blas auf diese Weise die Hälfte von dem ganzen Verdienste bekommen konnte.

Johannes Matthäus. Man hat von ihm ein kleines Buch: *De Rerum Inventoribus*; und er lebte zu Anfange des sechzehnten

Jahrhunderts. Seine Schrift war der bloße Grundriß zu einem größern Werke; und *Augustus Justinianus*, Episcopus Nebiensis, gab es zuerst zu Paris im J. 1520 heraus. Zu Hamburg ist es 1613 mit dem Gedichte des Antonius Sabellikus de rerum et artium inventoribus in Oktav wieder aufgelegt worden. Matthäus war aus dem Gebiete von Luna gebürtig. Von diesem seinem Geburtslande sagt Justinian in der Vorrede: *Luna* Hetruriae urbs est, olim et portus nobilitate, et se ipsa celebrata, nunc vero ruinarum tantum magnitudine conspicua, in quibus quotidie effodiuntur marmorea complurima monumenta, quae facile testentur, quanta alias fuerit. Portus autem, qui natura, non etiam arte positus est, sua in dignitate usque ad hunc diem perseverat, Lunae solum nomine in Veneris, aut in Sancti Venerii, ut quibusdam placet, commutato. — Matthäus hatte auch ein Werk *de Mulieribus claris* hinterlassen, welches Giustiniani gleichfalls herausgeben wollte. Ich weiß aber nicht, daß es

geſchehen wäre. Im Iscber finde ich dafür ſeine Gedichte angeführt, die Joh. Auratus 1576 zu Paris ſoll herausgegeben haben.

Das Gedächtniß des Matthäus verdient in meiner Litteratur erhalten zu werden, weil ich ihm verſchiedne Nachrichten von Erfindungen zu danken habe. Auch iſt er älter, als Polydorus Vergilius und Sardus, welche über eben dieſen Gegenſtand geſchrieben haben. Dieſe haben ſich auch nur, ſo viel ich mich erinnere, auf die Erfindungen der Alten eingeſchränkt, da hingegen Matthäus auch verſchiedne Erfindungen der Neuern mit beibringt, die ich an ihrem Orte ausgezogen habe. (S. z. B. Blaſerohr, Ballon, Mühlen, Lichter, *Auripelles*, und mehrere Artikel.) — Es wäre zu wünſchen, daß er überall ſeine Währmänner angegeben hätte. Manches iſt mir daher bei ihm ſehr zweifelhaft; und bei manchen Dingen hat er ſich in den Namen geirrt, oder ſie ſind falſch gedruckt.

Die Schrift des Matthäus de Rerum Inventoribus iſt unvollendet, wie Giuſtiniani in der Zuſchrift ſagt, die Paris, 1520, datirt iſt.

ist. Sie ist auch durchgehends nur mehr entworfen, als ausgeführt, und besteht aus 24 kurzen Kapiteln, denen in der Hamburger Ausgabe noch zwei Kapitel aus *Wimphelingii* Epitoma German. über die Erfindung der Schießgewehre und der Buchdruckerei beigefügt sind. — Bei dieser Gelegenheit will ich nur noch *Theod. Janssonii ab Almeloveen* Rerum Inventarum Onomasticon, Amst. 1684. 8. in Erinnerung bringen, welches nicht nur viel vollständiger ist, als die Sammlung des Matthäus, sondern auch dadurch brauchbarer und vorzüglicher, daß es bei den Angaben der Erfindungen die Quellen besser nachweist.

Medaillen. Daß auch die Alten Medaillen oder Schaumünzen gehabt haben, welche nicht im Umlauf waren, sondern als Kunstwerke und Denkmäler von den Liebhabern aufbewahrt wurden, beweist L. 28 ff. de usufr. Numismatum aureorum vel argenteorum veterum, quibus pro gemmis uti solent. Aber ganz falsch ist es, alle kupferne Münzen mit den Bildnissen der Kaiser, wie Erizzo

(Discorso sopra le Medagl. degli antichi) will, zu solchen Medaillen zu machen.

Ob die *sigillaria*, oder *munera sigillaritia*, indeß in solchen Medaillen bestanden haben, möchte ich nicht so geradezu mit Rinken (S. 17) und Savot (Disc. sur les Med. ant.) behaupten; und eben so wenig, daß die Imagines Imperatorum, welche an den signis cohortium hingen, solche Schaumünzen gewesen sind.

In dem Kabinet des Königs von Frankreich ist ein goldner Posthumius, der zwölf Dukaten wiegt; und in dem kaiserlichen zu Wien ein goldner Gratianus, der funfzig Dukaten schwer ist, wie Rink ebendas. anführt. — Die kupfernen Schaustücke aber sind ungleich häufiger; doch ist auch von ihnen keine ganze Kaiserfolge zu machen. Die seltensten darunter sind die vom August, und die häufigsten die vom Hadrian.

Es ist wohl ausgemacht genug, daß die alten Griechen und Römer ausser den gangbaren Münzen auch Medaillons, oder Schaumünzen gehabt haben, wenn sichs gleich nicht mit

Zuverläſſigkeit beſtimmen läßt, ob, und in wie fern auch dieſe letztern ehedem in Umlauf gebracht ſind. Man ſehe darüber die Reflexions ſur le Caractère & ſur l'Uſage des Médaillons antiques, par Mr. *Mahudel*, in der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. éd. d'Amſt. T. IV. p. 414 ff. Ihre nächſte Beſtimmung war vielleicht, Probemünzen (teſtimonia probatae monetae) zu ſeyn, oder Geſchenke bei feierlichen Gelegenheiten abzugeben; und die *miſſilia*, welche die römiſchen Kaiſer bei den öffentlichen Spielen unter das Volk warfen, ſcheinen wohl allerdings dergleichen Schaumünzen geweſen zu ſeyn; die *ſigillaria* hingegen waren vielmehr Geſchenke von kleinen Bildern und Statuen. Die an den Fahnen der römiſchen Cohorten befindlichen kleinen Schilde (clypei ſignorum; auch pilae, nach dem Iſidor;) auf welchen anfänglich die Bildniſſe der Götter, und nachher ſeit dem Auguſt die Bildniſſe der Kaiſer ſtanden, waren wohl freilich ihrer erſten Beſtimmung nach keine Münzen; doch ſcheinen ihrer einige in die neuern Münzſammlungen mit gekommen zu ſeyn. — Das vornehmſte Abzeichen der Schaumünzen iſt wohl in der über das gewöhnliche hinaus gehenden

Größe, Schwere und Kunst des Gepräges zu suchen; denn das von manchen angegebne Kennzeichen, die Weglassung der Buchstaben S. C. auf den römischen Schaustücken, ist nicht durchaus zutreffend. — Die kupfernen Denkmünzen sind gewöhnlich am größten, und am schönsten gearbeitet. Zuweilen sind sie von zweierlei Metall; der innere Theil Kupfer, und der Ring, oder die Einfassung Bronze; oft auch umgekehrt. Vor dem Hadrian finden sich ihrer nicht viele; mehrere aber von diesem Kaiser bis auf den Posthumius; und wieder nach diesem letztern sehr wenige. — Uebrigens giebt es wenige römische Medaillons, deren Gepräge man nicht auf den kleinern, gangbaren Münzen wiederholt fände, welches bei den griechischen der Fall nicht ist. Auch sind jene ungleich dicker, als diese. — Selbst in den reichsten Münzsammlungen findet man immer nur wenige eigentliche Medaillons; nur die Königin Christina von Schweden war so glücklich, ihrer dreihundert zu besitzen; und in der so reichen, und in ihrer Art einzigen Münzsammlung des Königs von Frankreich sollen sich jetzt sogar an die zwölfhundert befinden. — Die kupfernen Schaustücke vom August sind allerdings sehr selten, und

werden in England mit 10 Pf. Sterl. bezahlt. — Vergl. Eſſay on Medals, p. 96. 293.

Mediceiſche Venus. Ein franzöſiſcher Schriftſteller, den **Winkelmann** anführt, hat ſie mit einer Habichtsnaſe gebildet finden wollen. S. **von der Nachahmung Griech. Werke**, S. 124; wo aber die Anführung des *Journal des Savans* unrichtig iſt.

Winkelmann führt dieß Urtheil aus einem Buche an, das den Titel hat: Nouvelle Diviſion de la Terre par les differentes eſpèces d'hommes; und bezieht ſich dabei auf das Journal des Sav. l'an 1604, Avr. p. 152. Freilich aber war im J. 1604 noch an kein Journ. des Sav. gedacht. Aber es verlohnt ſich der Mühe nicht, die es koſten würde, dieſe Nachweiſung zu berichtigen.

Meilenzeiger. *C. Gracchus* primus inſtituit, ut miliaria lapidibus ſignarentur. Dieſes finde ich beim **Matthäus** (de rer.

invent. p. 21.); aber auf weſſen Zeugniß ſagt er es?

Es iſt Plutarch, der in dem Leben des Cajus Gracchus (Vit. Parallel. ed. *Bryan.* Vol. IV. p. 389.) dieſer Veranſtaltung mit folgenden Worten gedenkt: Προς δε τουτοις διαμετρησας κατα μιλιον οδον πασαν (το δε μιλιον ὀκτω σταδιων ὀλιγον ἀποδει) κιονας λιθινους σημεια τε μετρα κατεστησεν, ἀλλας δε λιθους ἐλαττον ἀπεχοντας ἀλληλων ἐκατερωθεν της ὁδου διεθηκεν, ὡς ἐυ ἐφιππους τοις ἱππους ἐχουσιν ἐπιβαινειν ἐπ' αὐτων, ἀναβολιους μη δεομενους. d. i. „Er ließ auſſerdem auch die ganze Landſtraße „nach Meilen ausmeſſen, davon jede beinahe „acht Stadien enthält, und ſetzte, zur Bezeichnung des Maaßes, ſteinerne Säulen. Auch „ließ er andre Steine hier und da in kleinern „Zwiſchenräumen an den Landſtraßen errichten, „auf welchen die Reitenden, die keine Bediente „bei ſich hatten, um ihnen aufzuhelfen, deſto „bequemer zu Pferde ſteigen konnten.“ — Daß der Kaiſer Auguſt auf dem römiſchen Markte einen Hauptmeilenzeiger errichten ließ, iſt bekannt. Auch giebt es noch verſchiedne Ueberreſte von ſolchen, gewöhnlich mit Inſchriften verſehen.

nen, columnis milliaribus. S. z. B. die Explication d'une Colonne milliaire trouvée près de Soiſſons, in der Hiſt. de l'Acad. des Inſcr. éd. d'Amſt. T. II. p. 379; und die Erklärungen von zwei andern, ebendaſ. S. 383, und T. V. p. 217.

Menisci. De *Meniſcis*, ſeu circulis Chriſti et ſanctorum capitibus apponi ſolitis, v. *Ciampinus*, Vett. Monumentt. Cap. XIV. quorum originem accerſit cum *Pignorio* et *Kirchero* a gentilibus, qui Caeſaribus, Heroibusque aliis hac ipſa nota divinitatem adſcripſere; rejecta *Salmuthi* ſententia, meniſcos erroribus pictorum tribuente, qui tegumenta ad avium ſtercora ſubmovenda ſtatuis ſuperimpoſita in pictis etiam imaginibus adhibuerint.

Woher die obige Stelle genommen iſt, weiß ich nicht ſogleich anzugeben. Die hieher gehörigen Worte des Ciampini aber ſind am angef. Orte folgende: Quod vero antiqua Chriſtiana pietas Sanctorum capita hujusmodi radiantibus

lineis insignire studuerit, sive in statuis, sive in picturis, opinantur nonnulli, non ex eo ortum esse, quod veteres doctrinam, vitae excellentiam, et gloriae typum, in saxis tabulisque posteritati consignare voluerint; sed antiquarum potius statuarum exemplo, quibus opificum studio addebantur *lunulae* quaedam seu patellae, ob longe alienam caussam, nempe ut supra capita aptatae, contra avium sordes et stercora pro tegumento inservirent. Aperte id innuit *Aristophanes* in *Avibus*:

Ἢν δε πȣ δειπνητε, πρηγορεωνας ὑμιν πεμψομεν.
Ἢν δε μη κρινητε, χαλκευεσθε μηνισκȣς φορειν,
Ὥσπερ ἀνδριαντες.

In der Folge beruft sich Ciampini auf den Pignorius, Kircher, u. a. m.; auch auf alte Münzen und andre Kunstwerke, wo dergleichen Glorien und Strahlenkronen vorkommen. Kircher nämlich (T. II. *Oedip. Aegypt.* Cl. 7. p. 87 f.) leitet den Gebrauch eines solchen Zirkels, zur Andeutung der Gottheit und größern Heiligkeit, von den Aegyptern her.

Metastasio. In seiner Jugend hieß er Trapassi. — Mir hat Finazzi erzählt,

daß die *Didone Abbandonata*, die 1725 zuerſt zu Venedig aufgeführt wurde, gewiſſermaßen die eigne Geſchichte des Metaſtaſio geweſen ſey, die er mit der Romanina, der berühmteſten damaligen Sängerin in Italien, gehabt hatte. Die Romanina hatte ſich in ihn verliebt, und als M. nach Wien berufen wurde, wollte ſie ihm, einige Zeit darauf, dahin folgen. Metaſtaſio aber beſorgte, daß ſie ihm unangenehme Händel in Wien machen, und dort ſeinem Rufe nachtheilig werden möchte, indem ſie mit einem gewiſſen Poeten und Muſikus, Bulgarelli, verheirathet war, und wirkte bei Hofe einen Befehl aus, der ihr unterwegs entgegen geſchickt wurde, und ihr verbot, das kaiſerliche Gebiet zu betreten. Die Romanina wurde darüber raſend, und wollte ſich in der erſten Wuth das Leben nehmen, verwundete ſich auch die Bruſt mit einem Federmeſſer. Die Wunde war zwar nicht tödtlich; ſie ſtarb aber doch nicht lange darauf aus Gram und Verzweifelung. Dem ungeachtet vermachte ſie dem Metaſtaſio die Hälfte ihres anſehnlichen Vermögens, und die andre Hälfte ihrem Manne.

Aber M. weigerte ſich, das Vermächtniß anzunehmen, und machte dem Manne ein Geſchenk damit.

Die erſte Oper, von Metaſtaſio gearbeitet, ſagte mir Finazzi, ſey die alte Oper *Siface* geweſen, von der er die Worte umgeſchmolzen habe. Sie iſt aber nie unter ſeinen Werken gedruckt worden. Auch habe ihm Bulgarelli bei ſeinen erſten Opern viel geholfen. Das Subjekt des *Siface* iſt ungefähr das nämliche mit dem Eſſex.

Dieſer große, und in ſeiner Art einzige Operndichter ſtarb zu Wien, d. 12. April, 1782. Von ſeinen Lebensumſtänden lieferte Herr von Retzer eine Skizze, die einzeln in eben dem Jahre, und auch im Deutſchen Muſeum, 1783 Febr. S. 118 ff. gedruckt wurde. S. auch J. A. Hiller, über Metaſtaſio und ſeine Werke; Leipz. 1786. gr. 8.; und am ausführlichſten die Vita dell' Abate *Pietro Metaſtaſio*, ſcritta dall' Avvocato *Carlo Criſtini*, die zuerſt im erſten Bande der zu Nizza beſorgten Ausgabe ſeiner Werke, und hernach auch in dem 1787 erſchienenen vierzehnten Bande der be-

kannten Turiner Edition abgedruckt iſt. Gravina, der ihn als Knaben zu ſich nahm und erzog, veranlaßte die Vertauſchung ſeines Geſchlechtsnamens Trapaſſi mit dem gleichbedeutenden Griechiſchen, Metaſtaſio. In ſeiner Jugend war er einer der fertigſten Improviſatoren. Criſtini führt das Trauerſpiel *Giuſtino* als die erſte dramatiſche Arbeit an, welche M. unter Gravina's Aufſicht ſchon in ſeinem 15ten Jahre verfertigte. Die *Didone Abbandonata* aber wurde erſt im J. 1724, nach der Muſik des Domenico Sarri zu Neapel, nicht zu Venedig, zuerſt aufgeführt, und eben daſelbſt in dem nämlichen Jahre zuerſt gedruckt; und die Romanina ſelbſt ſang darin die Rolle der Eliſa mit dem größten Beifall. Die obige Anekdote iſt alſo dahin zu berichtigen, daß dieſe Sängerin, wie auch Mattei in ſeiner Lobſchrift auf Jomelli ſagt, dem Dichter die ſchönſten Situationen in dieſer Oper an die Hand gab, z. B. die der Eiferſucht in der 14ten und 15ten Scene des zweiten Akts. Mattei beruft ſich dabei auf das Zeugniß der Prinzeſſin di Belmonte, unter deren Schutz und durch deren Beförderung dieſe Oper entſtand. Erſt im folgenden Jahre, 1725, wurde ſie zu Venedig

gegeben, wohin man die Bulgarelli als erſte Sängerin berufen hatte, wohin ihr auch Metaſtaſio folgte, und wo er das ſchöne Sonett an die Damen von Venedig ſchrieb, um ihr Mitleid gegen die arme Eliſa aufzufodern. Man findet es in der Turiner Ausgabe, T. VI. p. 433; und es ſchließt ſich mit dem Terzet:

Mi baſta ſol, che in riveder diviſa
Dal Frigio pellegrin la Tiria figlia,
Dica alcuna di voi: povera Eliſa!

Erſt im folgenden Jahre, 1726, wurde die alte Oper *Siface*, auf Bitte des Kapellmeiſters Porpora zu Venedig, vom M. umgearbeitet, ſo, daß ſie faſt völlig ſeine Arbeit wurde, und Quadrio ſie ihm ſchlechthin beilegte. Man hat ſie jetzt im 13ten Bande der Turiner Ausgabe, S. 1 ff. mit abdrucken laſſen. Bald darauf ging Metaſtaſio mit der Bulgarelli und ihrem Manne nach Rom, wo ſie mit den Angehörigen des M. nur Eine Haushaltung führten. Im J. 1729 erhielt er den Ruf nach Wien, da ihn ſein Vorgänger, Apoſtolo Zeno ſelbſt, dem Kaiſer vorgeſchlagen hatte, mit einem Jahrgehalt von 3000 Gulden. Es koſtete dem M. ſehr viel Kampf, ſich ſo ganz von ſeinen bisheri-

gen angenehmen Verhältniſſen loszureiſſen. Die Romanina foderte ihn indeß ſelbſt auf, den Antrag anzunehmen; aber erſt im J. 1730 ging er nach Wien. Criſtini gedenkt mit keinem Worte des Vorhabens jener Sängerin, ihm dahin zu folgen, noch der geheimen Veranſtaltungen des M., dieß zu verhindern, noch ihrer darauf erfolgten Verzweifelung. Vielmehr giebt er aus den Briefen des Dichters Beweiſe von ſeiner Untröſtlichkeit über ihren Tod, und erzählt gleichfalls, daß ſie ihm die Hälfte ihres anſehnlichen Vermögens vermacht habe, welche aber M. mit der rühmlichſten Großmuth ausſchlug, und mit der andern Hälfte ihrem Manne abtrat.

Finazzi, der dieſe nur halb wahren Anekdoten dem ſel. L. erzählte, war ein Kaſtrat und Komponiſt, der ſich in und um Hamburg aufhielt. Man hat von ihm Fünf Italiäniſche Oden (von Metaſtaſio) mit Melodien; Hamb. 1754. Fl. fol. — Hagedorn hat ſeinen Namen in ſeinem Schwätzer aufbehalten, den er unter andern ſagen läßt:

„Finazzi ſinget gut; doch ich kann beſſer ſingen.“

Agoſtino Metelli. Ein Bologneſer, und einer der berühmteſten Freſcomahler. Er ſtarb zu Madrit 1660. — „Fù egli, ſagt Malvaſia von ihm, (Felſina Pittrice, T. II. p. 414.) il primo inventore di quelle Perſpettive, che per non voler regolare con tanta ſtitichezza d'un ſolo punto, volle chiamare *Vedute*, che poi ſono ſtate ſeguite dal *Santi*, dall' *Alboreſci*, e più, e con maggior applicazione, e fortuna dal *Monticelli*, tutti ſuoi allievi.

Auch am ſpaniſchen Hofe hat Metelli, nach dem Berichte des Malvaſia, vieles al Freſco gemahlt, wohin er mit dem Angelo Michele Colonna berufen wurde. Vorzügliche Stärke beſaß er in der ſogenannten Ornament- oder Verzierungs-Perſpektiv, und in Architekturgemählden. In dieſer Art hat man auch einige radirte Blätter von ihm; auch hat ſein Sohn, Giuſeppe Maria, und Franceſco Curti verſchiedne ſeiner Zeichnungen geätzt, von dem man viele radirte Blätter hat, über welche Baſan in ſ. *Dictionn. des Graveurs* nachzuſehen iſt.

Miniatur-Mahlerei. Il dipingere a pinto di penello piccole imagini ſopra la carta pecorina. So erklärt ſie Lana; er hat aber Unrecht, wenn er ſagt, daß in dieſer Art von Mahlerei: non ci ſerviamo di biacca, mà facciamo, che l'iſteſſo candore delle carte ſenza toccarlo ſerva di biacca. Wenigſtens thun das die Miniaturmahler jetzt nicht mehr; weil die Weiſſe des Elfenbeins oder des Pergaments mit der Zeit gelb wird, und die meiſten Oerter niedrig bleiben würden gegen das Uebrige, wo die Farbe aufliegt.

Einer von den berühmteſten ältern Meiſtern in dieſer Kunſt iſt Giulio Clovio, welcher 1578 ſtarb. Sein vornehmſtes Werk iſt ein Breviarium in der königlichen Kunſtkammer zu Neapel. — Zu Lana's Zeiten war auch der Padre Giov. Battiſta *della Religion de' Servi* ſehr berühmt, von dem L. ſagt, er habe den Clovio noch übertroffen. Dieſen finde ich beim Füeßlin nicht.

Don Giulio Clovio, genannt Macedo, von dem Vaſari (T. III. p. 849.) und aus ihm Füeßlin Nachricht giebt, wurde im J. 1498

zu Grisone in Slavonien geboren, und war ein Schüler des Giulio Romano. Das oben gedachte Brevier mahlte er im J. 1546 für den Kardinal Aleſſandro Farneſe; und Vaſari lobt es ungemein, beſonders wegen einiger Figuren in Michel Angelo's Manier, und wegen der ſchicklich gewählten Einfaſſungen mit Grotesken. Albert Dürer ſtach nach ſeinen Arbeiten. Er ſtarb zu Rom in dem oben angeführten Jahre. — Von dem P. Giov. Battiſta, deſſen Zuname nicht angegeben wird, kann ich keine weitere Nachweiſung geben.

Misogyn. Ich habe dieſes Stück verfertigt, als ich die Fragmente Menander's ſtudirte, und fand, daß er dieſen Charakter in einem Stücke behandelt habe, welches Phrynichus την καλλιστην των κωμῳδιων τε ἑαυτε nennt. Menander's Misogyn aber ſcheint ein noch verheiratheter Mann geweſen zu ſeyn, den alles ärgert, was ſeine Frau thut, und der weder an ihr, noch an irgend einer Frau in der Welt etwas Gutes wahrnehmen kann. Beſonders ärgerte ihn ihr Aufwand,

ſelbſt

ſelbſt der, den ſie in Opfern und gottesdienſtlichen Handlungen machte. Einem ſolchen Manne eine fromme, andächtige Frau zu geben, war ein Meiſterzug von Menander. Er hatte ihm den Namen Simylos gegeben, wie aus den Fragmenten beim Stobäus erhellt. Aus einem derſelben ſcheint mir noch zu erhellen, daß Simylos ſeine fromme Frau aufs Aeußerſte gebracht habe, ſo, daß ſie ihn zu verklagen ſchwört, wenn man nämlich die Worte beim Priſcian:

— — — Ὀμνυμι
Σοι τον ἡλιον, ἡ μὴν ποιησειν γραφην
Σοι κακωσεως,

„Ich ſchwöre dir beim Sonnengott, daß ich „dich Injurien belangen will!“ der Frau in den Mund legen kann, wie man es denn mit aller Wahrſcheinlichkeit darf. Denn κακωσεως δικη oder γραφη heißt eigentlich actio uxorum in viros, parentum in liberos, pupillarumque in curatores pro injuria accepta. Ja zu dieſer Klage ſcheint es ſogar wirklich gekommen zu ſeyn, nach einem Fragmente im Suidas in dem Worte Παρασασις:

Ἕλκει δε γραμματιδιον ἐχει σε δίδυρον
Και παρασασις.

„trahit te illuc diploma et drachma depositi." Jenes γραμματιδιον δίδυρον, quod duas plagulas habet, scheint die schriftliche Vorladung gewesen zu seyn; und παρασασις bedeutet die depositionem drachmae ab iis, qui de re privata inter se disceptarent.

Die wenigen Fragmente, die uns noch aus Menanders Misogyn übrig sind, den ich in *Fabricii* Biblioth. Gr. L. II. c. XXI. unter den verloren gegangenen Lustspielen dieses Dichters nicht mit angeführt finde, stehen in den von le Clerc (Amst. 1709. gr. 8.) herausgegebenen *Menandri* et *Philemonis* Reliquiis, p. 122 ff. Phrynichus (in Ecl. Attic.) sagt davon; Τι και τουτῳ Μενανδρος την καλλιστην των Κωμῳδιων των ἑαυτου κατεκηλιδωσεν, εἰπων, τι etc. Le Clerc bemerkt bei dieser Stelle: *Menander* multo melius sciebat, quae et ubi usurpandae essent voces, quam sexcenti Atticistae, qualis *Phrynichus* et alii. — Die längste und vornehmste Stelle, die den mißvergnügten Simylos charakterisirt, findet sich beim Sto-

bäus, Tit. LXIX. Hier wird zwar der Name des Stücks nicht genannt; aber bei eben diesem Schriftsteller, Tit. CVIII. werden vier Verse aus dieser Stelle wiederholt, und dem *Misogynus* beigelegt.

Tabulae MITHRIACAE. Ausser den dreien, welche Gronov den Gemmen des Agostino beigefügt hat, und die auch Tho. Hyde seiner Historiae Religionis veterum Persarum einverleibt hat, findet man noch drei andre in des Philipp a Turre Monumentis Veteris Antii (Romae, 1700. 4.), wovon die eine, welche auch die Acta Eruditorum (a. 1701. p. 264.) daraus mittheilen, nicht lange vorher bei Anzo ist gefunden worden.

Von dem Dienste des Mithras, und desselben Aehnlichkeit mit dem *Taurobolio*, ist van Dalen in s. Abhandlung von diesem Opfer nachzusehen. (Dissertt. Amst. 1702. 4.)

Ich habe des a Turre Monumenta Veteris Antii selbst vor mir, worin er mit der darin erläuterten Inscription des M. Aquilius die

tabulam Solis Mithrae verbindet, und im zweiten Theile, S. 157 ff. ausführlich de Mithra, ejusque tabulis symbolicis, handelt. (Man vergleiche damit *Bergeri* Spicilegium Antiquitatis, p. 97 ff. und *Jo. Vignolii* Diss. de Columna Antonini, p. 174 f.) Von mehrern ähnlichen Tafeln s. ebendas. S. 159. Phil. a Turre fand ihrer acht, alle an andern Orten, als sie von den dort angeführten Schriftstellern nachgewiesen wurden. Er giebt sich viele Mühe, die darauf befindlichen symbolischen Vorstellungen einzeln zu erklären, und sie alle auf die Hervorbringung und Erhaltung der Welt hinzudeuten. Auch sucht er zu zeigen, daß man den Mithras ehedem in der Gegend von Antium oder Spelåum gottesdienstlich verehrt habe. Eben da, wo die Bruchstücke der von ihm vorzüglich beschriebenen und erklärten Tafel gefunden wurden, trift man noch verschiedne Höhlen an; und Porphyrius (p. 263) bemerkt: ubicunque Mithram agnoverunt gentiles, eidem deo specubus sacra faciebant. Die dabei üblichen Opfergebräuche werden von ihm Kap. V. erläutert, und im folgenden Kapitel handelt er von den diesem Gotte gewidmeten Festen. Zuletzt zeigt er die Verbreitung dieses Dienstes in den römi-

ſchen Provinzen. — Das Uebrige in dem Werke des a Turre betrift den Belenus, und andre aquilejiſche Gottheiten, und die *coloniam Forojulienſem*. (Er ſelbſt war aus Friaul gebürtig.) Noch ſind einige damals bei Rom entdeckte Fragmente von Inſchriften der *fratrum ambarvalium* beigefügt.

Ueber das Taurobolium, einem der Cybele geweihten Opfer, ſ. auch umſtändlich die Explication d'une Inſcription antique, où ſont décrites les particularités des Sacrifices appellés *Tauroboles*, par Mr. *de Boze*, in den Mem. de l'Acad. des Inſcr. éd. d'Amſt. T. IV. p. 111 ff.

Modiſten. So hießen vor Alters, beſonders zu Nürnberg, diejenigen, die ſich einer zierlichen Handſchrift befliſſen, und darin Unterricht ertheilten, dergleichen in der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts Johann Neudörffer war, aus deſſen Schule ganz Deutſchland mit Schönſchreibern verſorgt wurde. S. Doppelmayr, S. 201.

Friſch, in ſeinem Wörterbuche, erklärt das Wort Modiſten durch Muſikanten und

Sänger, und führt dazu Merkel's Bericht von der Magdeb. Belagerung an, wo die Stelle vorkommt: „Nach der Absolution sind zu dem „Magdeburgischen Gesandten der Kaiserl. Maj. „Cantores und Modisten in die Herberge ge„kommen, und sich fröhlich erzeigt.“ Eben diese Bedeutung giebt auch, nach Frisch, Hr. Oberlin im Scherzerischen Glossarium davon an. Herr Adelung hat dieß Wort gar nicht aufgenommen, vermuthlich, weil er es nicht für hochdeutsch erkannte. Denn es scheint freilich mehr ein oberdeutscher Provinzialausdruck, oder auch selbst nur ein Modewort in der Umgangssprache gewesen zu seyn. Sehr alt wäre es auch wohl nicht, wenn es von dem Worte Mode herkäme, das selbst im Deutschen erst spätern Ursprungs ist; obgleich Modisten zunächst von dem Lateinischen *modus* abgelenkt zu seyn scheint. Doppelmayr erklärt es am angef. O. so: „Die Modisten wurden „zu den vorigen Zeiten diejenigen benennet, „welche sich, um die Handschriften zu verbes„sern, und solche zierlicher darzugeben, bemü„het.“ Der von ihm dort, seinen Lebensumständen nach, angeführte Johann Neudörffer, der ältere, machte sich durch seine

Schönschreiberei in Nürnberg um das J. 1538 berühmt, und ließ im J. 1544 eine kurze Anweisung zur Schreibekunst in Quart, und im Jahr 1549 eine größere in Folio, in sieben Gesprächen, drucken. Sein Enkel, Anton Neudörffer, gab beide wieder in seiner Schreibekunst, Nürnberg, 1601. 4. heraus. Seine Methode war durch Albrecht Dürer's regelrechte Verbesserung der Versalbuchstaben veranlaßt worden, wovon gleichfalls Doppelmayr, Th. I. S. 153 f. nachzusehen ist. Neudörffer genoß in der Folge von den Kaisern Karl V. und Ferdinand I. viel Gnade, und erhielt die Würde eines Comes Palatinus. Die Namen seiner vornehmsten, fast durch ganz Deutschland zerstreuten, Schüler nennt Doppelmayr in der Note (f.) S. 201 seiner Histor. Nachricht von den Nürnbergischen Mathematicis und Künstlern; Nürnb. 1730. fol.

Monier. Der Verfasser einer Geschichte der Kunst, die ich noch nicht kenne, die aber das nicht leistet, was sie verspricht. (S. Winkelmann's Gesch. d. K. Vorr. S. X.)

Dieß, freilich ziemlich dürftige und wenig befriedigende Buch ist zu Paris 1698. 8. unter folgendem Titel herausgekommen: Histoire des Arts qui ont raport au Dessein, divisée en trois Livres — — par *P. Monier*, Peintre du Roi et Professeur à l'Académie Roiale de Peinture et Sculpture. Es wird darin, sehr summarisch, vom Ursprunge der Zeichnenkunst, Mahlerei, Bildhauerei, Baukunst und Kupferstecherkunst, von ihrem Fortgange und Verfall, und ihrer Wiederherstellung gehandelt. Es entstand diese Schrift aus den von Monier in den monatlichen Versammlungen der Pariser Kunstakademie gehaltenen Vorlesungen, unter welchen er diese historischen Abhandlungen von den theoretischen über die Umrisse, die Perspektiv, die Anatomie, und die Bewegungen der Muskeln, aussonderte. — Jöcher gedenkt dieses Monier nicht; auch d'Argensville hat ihn in seinen Lebensbeschreibungen der Mahler (Th. IV. der deutschen Uebers. S. 128) nur im Vorbeigehen als einen Schüler des Sebastian Bourdon genannt. Umständlicher aber wird seiner beim Felibien (T. IV. p. 404.) erwähnt, woraus auch Füeßli seine Lebensumstände im Artikel Mosnier genommen hat. Er war der Sohn

eines gleichfalls geschickten Mahlers Jean Mosnier, und starb zu Paris im J. 1703. Unter andern zeichnete er nach den Gemählden des Nik. Pouſſin vier hiſtoriſche Landſchaften, die von St. Baudet geſtochen ſind.

Edward Moore. Er iſt Verfaſſer des engliſchen Trauerſpiels, *The Gameſter*, der Spieler. Ich kann zeigen, daß dieſes Stück aus Hill's *Fatal Extravagance*, und beide aus der *Yorkshire-Tragedy* genommen ſind; und gleichwohl finde ich, daß zu der Zeit, da Moore's Spieler (im J. 1753) zu London herauskam, ebendaſelbſt eine kleine Schrift erſchien: *The Gameſter*, a true Story, on which the new Tragedy of that name is founded; tranſlated from the Italian, 8. Und die Verfaſſer des *Monthly Review* eben dieſes Jahrs, S. 146, ſagen gleichfalls, daß Moore den ganzen Plan, und faſt alle Charaktere aus gedachter Geſchichte genommen habe. Iſt es möglich, daß die Engländer ihre eignen Werke ſo wenig kennen?

Man weiß, daß die *Yorkshire-Tragedy* eins von den sieben Schauspielen ist, welche Shakspeare'n nur zweifelhaft beigelegt werden, obgleich keines darunter wohl so viel Anschein der Aechtheit hat, als dieses. Ich habe darüber im dreizehnten Bande meines Deutschen Shakspeare, S. 431 ff. umständlicher gehandelt, und ebendas. S. 436, bemerkt, daß Moore höchst wahrscheinlich die erste Idee zu seinem Spieler daraus entlehnt habe. Auch findet man dort, und so auch im *Companion to the Playhouse*, angemerkt, daß Hill eben dieß vermeintlich Shakspearische Stück zur Grundlage seines Trauerspiels: *The Fatal Extravagance*, gemacht habe, welches im J. 1720 zuerst unter dem vorgeblichen Namen Joseph Mitchell's erschien, dem sein edelmüthiger Freund, Aaron Hill, durch den Vortheil der dritten Vorstellung aus einer dringenden Geldnoth half. Es wurde hernach unter Hill's dramatischen Werken mit abgedruckt. — Bei dem allen könnte doch wohl die in dem oben gedachten Pamphlet ins Englische übersetzte italiänische Novelle, wenn sie alt genug dazu ist, die ursprüngliche Quelle beider Schauspiele, des von Shakspeare und Moore, gewesen seyn.

Der letztre ist übrigens durch seine, auch ins Deutsche übersetzte Fables for the female sex bekannt; auch hat er noch zwei, mit nicht sonderlichem Beifall aufgenommene Lustspiele, *The Foundling*, und *Gil Blas*, geschrieben.

Mühlen. *Mola aquaria* inventum est recens. Sed *mola ventaria*, ut arbitror, recentior esse creditur. Nam antiqui, ni fallor, molis asinariis et manuariis tantum utebantur. *Matthaeus, de rer. invent.* p. 38.

Da also ein Italiäner des sechszehnten Jahrhunderts schon ausdrücklich der Windmühlen gedenkt, ist es da wohl glaublich, daß man zur Zeit des Tasso noch keine Windmühlen in Italien sollte gehabt haben? Gleichwohl sagt Tasso in einem Briefe, in welchem er eine Vergleichung zwischen Frankreich und Italien anstellt, es ausdrücklich. In dem Briefe nämlich, der in dem *Journal Encyclopédique*, *Oct.* 1768 zuerst, und zwar nur in einer französischen Uebersetzung, erschienen ist, unter der Aufschrift: L'Italie comparée à la France, par *le*

Taſſe, Auteur de la *Jeruſalem Delivrée;* morceau recemment decouvert et traduit. Die Stelle ſelbſt iſt dieſe: Je ne dois pas omettre un avantage, que la France ſait tirer des vents par les moulins, qu'ils font agir; avantage, dont eſt privée l'Italie, qui n'a que des moulins à eau. — — Doch, dieſer ganze Brief ſcheint mir eine Erdichtung, und das Werk eines Franzoſen zu ſeyn. Denn ſonſt hätte ſichs wohl der Mühe verlohnt, ihn in der italiäniſchen Sprache ſelbſt mitzutheilen.

Wenn folgende Stelle beim Dante in ſ. *Amoroſo Convivio:* (Vineg. 1531. 8.) fol. 45. h. „eſſo Sole gira il mondo intorno giù alla terra, overo al mare, *come una mola*, della quale non paia più che mezzo lo corpo ſuo;" von einer Windmühle zu verſtehen iſt; ſo bewieſe ſie, daß man dergleichen in Italien ſchon im dreizehnten oder wenigſtens im vierzehnten Jahrhunderte gekannt habe.

Musik. 1. Herr Bach, welcher hier in Hamburg Telemann's Stelle erhalten hat, ist beständig ein besondrer Freund von diesem gewesen; doch habe ich ihn gleichwohl sehr unpartheiisch, in Vergleichung mit Graun, von ihm urtheilen hören. Telemann, sagt er, ist ein großer Mahler, wovon er besonders in einem seiner Jahrgänge, welcher hier der Zellische heißt, ganz ausnehmende Beweise gegeben hat. Unter andern führte er mir eine gewisse Arie an, worin er das Erstaunen und Schrecken über die Erscheinung eines Geistes ganz unnachahmlich ausgedrückt habe, so, daß man auch ohne die Worte, welche höchst elend sind, gleich hören könne, was die Musik wolle. Aber Telemann übertrieb auch nicht selten seine Nachahmung in das Abgeschmackte, indem er Dinge mahlte, welche die Musik gar nicht mahlen sollte. Graun hingegen hatte einen viel zu zärtlichen Geschmack, um in diesen Fehler zu fallen; aber die Hut, auf der er desfalls beständig stand, machte auch, daß er selten oder gar nicht mahlte, und sich meistentheils mit einer lieblichen Melodie begnügte.

2.

Jesus Heriloneus, Tharbini filius, poëta et musicus, primus de musica librum scripsit; schreibt Joh. Matthäus de rer. invent. p. 29. — Dieses soll heissen: *Lasus Hermionensis*, welcher ein Zeitverwandter des Xenophanes war, wie man aus dem Plutarch *de vitioso pudore* sieht, und des Simonides, wie Aristophanes in den Wespen anzeigt.

3.

Bach klagt über den jetzigen Verfall der Musik. Er schreibt ihn der komischen Musik zu, und sagte mir, daß Galuppi selbst, der einer von den ersten komischen Komponisten ist, und sich jetzt in Petersburg befindet, von wo er aber zurück erwartet wird, weil er alt und reich genug ist, daß ihm, sage ich, Galuppi selbst versichert habe, der Geschmack an der komischen Musik verdränge sogar die alte gute Musik aus den Kirchen in Italien. Er selbst habe eine von seinen komischen Symphonien *) in einer Kirche zu Rom gehört, der man einen geistlichen Text untergelegt hatte. Eine wesentliche Eigenschaft

*) Vermuthlich eine von seinen komischen Arien.

der komischen Musik ist es, daß sie fast nichts als Allegro's hat, und die Adagio's gänzlich verbannt; kaum daß sie noch dann und wann ein Andante erlaubt.

4.

Perrault in seiner Abhandlung *de la Musique des Anciens* (Par. 1680. 12.) ist ohne Zweifel der erste, welcher den Alten die vielstimmige Harmonie (harmonie composée de plusieurs parties,) abspricht, und zu zeigen sucht, daß alles, was sie von der Symphonie sagen, von dem Gesange *à l'unisson ou à l'octave* zu verstehen sey. Doch weiß ich nicht, ob sich nicht Stellen bei den Alten finden sollten, welche dieser Meinung zu widersprechen scheinen. Eine solche glaube ich z. B. beim Plutarch περι πολυφιλιας gefunden zu haben: Ἡ μεν γαρ περι ψαλμους και φορμιγγας ἁρμονια δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον, ὀξυτησι και βαρυτησιν ἀμωσγεπως ὁμοιοτητος ἐγγινομενης. „Nam concentus quidem ille, qui numeris musicis et citharis efficitur, sonorum consensum ex iis, quae dissona sunt, habet, quod acutis et gra-

vibus ſimilitudo quaedam interveniet.“ Man merke hier auf das δι' ἀντιφωνων ἐχει το συμφωνον. Ich weiß nicht, ob man das von Stimmen ſagen könnte, die nur in der Höhe und Tiefe von einander unterſchieden wären. Aber das Folgende ſagt noch mehr, wo Plutarch die Harmonie der Freundſchaft dieſer muſikaliſchen Harmonie entgegen ſetzt: της δε φιλικης συμφωνιας ταυτης και ἁρμονιας ἑδεν ἀνομοιον ἑδε ἀνωμαλον, ἑδε ἀδολον ἐιναι μερος, ἀλλ' ἐξ ἁπαντων ὁμοιως ἐχοντων, ὁμολογειν και ὁμοδοξειν και ὁμοβαλειν και συνομοπαθειν, ὡσπερ μιας ψυχης ἐν πλειοσι διηρημενης σωμασι. „At vero hic amicitiae concentus atque haec conſonantia nullam partem diſſimilem aut inaequalem aut diſcrepantem habere vult, ſed ex pari omnino habitu in ſermonibus, in opinionibus, in conſiliis, in effectibus conſentiri; perinde ac ſi unus animus in plura corpora eſſet diviſus.“ — Das ἀδολον kann hier nicht Statt haben, wie auch Stephanus anmerkt, welcher ὁπωδον dafür lieſt, von ἁπαδειν, in cantu

cantu discurrere. — Nun frage ich: wenn alle die verschiedenen Stimmen nur oktavenweise verschieden gewesen wären; würde diese musikalische Harmonie nicht eben so vollkommen gewesen seyn, als Plutarch die Harmonie der Freundschaft zu seyn verlangt? Nach dem Gegensatz aber, welchen er zwischen beiden macht, muß das ἀνόμοιον, ἀνώμαλον und ἀπῳδον μέρος, welches bei der Harmonie der Freundschaft nicht Statt finde, bei der Harmonie der Musik Statt gefunden haben; und es ist mir schwer zu begreifen, wie das Musik *all' unisono* könne gewesen seyn.

I.

Hr. Prof. Engel hat in seiner vortreflichen Abhandlung über die musikalische Mahlerei (Berl. 1780. 8.) die Fragen überaus gründlich und scharfsinnig beantwortet: was in der Musik Mahlen heisse? was für Mittel diese Kunst dazu in ihrer Gewalt habe? was sie durch diese Mittel zu mahlen im Stande sey? und was sie mahlen, und nicht mahlen solle? Vornehmlich zeigt er sehr schön, daß es die Pflicht des Tonkünstlers, und dem Hauptzwecke

der Tonkunst gemäß sey, nicht sowohl den Gegenstand selbst, der die Empfindung erregt, als vielmehr die dadurch erregte Empfindung und Leidenschaft selbst, zu schildern und nachzuahmen. Allerdings überließ sich Telemann, dieser in seiner Art immer höchst verehrungswürdige und ungemein fruchtbare Kirchenkomponist, oft der musikalischen Mahlerei der Gegenstände allzusehr; und nicht bloß hörbarer Gegenstände, sondern zuweilen auch solcher, wo der Ausdruck durch Töne die Aehnlichkeit des sinnlichen Eindrucks nur sehr schwach, nur durch entfernte Ideenverknüpfung, und gemeiniglich nur auf eine zu gekünstelte und gehielte Art, erreichen kann. Sogar auf geistige und übersinnliche Begriffe dehnte er manchmal diese Nachahmung aus. So erinnere ich mich z. B. daß er mehrmals die Falschheit der Gesinnungen durch falsche Quinten oder durch Dissonanzen auszudrücken gesucht hat. Aber dieß war bei ihm eine fast unzertrennliche Folge von der bis zum Ueppigen großen und ergiebigen Fruchtbarkeit seiner Erfindungskraft; und er scheint mir unter den Tonkünstlern fast eben das geworden zu seyn, was Ovid unter den Dichtern war.

2.

Vom Laſus, aus Hermione, einer Stadt im Peloponnes im Königreiche Argos, der um die 58ſte Olympiade, ungefähr 548 J. v. Chr. G. berühmt war, ſehe man *Dr. Burney's* Hiſtory of Muſic, Vol. I. p. 447; und Hrn. Forkel's Allg. Geſch. d. Muſik, B. I. S. 358. Vergl. *Fabricii* Bibl. Gr. Vol. I. p. 102, wo in der Note mehrere von ihm handelnde Schriftſteller nachgewieſen werden. — Laſus wird faſt allgemein für den erſten gehalten, der über die muſikaliſche Theorie ſchrieb; er war aber auch ausübender Tonkünſtler. Von ſeinen Schriften iſt nichts mehr übrig; und von denen griechiſchen Schriftſtellern über die Muſik, wovon wir noch etwas beſitzen, iſt Ariſtoxenus der älteſte.

3.

Bach's Klage über den Nachtheil, welchen der überhand genommene Geſchmack an der komiſchen Muſik der Aufnahme der ernſthaften geſchaft hat, iſt nur allzu gegründet. Beſonders iſt der Geſchmack an der komiſchen Oper, auch an unſern deutſchen Höfen, dem Geſchmack an der ernſthaften ſehr nachtheilig geworden; ob es gleich mehrere Urſachen des Verfalls der letztern giebt, welche man von Arteaga in ſei-

nem sehr lesenswürdigen Werke, Le Revoluzioni del Teatro Musical Italiano, T. II. III. Cap. 12—15, zergliedert und beredt beschrieben findet.

4.

Man findet die Gründe für und wider die Meinung, daß die Alten schon den Kontrapunkt gekannt, und folglich vielstimmige Musik gehabt haben, vom Dr. Burney in seiner von mir (Leipz. 1781. 4.) übersetzten Abhandlung von der Musik der Alten, Abschn. VIII, S. 130 ff. am kürzesten und übersehbarsten gegen einander gestellt. Vergl. Hrn. Forkel's Allgem. Gesch. d. Musik, B. I. S. 389 ff. — Perrault war jedoch nicht der erste, welcher der alten Musik die Harmonie absprach; sondern das thaten schon vor ihm Glariani, Salinas, Bottrigari, Artusi, Cerone, Kepler, Mersenne, und Kircher *).

*) Hr. Forkel erinnert S. 392, daß schon am Ende des funfzehnten, und zu Anfange des sechszehnten Jahrhunderts die musikalischen Schriftsteller auf diese Sache aufmerksam gewesen, und daß Franchinus Gafor der erste sey, welcher derselben in seiner zu Mailand 1496 gedruckten Practica Musicae utriusque cantus gedenkt.

Nur war die Folgerung, welche ſie daraus zogen, nicht immer ſo nachtheilig für die Muſik der Alten, als die Folgerungen Perrault's, der ſie beim Mangel vielſtimmiger Harmonie, und mit Recht, für weit unvollkommener hielt, als die Muſik der Neuern. Manche, z. B. Merſenne, und ſelbſt Rouſſeau, haben vielmehr zum Nachtheil der vielſtimmigen Harmonie aus dieſem Mangel, mehr ſcheinbare, als treffende Gründe hergeleitet. S. Dict. de Muſique, art. *Harmonie*, wo er, aus jenem Grunde, gerade-hin behauptet: que toute notre harmonie n'eſt qu'une invention gothique & barbare, dont nous ne nous fuſſions jamais aviſés, ſi nous euſſions été plus ſenſibles aux véritables beautés de l'Art, & à la Muſique vraiment naturelle. Unſtreitig eins der auffallendſten muſikaliſchen Paradoxen, deren überhaupt in Rouſſeau's Wörterbuche nicht wenige vorkommen. Wenngleich übrigens die Streitfrage über die Vielſtimmigkeit der alten Muſik nicht mit völlig einleuchtender Gewißheit zu entſcheiden ſteht, ſo iſt doch wohl unſtreitig die größte Wahrſcheinlichkeit auf der Seite derer, die ſie leugnen; und es kommt hauptſächlich darauf an, die Wörter: συμφωνος, ὁμοφωνος, ἀντιφωνος, u. ſ. f. wenn

ſie von den Tönen gebraucht werden, richtig zu verſtehen, und ſo, wie ſie die alten Muſiker ſelbſt, z. B. Gaudentius, erklären. (S. Dr. Burney's angef. Abh. S. 153 ff.) Auch das Wort Harmonie ſelbſt bedeutete bei den Griechen nicht, wie bei den Neuern, Zuſammenſtimmung, ſondern Folge mehrerer Töne, und alſo das, was wir jetzt Melodie nennen, da dieß letztre Wort hingegen das Rhythmiſche in der Tonfolge bezeichnete. Die Töne, welche bei den Griechen ἀντίφωνοι hießen, waren, wie ſich aus jenen Erklärungen und mehrern Stellen deutlich genug ergiebt, gleichartige Töne in der Oktave; und ſelbſt die erſte Stelle, welche L. aus dem Plutarch anführt, iſt davon ein neuer Beweis; denn es iſt da von den zuſammenſtimmenden höhern und tiefern Tönen dieſer Art die Rede, wo aus den ἀντιφώνοις das συμφωνον entſteht, da, wie es ſcheint, die höhern Töne der Zither, und die tiefern der Menſchenſtimme beigelegt werden. Und wenn man in der zweiten Stelle auch die Leſeart des Stephanus annimmt; ſo iſt ſie doch wohl eben ſo zu erklären; und Plutarch ſchreibt der Freundſchaft eine noch innigere Harmonie, eine noch nähere Zuſammenſtimmung und völligere Gleichheit zu,

als in der Muſik ſelbſt diejenigen Töne mit einander haben, die zwar an ſich die nämlichen, aber doch durch die Verſchiedenheit der Oktaven in einer gewiſſen Unähnlichkeit und Entfernung von einander ſind.

N.

Natter. Sein Syſtem iſt: das Schlechteſte für das Aelteſte zu halten; welches aus dem, was er über die dritte und ſechste Kupfertafel vorbringt, zu erweiſen iſt. (Winkelmann, von der Fähigkeit der Empfind. des Schönen, S. 7.)

„Eben ſo falſch, fährt Winkelmann „fort, iſt deſſen Urtheil über das vermeintlich „hohe Alter der Steine auf der achten bis zur „zwölften Platte. Er geht hier nach der Ge„ſchichte, und glaubt, eine ſehr alte Begeben„heit, wie der Tod des Othryades iſt, müſſe „auch einen ſehr alten Künſtler vorausſetzen.“

Daß Natter in ſeinem Werke die Feder nicht ſelbſt führen können, iſt ohne Zweifel die Urſache, daß verſchiedne Stellen ziemlich dunkel ſind. Aber warum konnte er ſie nicht ſelbſt

führen? Warum schrieb er nicht in seiner Muttersprache?

Herr Deschamps, der sie führte, hat nicht einmal immer als ein Gelehrter gut geschrieben, geschweige als ein Kunstverständiger. Wie nachlässig er in seinen Anführungen ist, habe ich an der Stelle des Plinius in den Antiquarischen Briefen gezeigt. Nicht weit davon sagt er: Dans la suite les Grecs, ayant porté la *Lithographie* en Italie. Lithographie für Steinschneidekunst habe ich nirgend gefunden; das Wort kann auch das nicht heissen.

Ich weiß, daß man auch eine englische Uebersetzung von diesem Werke hat. Diese müßte ich zu Rathe ziehen, um aus verschiednen Stellen klug zu werden, die mir im Französischen ganz unverständlich sind; z. E. *Préf.* p. XXXV: Il est vrai que ces sortes de ciseaux &c.

Natter, sage ich in den Antiquarischen Briefen, war überzeugt, daß die Alten ihre Geheimnisse gehabt haben. Er bemerkte z. B. an einer alten Paste (die er lange für

einen Onyx gehalten), deren Oberfläche bläulich, und deren Grund schwarz war, daß das Tiefe in dem Schnitte schwarz schien, obschon die blaue Lage noch viel tiefer ging, und das Instrument also nicht bis auf die schwarze Lage gereicht hatte. Er schloß also daraus: que l'un de ces Artistes avoit quelque sécret pour noircir sa gravure en pâte, que l'autre n'avoit pas. (*Préf.* p. XXXVIII.) — Desgleichen glaubte er, daß alte Künstler das Geheimniß gehabt hätten, die Karneole und Onyxe klar und rein zu machen. (*ibid.*) Je suis aussi dans l'opinion, que quelques graveurs anciens possedoient le sécret, de *rafiner* & de *clarifier* les Cornalines & les Onyx, vû la quantité prodigieuse de cornalines fines & mal-gravées, que les Anciens nous ont transmises; tandis qu'à présent à peine en trouve-t-on une entre mille, qui ait le même feu. Il y a encore d'autres raisons plus fortes & plus convaincantes en faveur de cette conjecture; mais je laisse aux Curieux à les déviner,

en attendant que je trouve une autre occaſion de les leurs communiquer.

Es iſt wahr, die ganze Abſicht ſeines Werks ging dahin, zu zeigen, daß die alten Künſtler ſich ungefähr eben der Methode müſſen bedient haben, als die neuern. Dem ungeachtet erkannte er auf alten Steinen Spuren von dieſen ganz unbekannten Inſtrumenten. (*Préf.* p. XXVIII.) Un graveur entendu & exercé y découvrira mille traits, mille beautés de détail imperceptibles pour tout autre que pour lui. Il appercevra la marche & l'effêt de tous les outils que l'on y aura emploiés, non ſeulement de ceux qui nous ſont connus, mais même de ceux dont on ignore aujourd'hui la conſtruction & la forme, mais dont l'opération ne laiſſe pas d'être ſenſible à un homme de métier. — Natter hatte das Inſtrument, womit die Wappenſchneider Parallellinien ſchneiden, darunter bemerkt, und ſagt, Hr. Guay, den er dieſes Inſtrument lehrte, ob er es gleich nicht mit hat ſtechen laſſen, würde es leicht auch darin entdeckt haben,

wenn er ſich die Mühe gegeben hätte, die Haare eines alten guten Kopfes zu kopiren, ohne daß er nöthig gehabt hätte, ein neues dazu zu erfinden. Wäre es alſo ſehr unwahrſcheinlich, wenn man annähme, daß Natter mehr ſolche Inſtrumente, deren Spuren er auf alten Steinen gefunden, wieder erfunden und gebraucht hätte?

Wie weit die Figur in den Stein mit dem bloßen Rade zu fertigen ſey, ſieht man Tab. II. fig. 2. Nämlich bloß nach den gröbſten Vertiefungen, die ſchlechterdings noch keinen Gliedern ähnlich ſehen: après quoi l'on y emploie des outils plus petits & plus taillans, pour l'achever ſelon la capacité de l'Artiſte. Was alſo gerade bei dieſer Kunſt die Hauptſache iſt, kann mit dem Rade nicht vollendet werden, ſondern erfodert kleinere ſchneidende Werkzeuge, in deren Gebrauch allein die wahre Geſchicklichkeit des Artiſten beruhet.

Natter giebt auf der dritten Kupfertafel ſeines Traité de la Méthode antique de graver en pierres fines, *etc.* (Lond. 1754. fol.) drei ägyptiſche Gemmen, deren Arbeit von keiner ſonderlichen Schönheit iſt, bei denen er aber

doch, so wie bei der Gemme Taf. VI, auf das frühere Alter ihrer Verfertigung nicht sowohl aus der schlechten Zeichnung der Figuren, als vielmehr aus dem noch sehr Unbehülflichen in dem Mechanischen des Schnitts, zu schliessen scheint. Denn auf diesen letztern Umstand nahm er durchgehends am meisten Rücksicht.

In dem, was er über die achte bis zur zwölften Kupfertafel, und besonders bei der eilften und zwölften Gemme sagt, die beide den Tod des Othryades vorstellen, finde ich gleichfalls nichts, was den ihm von W. gemachten Vorwurf verdient hätte.

Lithographie könnte, der Etymologie nach, freilich wohl so viel heissen als Steinschneidekunst, in so fern γραφειν, wie bekannt, ursprünglich nicht vom Schreiben sowohl, als vom Zeichnen, Mahlen, und jeder Art bildlicher Darstellung gebraucht wurde. Auch kommt das Französische *graver* vielleicht von jenem griechischen Worte her. Aber der Sprachgebrauch will es nun einmal, und es ist auch unstreitig der Analogie gemäßer, daß man unter Lithographie nichts anders versteht, als Kenntniß und Beschreibung der Steine, bloß in Rücksicht auf ihr Materielles.

Der englische Text von Natter's Werke hat sich sehr selten gemacht, weil N. kein englisches Exemplar unter zwei Guineen verkaufen wollte, und, als er dazu nicht Liebhaber genug fand, alle noch vorräthige Abdrücke verbrannte.

In der Stelle der Vorrede, S. XXXV, erscheinen freilich die ciseaux auf einmal, ohne daß ihrer vorher erwähnt wäre: und man erräth erst aus der Folge, daß sie es waren, die Herr Siries aus einer Komposition, woraus er ein Geheimniß machte, verfertigt hatte.

Von den letztern Bemerkungen hat Lessing schon verschiedenes in s. Antiquar. Briefen benutzt. S. vornehmlich Th. I. Br. 27 und 34.

Ueber Natter's Lebensumstände und Künstlerverdienste haben wir, so viel ich weiß, noch nichts ausführlichers, als was in Hrn. Büsching's Gelehrten Abhandlungen aus und von Rußland, St. I. S. 207—229, und in eben desselben Gesch. und Grundf. d. sch. K. und W. St. II. §. 48. 49. gesammelt ist. Denn was Klotz, der einmal seine Lebensbeschreibung ankündigte, in den Actis Literariis, Vol. I. p. 228, über ihn gesagt hat, ist sehr unbedeutend, obgleich Füeßlin u. a. darauf verweisen.

Nero. Zu meiner Tragödie von ihm könnten das Lemma seyn, die nämlichen Worte, welche einer von den Umstehenden ihm zurief:

Usque adeone mori miserum est!

Seines Vorsatzes, den Tod des Nero als Trauerspiel zu bearbeiten, dessen auch in der Vorrede zum zweiten Bande seines Theatral. Nachlasses, S. XXIX, gedacht wird, erwähnte L. zum öftern gegen mich; und, so viel ich mich erinnere, hatte ihn Nath. Lee's wilder, obgleich nichts weniger als verwerfliches Stück, *Nero Emperor of Rome*, zuerst auf diesen Stoff geleitet.

Daniel Neuberger. Célèbre Potier d'Augsbourg, qui avoit trouvé l'invention de donner à la cire la dureté du fer, aussi bien que la couleur. (v. *Journ. des Savans*, a. 1684. p. 47; und Sandrart in s. Mahlerakademie.

Im Journ. des Sav. wird Neuberger aus dem Sandrart angeführt, der in seiner Teutschen Akademie der edlen Bau- Bildhauer- und

Mahlerei-Künste (Nürnb. 1675. fol.), 1ster Hauptth. Th. II. B. III. S. 350, von ihm sagt: „Es wollte die edle Sculptura uns auch in „Teutschland einige, und zwar sonderlich den „Daniel Neuberger, erwecken, dessen Vater auch wohl in Wachs bossiren, desgleichen „tierliche Bilder und Historien machen, und „also seinem Sohn einen guten Grund und Anfang zeigen können, damit sein schöner Geist „ferners zu mehrerer Erfahrenheit durch einigen „Fleiß kommen und steigen möchte. Seine „Wissenschaft aber bestand erstlich darin, in zugerichtetem Wachs alle denkwürdige Figuren „aufs allergeistreichste mit vielen Historien, „Feldschlachten, darinnen oft etliche hundert „Bilder ganz nett und vollkommen, also vorzustellen, daß vorhin niemals dergleichen Ueberfluß und Fertigkeit in Wachs gesehen worden. „Neben dem erfand er auch die Art, sein Wachs „auf allerlei Weise, wie es die Natur erfoderte, „zu koloriren, daß es dem abgebildeten Menschen ganz und gar in allem ähnlich war; auch „sogar die Metalle und Edelgesteine mit ihrer „Farbe, Schein und Glanz repräsentirte, daß „man es oft für wahrhafte Steine selbst gehalten, wie denn viele Potentaten und Künstler

„solche für wahrhafte angesehen, ja sogar in „eben dem Gewichte befunden.“ — Sandrart führt hierauf verschiedne Arbeiten dieses Künstlers, besonders für Kaiser Ferdinand III. an, z. B. eine äußerst natürliche Abbildung dieses Kaisers, mit einem darin angebrachten Uhrwerke. Auch wird die Neuberger'n eigenthümliche Verfahrungsart beim Bossiren von S. beschrieben. — — In des jüngern Herrn von Stetten musterhafter Kunst- Gewerb- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg (Augsb. 1779. 8.) wird S. 439 dieser Künstler gleichfalls sehr rühmlich erwähnt. Er war aus Augsburg gebürtig, und lebte daselbst, bis ihn die Zeiten des dreißigjährigen Krieges vertrieben; und nun ging er nach Wien, wo er starb. Hr. v. St. führt eine merkwürdige Arbeit von ihm aus dem Stammbuche des Optikers Cuno an, nämlich einen Moses, in Wachsfarben gemahlt, und, nach 125 Jahren, noch frisch und wohl erhalten, hinter welchem die Worte stehen: von Wachs, ohne Pinselstrich gemalt von Daniel Neuberger dem jüngern. 1654. — Ein Beweis, daß er schon Versuche gemacht habe, die enkaustische Mahlerei wieder herauszubringen. Auch seine Töchter, Anna Felicitas,

Felicitas, trieb eben diese Kunst sehr weit, und lebte, nach ihres Vaters Tode, in Regensburg. Man sehe von ihr Sandrart, Hauptth. II, S. 80; Keyßler's Reisen, Br. 94; und Füeßlin's Allgem. Künstlerlexikon, wo auch Daniel's Bruder, Ferdinand Neuberger, erwähnt wird.

Nicolaus. Der berühmte Wassertaucher, von dem ich, in meiner Sammlung über das Heldenbuch verschiednes angemerkt habe. Joh. Matthäus (de Rer. Invent. p. 40.) gedenkt seiner auch. Er redet von der Zeit der sicilianischen Vesper, und der Entstehung des Ordens der Flagellanten, und setzt hinzu: Hoc etiam tempore in Sicilia vir fuit Nicolaus piscis, Messanensis, qui vitam in mari duxit, nec diu extra aquas esse poterat. Hic multa de maris secretis patefecit hominibus, post matris execrationem hanc inhumanam vitam sortitus.

Lessing hatte, als er in Berlin lebte, zu einem Kommentar über das Heldenbuch schon eine Menge Materialien gesammelt. Unglückli-

cherweise nahm sie sein Bedienter für unnütze Papiere, und verbrauchte sie eine Zeitlang in der Stille zu Haarwickeln für seinen Herrn. Als dieser es entdeckte, war der gröſte Theil schon unwiederbringlich verloren; und, so viel ich weiß, ist wenig, oder vielleicht nichts mehr davon, unter seinem Nachlaß beſindlich. — Zu welcher Stelle des Heldenbuchs L. jene Anmerkungen über den Wassertaucher Nicolo oder Colas angebracht habe, weiß ich nicht anzugeben. Man nannte ihn gewöhnlich *le Poiſſon Colas*, weil er fast mehr unter als über dem Wasser lebte. S. Journ. des Sav. a. 1677, p. 116, bei der Anzeige von *Jo. Pecklini* de Aëris et Alimenti Defectu et Vita ſub Aquis. Kilon. 1676. 8.

Niellum. Eine Art von Gravüre, oder, wenn man will, von Email, von der ich noch keinen rechten Begrif habe, ob ich schon Werke davon gesehen; z. E. bei Hrn. Balemann in Hamburg das Portrait eines kaiserlichen Generals, aus dem dreiſſigjährigen Kriege, in einem gehöhlten Thaler. — Die Italiäner

nennen diese Arbeit lavoro di Niello, und die Franzosen Nellure. Vigenere in seinen Anmerkungen über die Bilder des Philostratus, soll die Art, wie dabei verfahren wird, beschreiben, wie ich aus einem Artikel des Casseneuve in dem französischen Wörterbuche des Menage sehe. Jener muthmaßt daselbst, ohne Zweifel sehr richtig, daß das Wort von *niger*, *nigellus*, herkomme, und *nellure* gleichsam so viel sey, als *nigellatura*, und *neller* so viel als *nigellare*. Aber er geht zu weit, wenn er darum in dem Testamente des Abts Lesdebodus, der unterm Klothar, dem Vater des alten Dagobert, lebte, und welches Testament Helgaud, ein Mönch des Klosters Fleury, in seiner Geschichte des Königs Robert anführt, anstatt: scutellas deauratas, quae habent in medio cruces *niellatas*, will gelesen wissen: *nigellatas*. Das Wort ward nun einmal so gesprochen und geschrieben, auch wenn man Lateinisch sprach und schrieb. Hieraus sieht man auch, daß *croix nillée*, als ein Kunstwort der Heraldik (beim Menage unter dem Art. *millée*,) weder so viel heißt, als annillée,

gleichsam annihilée, in der Bedeutung von klein, zart; noch auch von *nille*, le fer de moulin, qui soutient la meule superieure, herkommt, sondern wirklich ein Kreuz, nach gedachter Art gearbeitet, bedeuten muß.

Zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war Francesco Francia, ein Goldschmied und Mahler von Bologna, in dieser Art von Arbeit sehr berühmt, dessen auch Camillo Leonardi gedenkt. (S. s. Artikel.) — Ob aber das wahr seyn mag, was Leonardi daselbst sagt, daß diese Kunst zu niellíren eine neue Erfindung sey, und bei den Alten sich keine Spur davon finde?

Ich habe eine Ahnung, daß es vielleicht die Enkaustik der Alten ist! — Wenn ich die Sache näher untersuche, muß ich Bulenger de Pictura et Statuaria Veterum, L. II. Cap. V. VI. zu Rathe ziehen, wo die Stellen aus dem Vigenere lateinisch übersetzt sind.

War, wie oben angeführt, zur Zeit des Leodebodus, der, wenn er unterm Klothar lebte, in der ersten Hälfte des siebenten Jahrhunderts gelebt haben muß, das Niellíren

ſchon bekannt; ſo iſt es ſehr wahrſcheinlich, daß dieſe Kunſt ſich von frühern Zeiten herſchreibt. Sie wird keine Erfindung dieſer dunkeln und barbariſchen Zeiten geweſen, ſondern von Griechen und Römern abgekommen ſeyn.

In *Bulengeri* de Pictura, Plaſtice, Statuaria, Libris II. (Lugd. 1627. 8.) Cap. V. VI. p. 113 ff. wird de Smalto, ſeu Encauſto (von der Email-Mahlerei) gehandelt; und aus dem Kommentar des Vigenère über ſeine franzöſiſche Ueberſetzung der Philoſtrate das hieher Gehörige lateiniſch überſetzt. Vom Niellirer wird daſelbſt, S. 121 f. folgende Beſchreibung mitgetheilt: „*Nellura* quae vulgo dicitur, hoc modo fit: ſume tibi unciam unam argenti, duas aeris purgatiſſimi, tres plumbi. Liquato argentum et aes in eodem vaſe, ut confundantur; tum plumbum addito, et carbone moveto, ut plumbum ſpuma liberetur, et tria illa metalla in unum corpus tranſeant. Vas terreum pugni magnitudine ſulphure vivo ſemiplenum, quod in pulverem triveris, habeto, et in id metalla illa mixta fuſaque injicito, et os vaſis obturato argilla, et linteolo; et omnia commoveto, manibus uſus, donec refrigeſcat, ut omnia in

unam maſſam tranſeant. Vaſe fracto maſſam illam funde, et liqua in calice aurariae fuſurae injecto borace, et fuſionem iterato, donec maſſa fracta tibi placeat. Haec eſt *nellura*, quae auro et argento tantum adhibetur, quam e verbis Gallicis *Vigineri* latinam tibi dedi." — Boulenger ſucht, nach dem Vignère, in dem angeführten ſechsten Kapitel zu zeigen, daß das Emailliren den Alten ſchon bekannt geweſen, und ihr *encauſtum* geweſen ſey. Er beruft ſich deswegen auf eine Stelle beim Philoſtratus (L. I. Icon.), und auf eine andre beim Plinius, L. XXXIV. c. 17: „Plumbum album incoquitur aeris operibus Galliarum invento, ita, ut vix diſcerni queat ab argento, eaque *incoctilia* vocant." — Bei dem allen ſcheint doch das neuere Nielliren nichts anders zu ſeyn, als ein auf Silber aufgetragnes Email. Ob und in wie fern die Alten ſich ſchon auf dieſe Kunſt verſtanden haben, und ob und in wie fern ſie mit ihrem *encauſtum* einerlei ſey, verdiente allerdings eine nähere Unterſuchung.

Du Freſne in ſ. Gloſſar. Latin. med. aevi, erklärt das Wort *nigellum* durch Encauſtum Nigrum, vel ſubnigrum, ex argento et plumbo confectum, quo cavitas ſculpturae re-

pletur, und beruft sich dabei auf den Vasari, Kap. 33. Er setzt hinzu: Italis *Niello*; Gloss. Vett. *Nigellum*, μελανον; und führt verschiedne Beispiele aus Schriftstellern des Mittelalters an. Auch hat er die Wörter, nigellatus und *niellatus*, die er durch nigello distinctus erklärt. Bei diesem letztern führt er gleichfalls die Stelle aus dem Leodebodus an, und fügt hinzu: Idem videtur quod *Noelli* nostratibus, wozu er vier Beispiele aus alten französischen Ritterromanen giebt.

Vermuthlich hatte Lessing, als er den obigen Artikel niederschrieb, die Wolfenbütteliſche Handschrift des Theophilus Presbyter, aus welcher er das frühere Zeitalter der Oehlmahlerei entdeckte, und die er im sechsten Beitrage z. Gesch. u. Litt. abdrucken ließ, noch nicht aufgefunden, oder doch noch nicht genau durchgesehen. Denn sonst würde er darin auf das 27ste, 28ste und 31ste Kapitel des dritten Buchs gerathen seyn, welche den ganzen Prozeß des Niellirens beschreiben, und de nigello, und de imponendo nigello handeln. Die Beschreibung davon ist noch umständlicher, als die von Vigenere, und stimmt in der Hauptsache damit überein. Hier würde er auch gefunden ha-

ben, daß *nigellare* mit *denigrare*, der Ableitung und Bedeutung nach, einerlei ist, und daß Theophilus dieß letztre Wort von dem Zwecke der Arbeit mehr als Einmal braucht. Hr. Prof. Leiste sagt in der Vorrede des angef. Beitrages, S. 13, es sey ihm nicht bekannt, ob noch irgendwo ein solches schwarzes Email (nigillum) aus $\frac{2}{3}$ Silber und $\frac{1}{3}$ Kupfer, $\frac{1}{3}$ Blei und Schwefel, gemacht werde, auch kenne er das Gummi Barabas nicht, womit es, nach dem 28sten Kap. auf die Gefäße gebracht wird, die schwarz emaillirt werden sollen. Ist es vielleicht der Borax, dessen Vignère gedenkt?

NOMOΣ. Als ein musikalisches Kunstwort, heißt νομος nicht bloß ein Stück auf der Zither, zu welchem gesungen werden kann; so, wie es beim Suidas erklärt wird: νομοι καλενται οἱ μεσικοι τροποι, καθ' ὑσινας ᾀδομεν· und weiter hin: νομος, ὁ κιθαρῳδικος τροπος της μελῳδιας. Sondern es wird eben sowohl von Stücken auf andern Instrumenten gebraucht, zu welchen nicht gesungen wird; z. E. von der Trompete, beim Polyä-

nus, L. V. c. 16. 4. wo es vom Pramme-nes heißt: χρησαμενος τῳ νομῳ της σαλπιγγος ὑπεναντιον, indem er dasjenige Stück, mit welchem sonst zum Angriffe geblasen worden, seinen Soldaten zum Zeichen des Rückzuges, und umgekehrt, machte. Jenes heißt νομος ἐπικελευστικος, und dieses ἀνακλητικος.

Vossius sagt in s. Institut. Poët. L. III. c. 13. §. 4: „Νομος vocatur velut norma quaedam, et lex canendi." Und diese allgemeine Bedeutung scheint dieß Wort auch wirklich gehabt zu haben, wenn man es als musikalisches Kunstwort brauchte; so, daß es auch in der musikalischen Poesie, wie am Ende alle Poesie der Griechen war, vorzüglich in der lyrischen, eine Strophe, einen Absatz bedeutete, welchen man auch ehedem selbst im Deutschen ein Gesetz nannte. Die Einkleidung der Gesetze in Poesie und Gesang, welche bei den ältesten Griechen gewöhnlich war, scheint freilich wohl zu der ersten Anwendung dieses Wortes Gelegenheit gegeben zu haben, wie selbst Aristoteles, Problemat. s. 19. bemerkt; obgleich Plutarch die Gesetzlichkeit und Unveränderlichkeit derer Lie-

der, die νομοι hieſſen, als den Grund dieſer Benennung angiebt. Und eben dieſe feſtgeſetzte Melodie ſcheint hernach immer der Nebenbegrif bei derſelben geblieben zu ſeyn. Nach der Verſchiedenheit der Veranlaſſungen, und der begleitenden Inſtrumente, erhielten ſie hernach verſchiedne Namen. — Burette hat in ſeinen Reflexions ſur la Symphonie des Anciens, und in ſeinen Remarques ſur le Dialogue de *Plutarque* ſur la Muſique, im XIten, XIIIten und XIVten Bande der Mémoires de l'Acad. des Inſcr. (éd. d'Amſt.) dieſe Materie umſtändlich abgehandelt. Vergl. Forkel's Allgem. Geſch. d. Muſik, B. I. S. 212 ff.

Nothhemde. Indumentum quoddam lineum, factum in induſii formam, quod germanice vocant **Nothhemde**, h. e. *induſium neceſſitatis*. Eo quicumque amictus eſſet, invulnerabilis reddebatur, neque illi obeſſe poterat vel ferrum, vel gladius, aliudve telum, vel glans plumbea tormentis emiſſa. Neque ſolum prodeſſe militibus credebatur, ſed

parturientium utero applicatum dolores ſedabat et partum facilem procurabat. Id nebatur, texebatur et conſuebatur a virginibus impollutis *nocte natalis Chriſti*, hoc modo: *etc.* — — Es verdrießt mich, das Uebrige abzuſchreiben, nämlich aus dem Boiſſard, de Divinatione, p. 55. Das Lächerlichſte iſt, daß dieſe unbefleckten Jungfrauen bei ihrer Arbeit den Teufel zu Hülfe rufen mußten. Wenn der Teufel dem Hemde die Kraft verleihen ſollte, ſo, dächte ich, könnten es auch wohl befleckte Jungfern weben und nähen.

Friſch giebt von dieſem Worte folgende Erklärung: „Noth-Hemd, indufium magicum, war vor Alters ein zauberiſches Hemd, das die abergläubiſchen Kriegsleute anlegten, weil keine Kugel oder Stoß durchgehen ſollte; auch legten die Gebährenden dergleichen Hemde an.“ Und Hr. Adelung: „ein ehedem ſehr übliches abergläubiſches Hemd, welches nicht nur feſt machen, ſondern auch in Kindesnöthen liegenden Weibern die Geburt erleichtern ſollte.“

Nymphäum. Nymphen. Das alte von Holstein beschriebne Gemählde, Nymphäum, ist, nach Winkelmann's Vorrede zur Gesch. d. Kunst, S. XXII, durch Nachlässigkeit, wie man vorgiebt, verdorben, und wird nicht mehr gezeigt.

Nymphae braucht Ovid (Ep. Heroid. I. v. 27.) auch von verheiratheten Frauenspersonen:

Grata ferunt Nymphae pro salvis dona maritis;

wenn anders die Stelle so von ihm ist, und nicht vielmehr, wie Heinsius vermuthet, *nuptae* gelesen werden muß.

Der Commentariolus in veterem picturam Nymphaeum referentem ist mit drei andern Abhandlungen des Lukas Holstenius zuerst zu Rom, 1676, fol. dann als Anhang zu seinen Notis et Castigationibus posthumis in *Stephani Byzantini* Ἐθνικά, s. de Urbibus, L. B. 1684, fol. und zuletzt in *Graevii* Thes. Antiqq. Rom. T. IV. p. 1800 f. mit dem dazu gehörigen Kupfer abgedruckt, wo diese kleine Abhandlung nur zwei Seiten füllt. Jenes alte Gemählde fand sich beim Aufgraben zum Bau des Palla-

ſtes Barberini, und, war, als Holſten es beſchrieb, noch in der dortigen Sammlung von Antiken. Alex. Donatus glaubte, es ſey auf dieſem Platze das alte Kapitol von Numa erbaut worden, und hielt das Gemählde für eine Anſpielung auf Jupiter's und Numa's Geſchichte. H. aber macht es ſehr wahrſcheinlich, daß es ein Nymphäum, oder eine den Nymphen geweihte Grotte, vorſtelle.

Die vom Heinſius glücklich genug vermuthete Leſeart wird wenigſtens nicht durch die Wolfenbütteliſchen Handſchriften der Heroiden Ovid's beſtätigt, deren Vergleichung der ſel. Heuſinger im dritten Leſſingiſchen Beitrage zur Geſchichte und Literatur mittheilte.

O.

Obſidianiſches Glas. Hr. Klotz ſagt, daß die Alten die Zuſammenſetzung (oder den Glasfluß, in welchen ſie die geſchnittenen Steine abgegoſſen,) *vitrum obſidianum* genannt hätten. (Von geſchn. Steinen, S. 58.) — Welche Unwiſſenheit! Nicht jeden, ſondern nur den, welcher ad ſimilitudinem lapidis, quem in Aethiopia invenit Obſidius, nigerrimi

coloris, aliquando et translucidi, (*Plin.* XXXVI, 67.) zubereitet war. Nicht jede alte Glaspaſte iſt aus vitro obſidiano, ſondern nur die ſchwarzen ſind vielleicht davon.

„Eine Sache, fährt er fort, die zu vielen Unterſuchungen, Widerſprüchen und Irrthümern Gelegenheit gegeben hat.“ — Falſch! Nicht das vitrum obſidianum, ſondern der lapis obſidianus, die gemma obſidiana, hat dazu Gelegenheit gegeben. Was dieſe letzte eigentlich ſey, darüber wird geſtritten; nicht aber, was jenes, welches eine ſchwarzgefärbte Glasart war, zur Nachahmung des obſidianiſchen Steins. Klotz kann alſo auch nicht einmal die Abhandlung des Caylus, die er ſo ſehr rühmt, vom obſidianiſchen Steine, geleſen haben.

Unter den von Hrn. Meuſel überſetzten Abhandlungen des Grafen Caylus zur Geſchichte und zur Kunſt, B. 1. (Altenb. 1768. 4.) iſt gleich die zweite, S. 14—57, deren Original im 30ſten Bande der Mem. de l'Acad. des Inſcr. befindlich iſt, eine Unterſuchung einer Stelle des Plinius, die von dem obſidianiſchen Steine

handelt. Dieß iſt die oben angeführte Stelle. Der Graf Caylus vergleicht die verſchiednen Meinungen der Ausleger darüber, beſonders des Salmaſius, der den Stein ὀψιανος, woraus die Griechen Spiegel verfertigten, darunter verſteht. Dieſe Meinung widerlegt der Graf, und ſucht zu erweiſen, daß der obſidianiſche Stein vollkommen mit einer Glasart übereingeſtimmt habe, welche ſehr ſchwarz, bisweilen durchſichtig iſt, aus den feuerſpeienden Bergen hervorkommt, und zu Peru unter dem Namen des gallinaziſchen Steins bekannt iſt. Wegen ſeiner Aehnlichkeit mit einer Gattung von metalliſcher Verglaſung könnte man ihn auch Eiſenſchlacke von feuerſpeienden Bergen nennen. C. führt zugleich die von einem geſchickten Chemiker, Roux, gemachten Verſuche an, dem mit Schwefel gekochten Glaſe die Härte eines Steins zu verſchaffen.

ODIUM THEOLOGICUM. Dieſen Ausdruck, glaub' ich, hat Menage zuerſt gebraucht, und den Haß der Gelehrſamkeit darunter verſtanden. (S. *Menagiana*, T. I. p. 320, édit. de Paris, 1694.) „J'avois dit

avant l'Auteur de la Critique de l'Hiſtoire du Calvinisme, que la haine d'érudition eſt implacable. Je l'appelle *Odium theologicum.* — Ob Mosheim in ſeiner Rede *De Odio Theologico* dieſen Umſtand bemerkt?

Es ſcheint doch, daß der Ausdruck, *odium theologicum*, für unauslöſchlichen, unverſöhnlichen Haß, ſchon vorher üblich geweſen war, und daß Menage ihn nur auf den Haß der Gelehrſamkeit anwandte, ohne dieſen überhaupt ſo benennen zu wollen. Er ſetzt hinzu: Les Italiens diſent que celui qui offenſe, ne pardonne jamais: *Chi offende, non perdona mai.* Tacite en rapporte la raiſon: C'eſt, dit-il, que les cauſes de la haine ſont d'autant plus violentes, qu'elles ſont injuſtes: *Odii cauſſae acriores, quia iniquae*, u. ſ. f. — In Mosheim's Programm, De Odio Theologico, (Goetting. 1747. 4.) wird jener Stelle des Menage nicht gedacht, und überall der Urſprung dieſes Ausdrucks nicht unterſucht. Zwar führt er folgende Stelle aus dem Briefe an, womit der fromme, ſanfte Melanchthon ſich ſelbſt, wenig Tage vor ſeinem Ende, über den ihm bevorſtehenden Ausgang aus dieſer Welt zu beruhigen ſuchte: „Diſcedes

a pec-

a peccatis, liberaberis ab aerumnis *et a rabie Theologorum.*" Aber hier ist doch jener sprichwörtlich gewordne Ausdruck wenigstens nicht buchstäblich gebraucht, den Mosheim übrigens gerade so, wie Menage, erklärt: „Intelligunt, ut arbitror, vehementem inprimis, insatiabilem, et modi omnis finisque nescium libidinem illis nocendi, qui vel modice ab opinionibus, in quas juravimus, abeunt, vel fortunis, honoribus et commodis nostris insidiantur, aut abire et insidiari videntur."

Ohrbergen. So könnte man, glaub' ich, nicht unfüglich das Griechische ἀμφωτίδες, die sich die Athleten umbanden, um ihre Ohren vor den Schlägen zu bergen, übersetzen, nach der Analogie von Halsberge, dem Theile der alten Rüstung, welcher den Hals in Sicherheit setzte.

Dergleichen Ohrbergen rieth Xenokrates, nach dem Plutarch, (*de Audit.* p. 38. Ed. Xylandr.) lieber den Kindern, als den Athleten umzumachen, um sie vor übeln Reden zu bewahren, wodurch ihre Sitten ver-

dorben würden, anstatt, daß die Schläge bei diesen nur die Ohren verletzten. — Ich schließe hieraus, daß die ἀμφωτιδες, wie natürlich, auch das Gehör müssen benommen haben; und darin bestand vielleicht der zweite Nutzen für die Athleten, um sich durch das Geschrei, welches die Zuschauer um sie her machten, nicht zerstreuen zu lassen.

Spuren von diesen Ohrbergen scheint man in dem nicht zu finden, was Winkelmann von den zerschlagenen und zerquetschten Ohren der Pankratiasten, in der Vorrede zu s. Versuch einer Allegorie, anmerkt. Entweder diese Ohrbergen müssen also spät seyn erfunden worden, oder die Pankratiasten müssen sich ihrer nicht bedient haben, sondern nur die Athleten.

Die ἀμφωτιδες, welche auch ἀντωτιδες und περιωτιδες hießen, welches Lessing überaus glücklich durch Ohrbergen übersetzt, waren nur bei der πυγμικη, oder dem Faustkampf, üblich; vielleicht auch nur bei der Vorübung auf denselben in den Gymnasien, welche, wegen der Kugeln oder Bälle, die man dabei in der

Hand hatte, σφαιρομαχια hieß. — Winkelmann in der Vorrede zum Verſuch einer Allegorie, S. VII, nimmt ſelbſt an, daß man dergleichen ἀμφωτιδες, die, wie er hinzuſetzt, von Erz waren, erſt in ſpätern Zeiten eingeführt habe. — Mit dem, was Winkelmann ebendaſ. über die gequetſchten und geſchwollenen Ohren der Pankratiaſten ſagt, vergleiche man die Erinnerungen des Hrn. Hofr. Heyne in ſ. zweiten Samml. Antiquar. Aufſätze, S. 253.

Oper, die Hamburgiſche. Die erſte Hamburgiſche Oper iſt von 1678, (ſ. Gottſched's Vorrath zur Geſch. d. dramat. Dichtk. S. 238;) und heißt: Der erſchaffene, gefallene, und aufgerichtete Menſch. Verſchiedne Jahre vorher waren ſchon zu Dresden, zu Halle, zu Würtemberg, zu Wien, Opern aufgeführt worden, ja gar auch zu Kopenhagen eine deutſche ſchon 1663, betitelt: Die Waldluſt. (Ebendaſ. S. 216.)

Die allegoriſchen deutſchen Singſpiele, welche durchaus in einem gleichen Sylbenmaße ab-

gefaßt sind, und weder Recitative noch Arien haben, schreiben sich gar nicht von der italiänischen Oper her; wie z. E. Harlekin's Hochzeit, und andre solche Singestücke in Ayrer's Opere Theatrico.

Von den ersten Unternehmern und Spielern der Hamburgischen Opern habe ich noch zur Zeit nichts erfahren können; ausser daß mich der Rektor Müller versichert, ein gewisser Rathsherr allhier habe die Entreprise davon gehabt, und sie wären an eben dem Orte, wo jetzt das neue Theater auf dem Gänsemarkte steht, aufgeführt worden.

Hiernächst unterzogen sich der Direktion derselben der Herr von Ahldefeld, ein Holsteinischer von Adel, dessen Güter in der Nähe von Hamburg lagen, und der meistens in der Stadt lebte, nebst dem englischen Residenten Wich. In dem Patrioten soll eine Satire auf diese Herren und ihre Theaterverwaltung stehen, unter dem Namen Haskari, eines damaligen elenden deutschen Komödianten. Diese soll die Schwester von Wich, eine Frau des damaligen hiesigen englischen Predigers

Thomas, welcher nachher Erzbischof (von Canterbury, denk' ich,) geworden, weil sie mit ihrem Bruder unzufrieden gewesen, geschrieben, Herr Weichmann aber ins Deutsche übersetzt haben. Auf diese Satire wollte die Entrepriſe durch ein Vorspiel, genannt die Baßgeige, antworten lassen, in welchem sie Brockes, Telemann und Weichmann, die sie für die Urheber jener Satire hielt, sehr anzüglich mitnahm; besonders Telemann, wegen seiner Frau, die ihm nicht Farbe hielt, sondern einen schwedischen Offizier liebte. Allein es kam zu früh aus, und die Aufführung wurde vom Rathe untersagt. Diese Baßgeige hatte Prätorius gemacht, welcher damals als Poet für das Hamburgische Theater arbeitete. Dieser Johann Philipp Prätorius ist hernach Professor Juris zu Trier gewesen, und hat verschiedne juristische Werke geschrieben.

Die Hamburgische Oper muß im J. 1736 in den elendesten Umständen gewesen seyn, wie ich aus dem Schreiben eines Schwaben an einen deutschen Freund in Petersburg, von dem gegenwärtigen Zu-

ſtande der Oper in Hamburg (1 Bogen 4.) ſehe. Lamprecht ſteht als Name des Verfaſſers auf meinem Exemplar beigeſchrieben; und ſonach müßte es Dreyer wohl in ſeine Sammlung der Lamprechtiſchen Werke gebracht haben. Damals war die Oper gänzlich unter italiäniſcher Direktion, obgleich die Madam Kaiſer noch dabei, und wirklich auch noch die vorzüglichſte Sängerin war. Verzierungen und Tänze waren abſcheulich; und die übrigen Sängerinnen waren Madam Monza und ihre Tochter; beide höchſt elend, und die letzte noch dazu fürchterlich häßlich, obgleich ſehr verliebt. Die Bühne war aber auch höchſt leer, und das ganze Theater beſtand aus drei bis vier deutſchen Italiänern.

Die Hamburgiſchen Opern, die ich gedruckt ſelbſt durchblättert habe, ſind nach der Zeitordnung folgende. Ich will daraus anmerken, was zur Geſchichte derſelben gehört:

1698. Der aus Hyperboreen nach Cimbrien überbrachte güldene Apfel. Ein allegoriſches Stück auf die Vermählung des Herzogs zu Holſtein,

Friedrich, mit der schwedischen Prinzessin, Hedwig Sophie. Eine gelehrte Vorrede zeigt, nach dem Rudbeck sowohl, als mit eignen Gründen und Zeugnissen, daß man Hyperboreen, Hesperien, den Atlas, und was zu dieser Fabel mehr gehört, nirgend anders als in Schweden suchen müsse, und macht die Anwendung dieser alten Fabel auf den feierlichen Fall. Diese Vorrede ist völlig nach Christ. Heinr. Postel's Geschmack; und also wird auch das Stück von ihm seyn. Die Vorreden, pflegte er zu sagen, schreibe er zu seinem, und die Singspiele zu andrer ihrem Vergnügen. Auch finde ich dieses Stück in dem Verzeichniß der Postelischen Opern und Werke, welches Weichmann in der Vorrede zum Wittekind giebt, ihm wirklich zugeeignet. Dieser Postel hatte schon 1688 für das Hamburgische Theater Opern zu machen angefangen; und sein erstes Stück war die heil. Eugenia, oder die Bekehrung der Stadt Alexandria zum Christenthum.

1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; bei der Vermählungsfeier des damals römiſchen Königes Joſeph mit der Braunſchweigiſchen Prinzeſſin Wilhelmine Amalie. Auch dieſes Stück hat eine gelehrte Vorrede über die Fabel vom Herkules und der Hebe, und verräth alſo Poſteln als Verfaſſer.

— — Noch ein Stück in eben dem Jahre auf eben dieſes Feſt: Die Wiederkehr der güldnen Zeit.

1700. *La Forza della Virtù*, oder: Die Macht der Tugend; aus dem Italiäniſchen überſetzt.

1701. Störtebecker und Jödge Michaels, erſter und zweiter Theil. Gottſched hat dieſe beiden Stücke erſt unter dem Jahre 1707; ſie ſind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden. Beide auf dem Titel genannte waren Seeräuber, die ehedem bei einem Grafen von Friesland in Dienſten geſtanden, und von den Hamburgern endlich ertappt und hingerichtet wurden. Aus dieſer Oper hat man hernach ein

Stück gemacht, welches sich noch lange auf dem Theater erhielt. Der Hamburgische Bürgermeister, unter dem sie hingerichtet wurden, hieß Simon, und der Syndikus, Uetrecht. Es muß lustig ausgesehen haben, wenn beiden unterm Schalle der Pfeifen und Trommeln die Köpfe abgeschlagen, und vorne auf zwei Pfähle gesteckt wurden.

1702. Der königliche Prinz *Regnerus*. Aus der dänischen Geschichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn so, daß er Kuhhirte werden mußte; eine schwedische Prinzessin, der das Orakel geweissagt hatte, daß sie ihren Gemahl im Walde suchen solle, nimmt sich seiner an, und erhebt ihn auf den Thron.

— — *Berenice.*

— — Penelope, oder Ulysses, andrer Theil. Der erste ist, nach Gottsched's Angabe, gleichfalls in diesem Jahre aufgeführt worden.

1704. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebukadnezar. Es muß vor-

1699. Die Verbindung des Herkules mit der Hebe; bei der Vermählungsfeier des damals römischen Königes Joseph mit der Braunschweigischen Prinzessin Wilhelmine Amalie. Auch dieses Stück hat eine gelehrte Vorrede über die Fabel vom Herkules und der Hebe, und verräth also Posteln als Verfasser.

— — Noch ein Stück in eben dem Jahre auf eben dieses Fest: Die Wiederkehr der güldnen Zeit.

1700. *La Forza della Virtù*, oder: Die Macht der Tugend; aus dem Italiänischen übersetzt.

1701. Störtebecker und Jödge Michaels, erster und zweiter Theil. Gottsched hat diese beiden Stücke erst unter dem Jahre 1707; sie sind aber bereits 1701 gedruckt und aufgeführt worden. Beide auf dem Titel genannte waren Seeräuber, die ehedem bei einem Grafen von Friesland in Diensten gestanden, und von den Hamburgern endlich ertappt und hingerichtet wurden. Aus dieser Oper hat man hernach ein

Stück gemacht, welches sich noch lange auf dem Theater erhielt. Der Hamburgische Bürgermeister, unter dem sie hingerichtet wurden, hieß Simon, und der Syndikus, Uetrecht. Es muß lustig ausgesehen haben, wenn beiden unterm Schalle der Pfeifen und Trommeln die Köpfe abgeschlagen, und vorne auf zwei Pfähle gesteckt wurden.

1702. Der königliche Prinz *Regnerus*. Aus der dänischen Geschichte entlehnt. Seine Stiefmutter verfolgte ihn so, daß er Kuhhirte werden mußte; eine schwedische Prinzessin, der das Orakel geweissagt hatte, daß sie ihren Gemahl im Walde suchen solle, nimmt sich seiner an, und erhebt ihn auf den Thron.

— — *Berenice.*

— — Penelope, oder Ulysses, andrer Theil. Der erste ist, nach Gottsched's Angabe, gleichfalls in diesem Jahre aufgeführt worden.

1704. Der gestürzte und wieder erhöhte Nebukadnezar. Es muß vor-

treflich geweſen ſeyn, den Nebukadnezar, in ein wildes Thier verwandelt, mit Adlersfedern und Klauen bewachſen, unter vielen andern Thieren zu ſehen, und brummen zu hören.

1705. Die römiſche Unruhe, oder, die edelmüthige Oktavia. Dieſe Oper iſt von Barthold Feind. Aus der Vorrede ſieht man, daß Poſtel kurz vorher geſtorben war; daß Hunold den Nebukadnezar gemacht habe, ſo wie vorher ſchon eine Oper, Salomo; daß eben um dieſe Zeit auch Breſſand geſtorben iſt, der für das Braunſchweigiſche Theater gearbeitet hatte; daß der Kapellmeiſter Kaiſer ein Werk über die Opern und Kantaten ſchreiben wollen, und daß die Kompoſition der gegenwärtigen Oper vom ihm geweſen iſt. „Dieſes iſt nunmehro, ſagt Feind, „das 31ſte Singſpiel von ſeiner Arbeit; „worüber ich mich deſto mehr wundre, „weil die Italiäner von ihrem Palaroli „in Venedig als ein unerhörtes Mirakel „ausrufen, daß er bereits 18 Opern kom-

„ponirt; worauf jedoch sein Brunnen auch „dermaßen erschöpft worden, daß er nun„mehr nichts als Kirchenstücke setzt."

1706. *La Fedeltà Coronata*, oder, die gekrönte Treue. Die Geschichte des Abdolonimus, welcher, aus einem Gärtner, König in Sidon wurde. Die Musik von Kaiser. Es war seine 33ste Oper.

— — Der Durchlauchtige *Secretarius*, oder, Almira, Königin in Castilien, gleichfalls von Kaiser in Musik gesetzt. Almira muß früher aufgeführt seyn, als das vorige Stück, und sonach die 32ste Oper dieses Komponisten seyn.

1707. Der angenehme Betrug, oder, der Carneval von Venedig. In diesem Stück kommt auch eine Trientje, ein niedersächsisches Dienstmädchen, vor, welches in diesem Dialekte verschiedne Scenen hat, und Lieder singt.

Ein Verzeichniß deutscher Opern, aus Gottsched's nöthigem Vorrathe zur Gesch. der deutschen dramatischen Dichtkunst gezogen, findet man in Hrn. Marpurg's histor.

krit. Beiträgen zur Aufnahme der Muſik, B. III. S. 277 ff. S. 462 ff. und B. IV. S. 419 ff. Ihr Anfang gehört ohne Zweifel ſchon ins ſechszehnte Jahrhundert; und noch in dieſem wurden die meiſten Singſpiele verfertigt, welche Jakob Ayrer's *Opus Theatricum* enthält, das zu Nürnberg, 1618. fol. herauskam. Gottſched ſetzt die Verfertigung derſelben zwiſchen 1570 und 1589. Dieſe Stücke wurden indeß durchgehends nach einerlei Melodie abgeſungen. Als die erſte förmliche deutſche Oper ſieht man gewöhnlich die im J. 1627 zuerſt am Dresdner Hofe aufgeführte Schäferoper, Daphne, an, deren Verfaſſer, wie bekannt, Martin Opitz iſt, der auch acht Jahre hernach ſein Singſpiel, Judith, bekannt machte. Das Stück, die Waldluſt, mehr Maskerade als Oper, wurde im J. 1662 aus dem Däniſchen überſetzt.

Von den Hamburgiſchen Opern findet man das vollſtändigſte Verzeichniß in Mattheſon's Wochenſchrift, der Muſikaliſche Patriot, die zu Hamburg 1728. 4. herauskam, St. XXII—XXIV; und Herr Marpurg hat daraus in ſeinem Verzeichniſſe die dahin gehörigen Nachrichten entlehnt. Ich ſelbſt beſitze eine von dem ehemaligen verdienſtvollen Syndikus

Klefecker in Hamburg gemachte Sammlung Hamburgiſcher Opern, in acht ſtarken Quartbänden, die vielleicht eine der vollſtändigſten in ihrer Art iſt, und vom J. 1678 bis 1748 geht. Das erſte Stück darin iſt die von allen für die erſte in Hamburg aufgeführt gehaltne Oper: Der Erſchaffene, Gefallene, und Auferichtete Menſch. Das Jahr 1678, in welchem ſie geſpielt ſeyn ſoll, iſt dabei nicht ausdrücklich bemerkt. Der Text ſoll von einem Richter, und die Muſik von Theil geweſen ſeyn. Die Oper, Orontes, welche Dr. Burney in ſ. Muſikaliſchen Reiſe als die erſte Hamburgiſche Oper angiebt, iſt die zweite, und ihre Worte waren von eben dem Richter, und dem nachherigen Hamburgiſchen Prediger Elmenhorſt, der im J. 1688, da er ſchon Prediger war, einen Bericht von Operſpielen, zu ihrer Vertheidigung herausgab. Ich finde jedoch in demſelben nichts, wodurch ſich die Geſchichte der erſten Entſtehung und Einrichtung der Hamburgiſchen Oper aufklären ließe; auſſer, daß E. in ſeiner Zuſchrift an den Hamburgiſchen Senat und das Oberalten-Kollegium ſagt: „Als vor „wenig Jahren E. Hochedler Rath dieſer guten „Stadt zuläſſig befunden, daß, wie ſonſthin in

„Proſa die Komödien — — geſpielet, alſo zu „gemeiner Anſtändigkeit und billiger Gemüths„erquickung muſikaliſche oder Singeſpiele auf „dem Theatro würden vorgeſtellet, welches „nachmals das löbl. Collegium der Herren „Oberalten, auf erlangte Notifikation, ihm „wohlgefallen laſſen; folgbar Einem Wohlehrw. „Miniſterio ſolches angezeiget, u. ſ. f.“ — Es möchte alſo wohl auſſer denen Nachrichten, die ſich in Mattheſon's Muſikaliſchem Patrioten, in den drei angeführten Blättern finden, über die erſte Beſchaffenheit des Hamburgiſchen Operntheaters, und deſſen Unternehmer, wohl wenig aufzutreiben ſeyn. Der Hamburgiſche Rathsherr, deſſen der Rektor (Joh. Sam.) Müller gegen Leſſing als des erſten Unternehmers gedachte, war ohne Zweifel Gerhard Schott, der als vornehmſter Stifter des Hamb. Operntheaters anzuſehen iſt, und auf deſſen Tod eine beſondre Oper: Der Tod des großen Pans, im J. 1702 verfertigt wurde. — Manches dahin gehörige findet ſich auch in Mattheſon's Grundlage einer Ehrenpforte, in den Lebensbeſchreibungen derer, die für jene ältere Oper komponirten. — Das Schreiben an den Patrioten, welches im 28ſten Stücke deſſelben

ſteht, iſt nicht in Haskarl's Namen abgefaßt, ſondern von einem Hexameter unterzeichnet, der ſich für einen Schauſpieler von der Truppe jenes Direktors ausgiebt, dem ſeine Frau mit einem Theile ſeiner Habſeligkeiten entlaufen ſey, und dadurch Zwiſt und Trennung der nun in Schulden ſteckenden Mitglieder veranlaßt habe. Der Brief enthält den Entwurf eines auf Pränumeration zu druckenden Heldengedichts, die Baßgeige, in der Manier von Boileau's *Lutrin*, in vier Geſängen, wovon der ganze Plan mitgetheilt wird. Haskarl und ſeine Frau ſollen die Hauptperſonen ſeyn, und die Haupthandlung ihr Zank über eine Baßgeige, welche die letztre für ihren Liebhaber gekauft, und ihr eiferſüchtiger Mann an einen ſeiner Freunde verſchenkt hatte. Wie viel in dieſem Plan ſatiriſche Anſpielung ſey, läßt ſich jetzt nicht mehr beurtheilen. Sonſt findet man im Patrioten ein ganzes Blatt, nämlich das 25ſte, zum Lobe der Oper.

Vom Jahre 1736 finde ich in meiner Sammlung nur eine einzige Oper: Die rachbegierige Liebe, oder, Oraſia; mehrere aber vom Jahr 1737, in welchem die Hamburgiſche Opernbühne einen neuen Direktor erhielt, der

den Schauplatz mit einem Prolog der Muſen eröfnete. Die nachherigen Opern ſind faſt alle italiäniſch, meiſtens von Metaſtaſio, mit gegenüber gedruckter deutſcher Ueberſetzung. — Unter der Zuſchrift der im J. 1740 aufgeführten *Ipermneſtra* hat ſich Angelo Mingotti als Direktor unterzeichnet, und ſo noch bei ihrer Wiederholung im J. 1746. — Den Namen der Kaiſer und ihrer Tochter, als Sängerinnen, finde ich noch unter den Perſonen eines Prolog's von 1743.

Die Lücken in Leſſing's obigem Verzeichniſſe auszufüllen, und es auf ähnliche Art weiter fortzuſetzen, würde mich hier zu weit führen, obgleich dieſe unſre ältern Singſpiele, beſonders von Seiten der Subjekte, mehr Aufmerkſamkeit verdienen, als man bisher darauf verwandt hat. Selbſt das, was Hr. Wieland in ſ. Briefen über die Alceſte (T. Merkur, v. J. 1773.) hierüber ſagte, ſcheint dieſe Aufmerkſamkeit nicht ſehr angeregt zu haben. Hier alſo nur noch ein paar kleine Bemerkungen.

Zu der Oper, der güldne Apfel, war die Poeſie allerdings von Poſtel, und die Muſik von Kaiſer. Von jenem iſt auch der Text zum Herkules und Hebe. Die Wiederkehr

herkehr der güldnen Zeit ist von Bressand, der vornehmlich für die Wolfenbüttelische Oper schrieb. (S. Adelung's Zus. zum Jöcher.) Eben dieser übersetzte die *Forza della Virtù*, welche mit einer neuern Oper, Anagilda, gleichen Inhalts ist. — Die Oper vom Störtebecker soll einen gewissen Hotter zum Verfasser gehabt haben. Der Bürgermeister, unter dem die Hinrichtung geschah, hieß Simon Uetrecht; daraus machte der Verfasser zwei Personen, welches er am Schluß des zweiten Theils entschuldigt. Im J. 1783 lieferte Herr d'Arien eine neue Bearbeitung dieses Subjekts in einem Trauerspiele, welches auch in Hamburg aufs Theater gebracht wurde, aber sich nicht lange erhielt. — Von der Penelope hieß der erste Theil: Circe, oder, Ulysses; beide Theile sind von Bressand. — Im Nebukadnezar ist die Scene freilich possierlich genug, wo ihn seine Geliebte, eine Medische Prinzessin, unter den wilden Thieren antrift, und er alle ihre Anreden nur mit seltsamen Gebehrden und viehischem Brummen beantwortet. — Von Feind wurde noch in eben dem Jahre 1705 die Lukretia aufgeführt, die Kaiser gleichfalls in Musik setzte, der wohl von allen

Komponisten die meisten Opern, nämlich über hundert, schrieb.

Scheibe, in seinem Kritischen Musikus, St. 77, setzt das Ende der eigentlichen Hamburgischen Opern ins Jahr 1737, und erzählt den Verfall derselben umständlich. Die Kaisern und Monza, vorher ein Schneider, hatten zuletzt die Direktion, die aber, weil sie in Schulden geriethen, nur sehr kurz dauerte. Hernach spielte die Neuberische Gesellschaft eine Zeitlang auf dem dortigen Operntheater, ging aber bald darauf nach Petersburg; und zuletzt wurden wieder italiänische Opern unter Mingotti's Direktion aufgeführt, die aber im J. 1748 wieder scheinen aufgehört zu haben.

Opitz. Daß die vortrefliche schweizerische Ausgabe des Opitz durch die Dazwischenkunft der elenden Trillerischen ins Stecken gerathen, ist ein wahrer Verlust für die deutsche Litteratur. Ihr größter Vorzug besteht darin, daß ihre Besorger eine Menge den Sinn völlig verstümmelnder Fehler, welche sich in die letztern Ausgaben eingeschlichen hatten, durch

Gegeneinanderhaltung mit den ersten Originalabdrücken verbessert haben. Wenn sie nur immer die nämliche Aufmerksamkeit angewandt hätten! Eine Stelle, wo es nicht geschehen ist, fällt mir eben jetzt in die Augen, da ich die Schäferei von der Nymphe Hercynia wieder durchlaufe. „An der Wand," sagt der Dichter unter andern, bei Beschreibung der Grotte dieser Nymphe, „waren unterschiedne „Historien mit Muscheln und kleinen Steinen, „und zwar so künstlich, eingelegt, daß wir hin„zugingen, und es mehr für eines Apollens „Werk, als für sonst etwas, ansahen." — Für eines Apollens? — Es muß unfehlbar heissen Apellens. Denn der Dichter will sagen, daß man diese eingelegten Kunststücke eher für ein feines Gemählde, als für sonst etwas, hätte ansehen sollen. Und so liest auch wirklich die erste Ausgabe von 1630 zu Brieg in Quart, welche die Schweizer sonst zum Grunde gelegt zu haben sich rühmen.

Ich darf wohl nicht erst bemerken, von welcher Ausgabe des Opitz hier die Rede sey. Und doch ist sie, bei aller ihrer Schätzbarkeit, das

durch, daß sie unvollständig blieb, und nur der erste Theil davon herauskam, fast so sehr in Vergessenheit gerathen, daß sie wohl einer besondern Anzeige bedarf. Es ist nämlich die von Breitinger und Bodmer, die sich nur mit den Anfangsbuchstaben nannten, zu Zürich, 1745, gr. 8. angefangne Ausgabe jenes so ehrwürdigen Dichters; und das auf den Titel gesetzte Motto aus dem Horaz:

Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit,

würde noch mehr zugetroffen haben, wenn sie wäre vollendet worden. Gottsched, und hernach Gebauer, gingen vorher schon mit der Idee um, den Opitz herauszugeben; und als das nicht geschah, kündigte Triller die seinige an. Von dieser hofften die Schweizer in der Vorrede, es würde bei ihrer Präexistenz im Meßkatalog bleiben; allein sie erschien wirklich im J. 1746, sogleich in vier Bänden, und hinderte, ihrer elenden Veranstaltung und Verstümmelungen des Textes ungeachtet, den Absatz und Fortgang der Zürcher Edition, die auch durch die hinzugefügten, meistens sehr lehrreichen, Anmerkungen schätzbar ist, und wohl einer Vollendung würdig wäre, die ihr aber ihre

würdigen Urheber nun, leider! nicht mehr geben können. — Die beste vollständige Ausgabe vom Opitz ist nun immer noch die Amsterdammer, 1646, 12. Diese hat in obiger Stelle auch die Lesart: „Apollens.“

Orkus. Bei den Lateinern heißt dieß Wort so viel als Pluto; im Griechischen aber bedeutet ὅρκος so viel als Eid; und in dieser Bedeutung ist es bisher von allen Gelehrten in der zweiten Zeile der Goldnen Sprüche des Pythagoras genommen worden. In dem Gentleman's Magazine vom Mai 1768 finde ich aber einen kleinen Brief, dessen Verfasser anderer Meinung ist, und glaubt, daß diese Zeile von keinem Ausleger bisher gehörig sey verstanden worden.

„Das sieht Jedermann, sagt er, daß die „fünf ersten Zeilen von den Pflichten gegen die „Götter und Menschen handeln; und zwar gegen die Götter, Anfangs gegen die höhern, „und hernach gegen die geringern; in Ansehung „jener, erst gegen die himmlischen, und sodann

„gegen die unterirdischen Götter; welche Ordnung auch in Ansehung der Götter vom geringern Range ist beobachtet worden.“

„Alles dieses ist methodisch, und des Verfassers so edler Gesinnungen würdig. Und wenn das so ist, so kann man sich nicht genug wundern, wie der erste Uebersetzer den Eid mit unter die zu verehrenden Götter mengen konnte, indem er ὅρκος durch *juramentum* übersetzte, da er es durch *Plutonem* hätte übersetzen sollen.“

Um diese ziemlich unwahrscheinliche Erklärung der Worte: καὶ σεβε ὅρκον, beim Pythagoras, anzunehmen, müßte doch wohl erst erwiesen werden, daß dieß Wort auch bei irgend einem andern griechischen Schriftsteller den Pluto bedeute, wovon ich wenigstens kein Beispiel finde. Es war ausserdem noch zweifelhaft, ob das lateinische Wort mit dem griechischen das nämliche sey. Orcum quem dicimus, sagt Festus, ait *Verrius*, ab antiquis *Uragum*, quod etiam *u* literae sonum pro *o* efferebant, et pro *c*, *g* literae formam usurpabant.

Orpheus. Unter den Schriften, welche unter dem Namen dieses Dichters noch vorhanden sind, ist auch ein Gedicht περι λιθων, in welchem Theodamas, der Sohn des Priamus, redend eingeführt wird, als den Orpheus in den wunderbaren Kräften der Steine unterrichtend. Dieser Orpheus kann also auch der alte Orpheus, welcher, nach dem Suidas, eilf Menschenalter vor dem trojanischen Kriege lebte, gar nicht einmal seyn sollen. Ja, Tzetzes giebt diesem Orpheus auch eine ganz andre Mutter, Namens Mesnipa, anstatt daß der alte Orpheus ein Sohn des Oeagrus und der Kalliope war. S. Gesner's Noten, S. 303.

Beim Stobäus wird dieses Gedicht vielmehr dem Onomakritus, als dem Orpheus, zugeschrieben; und auch Suidas sagt, daß dem alten thrazischen Orpheus ein Gedicht περι λιθων γραφης, das den Titel Ογδοηκονταλιθος (de octoginta lapidibus agens) gehabt, zugeschrieben worden, dessen Verfasser aber Onomakritus gewesen sey. Dieß Gedicht aber kann das nicht seyn, wel-

ches wir jetzt noch haben, weil es theils nicht von der Skalptur der Steine handelt, und dann auch lange nicht von achtzig, sondern kaum von zwanzig Steinen.

Von einem neuern Dichter untergeschoben ist es offenbar; weil zu den Zeiten des trojanischen Krieges die Edelsteine gewiß wenig oder gar nicht bekannt waren, und ihrer Homer sonst gewiß gedacht hätte, wenn er der damaligen Kostbarkeiten erwähnt.

Auch verräth es eine Philosophie, die für diese Zeiten viel zu allgemein und systematisch ist. Z. E. was dem Palamedes gegen Philoktet in den Mund gelegt wird (unter *Ophites*, v. 61—75;): „daß die Erde den Menschen gegen jedes Uebel ein Hülfsmittel gewähre:"

Ἀυτη γαια μελαινα πολυκλαυστοισι βροτοισι,
Τικτει και κακοτηκα και ἀλγεος ἀλκαρ ἑκαστου.

„daß die Erde die Erzeugerin aller Steine sey:"

Ἐκ γαιης δε λιθων παντων γενος, ἐν δ' ἀρα τοισι
Καρπος ἀπειρεσιον και ποικιλον — —

welches ganz in dem Sinne des Theophrast gesagt zu seyn scheint, nach welchem die Mineralien aus dem Wasser, die Steine aber aus

der Erde erzeugt werden: ὑδατος μεν τα μεταλλευμενα· γης δε λιθος τε και ὁσα λιθων περιττοτερα. Ferner: „daß es eben so viel Steine als Pflanzen gebe:“

— — ὁσαι βοτανοι, τοσσοι λιθοι,

welches mit einer andern Hypotheſe der neuern Naturaliſten übereinkommt, nach welcher eine jede Pflanze ihr eignes Inſekt habe.

Es iſt ſo gut als völlig ausgemacht, daß diejenigen Gedichte, die wir noch unter dem Namen des Orpheus haben, gewiß nicht von dem bekannten thraziſchen Orpheus, obgleich immer ſchätzbare Reſte des frühern Alterthums ſind. Die Schriften, worin darüber nähere Unterſuchungen angeſtellt ſind, findet man vom Hrn. Hofr. Harleß in ſ. Introd. in Hiſt. Lingu. Gr. p. 15 nachgewieſen. Das Gedicht von den Steinen iſt ſelbſt ſeines Zeitalters wegen verdächtig, wegen der vielen darin vorkommenden abergläubiſchen Ideen von der Zauberkraft der Steine. Auch findet ſich darin eine Anſpielung auf eine Verordnung des Kaiſers Konſtantinus, die, wenn ſie nicht eingeſchaltet iſt, das Gedicht erſt in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts ſetzen würde. S. vornehmlich die

einzelne Ausgabe dieſes Gedichts: Περὶ Λίθων, de Lapidibus, Poëma Orpheo a quibusdam adſcriptum, gr. et lat. ex ed. *J. M. Gesneri*, recenſuit notasque adjecit *Tho. Tyrwhitt*; Lond. 1781. 8.

Lorenzo Ottone. (S. unter Lorenzetto.) Er war ein Schüler des Ercole Ferrata; und von ihm iſt eine ſtehende heilige Anna im Pantheon, die nebſt der Madonna des Lorenzetto eben daſelbſt, dem heil. Andreas von Fiamingo, und der Religion von le Gros, in der Kirche al Gieſu, von Winkelmann für die ſchönſten Figuren neuerer Bildhauerei erkannt werden. (Von Empf. d. Sch. S. 12.)

Weder Venuti, noch Richardſon, noch Hr. v. Ramdohr, gedenken der Statue der heil. Anna von Lorenzo Ottone, oder vielmehr Ottoni, beſonders. Füeßlin führt von ihm an, daß er im J. 1691 ein Mitglied der Akademie St. Lukas zu Rom geweſen ſey, und daß man in verſchiednen römiſchen Kirchen Arbeiten von ihm finde, unter andern die Statue

des Apostels Taddeus in der Kirche St. Johann von Lateran. Diese letztre erwähnt auch Hr. v. Ramdohr, Th. III, S. 281, unter den daselbst befindlichen zwölf Statuen aller Apostel, von welchen er aber sagt, daß sie auf der seligen Stufe der Mittelmäßigkeit stehen, die durch keine ausgezeichnete Vorzüge und Fehler das Auge besonders anzieht oder beleidigt. Uebrigens hatte auch dieser Ottoni mit einer Menge andrer Künstler, welche größtentheils von Füeßlin unter dem Artikel Alignini genannt werden, Antheil an den 140 steinernen Statuen, welche die berühmten beiden Säulengänge an der Peterskirche zu Rom zieren, und wozu Bernini die Zeichnungen verfertigte.

Orgel. Von wem, und wann sie erfunden, ist unbekannt. Der gewöhnlichen Meinung nach aber soll sie Papst Vitellianus ums J. 660 in die Kirchen eingeführt haben.

Worauf gründet sich also Navarrus, wenn er (de Orat. et horis canonicis, c. 16.) versichert, daß zur Zeit des Thomas von

Aquino, also um 1274, noch keine Orgel in der Kirche gewesen sey?

Er gründe sich aber worauf er wolle; so ist es doch gewiß, daß die Orgel schon früher eingeführt worden. Denn schon Theophilus lehrt Orgelpfeifen machen; und er lehrte nichts, was nicht damals schon dem Gebrauche der Kirche geheiligt war.

Freilich wohl mag die Orgel, welche Konstantinus VI. Kopronymus ums Jahr 742 dem Könige Pipin schickte, noch unförmlich genug gewesen seyn. Von ihr ist die Stelle beim Lambertus Schafnab. unter dem Jahre 758 nachzusehen, woraus Aventinus und Marianus Skotus ihre Nachrichten ohne Zweifel genommen haben.

Ueber die Erfindung der Orgeln, und ihre erste Einführung in die Kirchen hat man viele, und zum Theil mühsame, obgleich nicht ganz befriedigende Untersuchungen angestellt; und selbst das so allgemeine Wort, organum, welches ein jedes Instrument bedeuten kann, hat manche Mißdeutungen, und vermeinte frühere Auffindungen ihres Daseyns veranlaßt. Von

den Schriftstellern, die theils historisch, theils theoretisch, über die Orgeln geschrieben haben, findet man in J. Adelung's Anleitung zur musikal. Gelahrtheit, (Erf. 1758. 8.) S. 337 ff. ein ziemlich vollständiges Verzeichniß; und in den Hannöverischen Gelehrten Anzeigen v. J. 1754. steht St. 91 f. eine historische Untersuchung der Kirchenorgeln, worin sich das Meiste hieher gehörige, obgleich ohne kritische Würdigung, beisammen findet. Hawkins hat in seiner General History of the Science and Practice of Music, (Lond. 1776. 5 Voll. 4.) Vol. I. p. 398 ff. und an mehrern Orten, die das Register des fünften Bandes nachweist, verschiedne merkwürdige Alterthümer der Orgeln gesammelt; und am neuesten hat Dr. Burney in s. General History of Music die davon noch vorhandenen Nachrichten mitgetheilt. Aus ihm will ich hier nur einige der vornehmsten Umstände kurz berühren.

Die hydraulische, oder Wasserorgel ist, wie bekannt, sehr alt, und vom Vitruv (L. IX. c. IX.) beschrieben. Man sehe darüber Dr. Burney, Vol. I. p. 512. — Hier aber ist nur von unsern gewöhnlichen Windorgeln die Rede; und von ihnen findet sich die früheste Spur in

bung der Orgeln, wie sie zu seiner Zeit waren, willkührlich hinein gebracht zu haben. Im achten Jahrhundert hatten sie schwerlich schon diese ganze Einrichtung; wenigstens ist die Erfindung des Pedals gewiß viel neuer. Sie wird gemeiniglich erst ins Jahr 1480 gesetzt, und einem Deutschen, Bernhard, beigelegt, der sich lange zu Venedig aufhielt. S. *M. Anton. Coec. Sabellici* Rhapsod. Hist. Ennead. VIII. „Sixti V. Pontificis tempore musicae artis virum, omnium, qui unquam fuerunt, sine controversia praestantissimum, plures annos Venetiae habuerunt, cognomento Teutonem. Primus hic in Organis auxit numeros, ut et pedes quoque juvarent concentum funiculorum attractu."

Der Theophilus, dessen Lessing oben erwähnt, ist Theophilus Presbyter, in dessen Diversarum Artium Schedula das letzte Kapitel (L. III. c. 76.) de Organis handelt, und zur Verfertigung der Orgelpfeifen Anleitung giebt. S. die Lessing. Beiträge z. Gesch. u. Litt. a. d. Wolfenb. Bibl. St. VI. S. 422 ff.

P.

P.

Papirius. „Der vermeinte Papi„rius mit seiner Mutter, eine Gruppe in der „Villa Ludovisi, stellt vielmehr die Phädra „und den Hippolytus vor.“ Winkelmann, Gesch. d. K. Vorr. S. XII. — Hat Winkelmann diese Entdeckung zuerst gemacht, oder Webb?

Hingegen findet Havercamp, in der Vorrede zum Manilli, den Papirius in einer Statue, die M. für einen jungen Nero ausgiebt: Puerum ipsum, Patricium, cujus aetas maturo oris silentio nobilitata fuit, dependente ad pectus bulla, expressit *Perrierius* Tab. XL. *Neronis* puerilem imaginem frustra cernis vocari a nostro, p. 39. F.

Winkelmann ist nicht der erste, der diese Gruppe für Phädra und Hippolytus nahm; sondern schon Maffei war der erste, der bei der Abbildung derselben in s. Racc. n. 63. dieß Subiekt darin muthmaßte. Nicht aber Webb, sondern H. H. Füeßlin, in seinem vor Webb's

Unterſuchung des Schönen in der Mahlerei (Zürich, 1766. 8.) befindlichen Schreiben an den Ueberſetzer, S. LXXI, trat dieſer Vermuthung bei, und ſetzte hinzu, daß er ſich dieſelbe faſt mit völliger Gewißheit zu behaupten getraue; wovon er auch verſchiedne Gründe beifügt. Winkelmann aber, der am angef. O. dieſe Deutung gleichfalls annahm, änderte in der Folge ſeine Meinung, und hielt dieſe Gruppe für Oreſt und Elektra. Dieß könnte ſie auch, wie Hr. v. Ramdohr (Th. II. S. 205) bemerkt, ſchon eher vorſtellen, weil nicht die Zärtlichkeit zweier Liebenden, ſondern eher brüderliche oder kindliche Zärtlichkeit in dem Ausdruck der Geſichtszüge ſichtbar iſt. Uebrigens iſt hier die Deutung ſehr willkührlich, und ſie iſt daher auch ſo verſchieden ausgefallen; ſogar hat man oft beide Figuren für männliche gehalten. So nimmt z. B. Sandrart ſie für den Aurel und Lucius Verus; und Perrier ſchlechtweg für zwei ſich umarmende Brüder. Uebrigens hat Hr. v. R. eine nähere Prüfung angeſtellt, wie viel an dieſem Kunſtwerke wahrſcheinlich antik, und wie viel daran neu und ergänzt ſey.

Der junge Römer in der Villa Borgheſe, mit der Bulla vor der Bruſt, wird noch immer ein junger Nero genannt, wie ich bei Hrn. v. Ramdohr, Th. I. S. 317 ſehe; freilich wohl eben ſo willkührlich, als ihn Havercamp für einen jungen Papirius nahm. Beim Perrier heißt er doch nur *Puer Patricius*.

Pasquin. Bernini hat den Pasquin für die ſchönſte aller alten Statuen gehalten. Was Winkelmann hierüber ſagt, ſ. Geſch. d. Kunſt, Vorrede, S. XII.

Von dem Urſprunge dieſes Namens finde ich eine merkwürdige Stelle in *Greſſeri* Itinerario (Baſil. 1624. 8.) p. 229, worin zugleich die zuverläſſigſte Nachricht davon nachgewieſen wird: „Pasquillus ſartor Romanus, atque adeo pontificius, mira in reprehendendis aulicorum, Cardinalium, ipſorum quin etiam Pontificum, vitiis libertate et impunitate, occaſionem dedit aulicis literatis, ut ſcripta quaelibet famoſa, incerto auctore edita, in Pasquillum referrent.

Eo mortuo cum prope tabernam ejus in Parione ſtatua marmorea gladiatorio habitu effoſſa eſſet, et eodem loci in via publica erecta, populari joco Pasquillus appellari coepit, quod illic ob dicacitatem notiſſimus magiſter Pasquinus habitaſſet. Vulgi ludum aulicorum confirmavit auctoritas, et qui viva voce hominum mores publice infectatus erat, mortuus ſola memoria ſua Epigrammatophori munus ſubiit, cum ſtatuae huic ſcripta maledica omnis generis noctu affigerentur, quae a loco ipſo Pasquilli nomen ſibi vindicarunt. Haec *Antonius Tibaldus* Ferrarienſis ſenex honeſtiſſimus a ſe Romae viſa teſtatus eſt; cujus narrationem *Ludovicus Caſtelvetrus* Mutinenſis ſuis in hymnum *Annibalis Cari* animadverſionibus inſeruit, ut ex non vulgata hiſtoria Pasquilli munus eſſe probet, politica tantum, non literaria; eaque non obſcura et levia, ſed gravia et manifeſta errata; non plebejorum, ſed clariſſimorum hominum; non erudita, ſed populari lingua, inceſſere: quod ſartor

lle Pasquinus, in notiſſimis tantum ob hominum ſplendorem et rerum atrocitatem factis, plebeja hac maledicentia fuerit uſus."

Von der Statue, oder vielmehr dem Torſo Pasquino, aus weiſſem Marmor, der zu Rom an der Ecke des Pallaſtes Orſini ſteht, findet man eine Abbildung in Sandrart's Akademie, Th. I. lit. *i*. Sandrart ſagt, ſie werde für das Bild eines Ringers, oder des Mars, oder irgend eines Soldaten gehalten; andre haben ſie ſogar für einen Alexander genommen. Er führt von der Entſtehung des Namens die bekannte Geſchichte an, die auch, der Hauptſache nach, in der obigen lateiniſchen Stelle enthalten iſt, nur daß hier Pasquin ein Schneider, und ſonſt gewöhnlich ein Schuhflicker heißt, wenn anders ſartor nicht auch dieß letztere bedeuten kann. Venuti in ſ. Deſcr. Topogr. delle Antichità di Roma, T. I. p. 81, bemerkt, daß ſie auf der Stelle, wo jetzt der Pallaſt Orſini ſteht, ſey gefunden worden, und nennt ſie il bel Torzo, detto volgarmente di *Pasquino*, così celebre, e che veramente non rappreſenta, che un ſoldato; e forſe ancora queſta Statua

sarà stata un' ornamento del Circo. — Herr v. Rumohr, Th. III. S. 368, sagt über das von Winkelmann gerügte Urtheil des Bernini: „Wenn B., wie man behauptet, gesagt hat, daß dieser Sturz das schönste Ueberbleibsel des Alterthums sey, so ist dieß wahrscheinlich auch nur ein witziger Einfall, im Geschmack des Pasquino, auf die Vorliebe des Michel Angelo zu dem berühmten Torso di Belvedere. Inzwischen, Verdienst hat das Stück immer; nur muß die Maaße nicht übertrieben werden. Es ist zu sehr beschädigt, um mit Zuverlässigkeit darüber zu urtheilen." Auch er hält die Hauptfigur für einen Krieger, der seinen verwundeten Kameraden aus der Schlacht wegbringt; und Fea in s. italiän. Uebers. der Winkelmann. Gesch. d. K. sagt, T. I. Pref. p. 26, der verstorbene Abbate Visconti habe darin den Menelaus mit dem Leichname des Patroklus bestimmt wieder erkennen wollen.

Die Schrift des Castelvetro, in welcher die Originalerzählung vom Pasquin vorkommen soll, habe ich nicht auftreiben können. Ohne Zweifel ist es die: Ragione di alcune cose segnate nella Canzone di Annibale Caro: *Venite all' ombre de' gran Gigli d'oro;* die im J. 1560 zu

Venedig gedruckt wurde. Die Streitigkeit, welche durch Castelvetro's nicht einmal durch den Druck bekannt gemachte, sondern nur einem Freunde auf sein Verlangen schriftlich mitgetheilte Kritik über eine Ode des Caro auf das königl. Haus Frankreich, entstand, ist in der poetischen Literargeschichte der Italiäner berühmt genug. Caro und seine Freunde rächten sich dafür an dem Castelvetro auf eine wahrhaftig unmenschliche Art, spielten ihn der Inquisition in die Hände, deren Verdammungsurtheil ihn zur Flucht nöthigte, und seinen Tod beförderte. Man sehe über die darüber gewechselten Schriften Muratori's Lebensbeschr. des Castelvetro vor seinen zu Bern (Venedig) 1627. 4. von Argelati herausgegebenen Opere Varie Critiche, p. 24 ff. *Crescembeni* Storia della Volger Poesia, T. II, p. 431 ff.; und *Fontanini* Biblioth. dell' Eloquenza Ital. ed. d'*Apost. Zeno*, T. II. p. 71 ff. — Auch findet man das vornehmste davon in Niceron's Leben des Castelvetro erzählt.

Pembrokisches Kabinet. Zu Wilton in England. Die Statuen dieses Kabi-

nets hat Carry Creed auf vierzig Blättern in gr. 4. aber ſchlecht, geätzet. Vier davon werden einem alten griechiſchen Meiſter, Kleomenes, beigelegt; über welches, und andre betriegliche Vorgeben dabei, Winkelmann ſpottet. Geſch. d. K. Vorrede, S. XIV.

Eine Beſchreibung von Wilton, und den dortigen Sammlungen von Alterthümern und Kunſtſachen, findet ſich in einem engliſchen Buche, das den Titel hat; Six Week's Tour. (S. *London-Magazine*, April, 1768.) Von der Statue der Venus in dem Vorhofe heißt es: it is the ſame as was ſet up before the temple of *Venus Genetrix*, by *Julius Caeſar*. Das glaube ſonſt einer!

Eine Abnehmung vom Kreuze von Albrecht Dürer daſelbſt wird ſehr gelobt: it conſiſts of eleven figures of the moſt capital expreſſion. The bloody body of Chriſt is wonderfully painted. — It is by far the greateſt work I have ſeen of this maſter's, and which ranks him with the greateſt of painters.

Von der in ihrer Art äußerſt ſchätzbaren Gräfl. Pembrokiſchen Antiken- und Gemählden-ſammlung, die an Menge und Schönheit auſſer Rom und Florenz ſchwerlich ihres Gleichen hat, und zu Wiltonhouſe in der Grafſchaft Wiltſhire befindlich iſt, giebt es mehrere Beſchreibungen. Die erſte gab ein Italiäner, Gambarini von Lukka, zu London 1731. 8. heraus. In eben dem Jahre noch erſchien ein engliſches Verzeichniß der dortigen Kunſtwerke von Cowdry, die zu Florenz, 1754, 12. ins Italiäniſche überſetzt wurde. Von den Münzen erſchien 1746, fol. ein beſondres Verzeichniß, Numi Pembrokiani betitelt; und von den Statuen lieferte Carrey Creed 70 Blätter in 4. in Perrier's Manier geätzt. Die bekannteſte Beſchreibung iſt die von James Kennedy, die 1758. 8. zuerſt gedruckt wurde, und von der ich die im J. 1774 gelieferte ſechſte Ausgabe vor mir habe. In eben dieſem Jahre machte Kennedy auch eine größere Beſchreibung in Quart unter eben dem Titel, wie jene kleinere bekannt, die vor dieſer nichts weiter voraus hat, als 25 Kupfer von den merkwürdigſten Stücken, und eine vorangeſetzte Nachricht von dem erſten Sammler derſelben, Thomas

Grafen von Pembroke, der zu Anfange dieſes Jahrhunderts das Beſte aus den Sammlungen der Kardinäle Richelieu und Mazarin, des Prinzen Giuſtiniani, des Grafen Arundel und Valetta, zuſammen kaufte. Mit größerer Einſicht und Kritik aber, als Kennedy's Arbeit, iſt folgende Nachricht von dieſer Sammlung geſchrieben; die von allen die beſte iſt: *Aedes Pembrokianae*; or a Critical Account of the Statues, *etc.* — — of Wilton-Houſe, formed on the Plan of *Spence's* Polymetis — — By *Richardſon*; Lond. 1774. 8. — Auch in der von L. angeführten Six Week's Tour, p. 159 ff. in dem Buche, The Engliſh Connoiſſeur, Vol. II. p. 118, u. a. m. findet man Nachrichten von dieſer Kunſtſammlung. S. auch Dr. Volkmann's Neueſte Reiſen durch England, Th. I. S. 477 ff. Nach ſeiner Angabe beſteht die ganze Sammlung gegenwärtig aus 56 Statuen und Gruppen, 173 Büſten, einer Menge von Basreliefs, Altären, Vaſen, Sarkophagen, Gemählden, u. ſ. f. und füllt nicht weniger als achtzehn Zimmer.

Es iſt nicht bloß eine Statue der Venus, ſondern eine 13½ Fuß hohe Säule von ägyptiſchem weiſſen Granit, worauf eine Statue der

Venus befindlich ist. Alle oben angeführte Beschreibungen, den einzigen Richardson ausgenommen, nennen dieß Kunstwerk als das erste und vornehmste, und geben vor, die Säule habe ehedem in Rom vor dem Tempel gestanden, den Julius Cäsar der Venus Genetrix weihte; die alte Statue sey zwar noch darauf befindlich gewesen, aber sehr beschädigt, und der Graf Arundel, der ehedem diese Säule besaß, habe die gegenwärtige Statue, nach den Maaßen und Verhältnissen der alten geformt, darauf setzen lassen.

Richardson, wie gesagt, ist der einzige unter den Beschreibern dieser Sammlung, der in seinem oben angezeigten Werke diesem Vorgeben widerspricht. Evelyn, sagt er, der diese Säule zu Rom für den Grafen Arundel kaufte, wurde mit jenem Vorgeben von den italiänischen Antiquaren hintergangen, die ihn versicherten, Cäsar habe diese Säule und Statue aus Aegypten mitgebracht, wo sie der morgenländischen Göttin Astarte, die mit der griechischen Venus einerlei gewesen, sey errichtet worden. Dieß letztre zu bestätigen, berief man sich auf eine an der Säule befindliche Inschrift, die man beim Kennedy u. a. nachsehen kann. Ri-

chardson erinnert dagegen: daß der Granit nicht ägyptisch, nicht roth noch schwarz, sondern italisch, weißlich mit kleinen schwärtzlichen Flecken sey; daß die Säule höchst wahrscheinlich zu einem kleinen römischen Tempel gehört habe; daß die Inschrift gewiß sey untergeschoben worden, wie man aus den Schriftzügen sehe, und daß sich daraus das Wort Astarte nicht anders als äußerst gezwungen herausbringen lasse. Hiezu kommt noch, daß Astarte bloß eine syrische, nicht eine ägyptische Göttin war. Bei dem allen erkennt R. diese Säule, ihrer vorzüglichen Schönheit wegen, für ein schätzbares Denkmal der alten Baukunst. Die Base und das korinthische Kapital sind modern. Die Statue der Venus ist von Blei; und sie hat eine niedergebogne, bescheidne Stellung. Auch dieß stimmt mit der antiken Vorstellungsart der Venus Genetrix nicht überein, von welcher man Larcher's Mémoire sur Venus (Par. 1775. 8.) p. 227 ff. und Heynen's Antiquar. Aufs. I. S. 131 und 160, nachsehen kann.

Von Albrecht Dürer's Abnehmung vom Kreuz s. *Kennedy's* Description, p. 99. Die eilf darauf befindlichen Figuren sind: Christus, Maria, Joseph von Arimathia, zwei Männer,

Johannes, Maria Magdalena, Maria des Kleophas, Nikodemus, und noch zwei Mannsfiguren. Die Größe des Gemähldes wird nicht angegeben.

Franz Perrier. Von seinen Statuen, die, so viel ich weiß, keine Erklärung bei sich haben, unter denen er auch nicht angiebt, wo die Originale zu finden sind, hat Havercamp in der Vorrede zum Manilli (*Burmann.* Thes. Ital. T. VIII. P. IV.) verschiedene nachgewiesen.

Die Sammlung besteht aus hundert Blättern in kl. fol. von ihm selbst gezeichnet und gestochen, und zu Rom 1638 herausgegeben. Auf diesen hundert Blättern befinden sich die vorzüglichsten Werke der alten Bildhauerkunst in und um Rom, deren verschiedene von mehr als Einer Seite vorgestellt sind. Der einzige Moses von Michel Angelo (Nr. 20.) ist von neuern Werken darunter, als ein Stück, wie es im Index heißt, vetustatis miraculis annumerandum.

Unter den Blättern selbst steht keine Erklärung, sondern zum Schlusse ist ein Index beigefügt, welcher die nämlichen Namen der Statuen mit dem Orte, wo sie sich befinden, enthält. In demselben aber steht manches, was ganz ohne Grund ist. Z. E. von dem Centaur, auf welchem ein kleiner Amor reitet, in der Villa Borgheſe, heißt es: ejusdem opificis, cujus et Laocoon. Also des Agesander, oder eines seiner Gehülfen. Aber woher weiß man das? Aus einer Unterschrift des Centaurs? oder aus der Aehnlichkeit der Arbeit? — Nr. 13 soll der Kaiser Kommodus seyn, als Fechter vorgestellt. Aber Gronov und Smid nennen ihn weit schicklicher einen Antäus. S. des letztern Scena Trojana.

Die Sammlung des Perrier hat keinen besondern Titel, sondern bloß ein geätztes Frontispiz, wo auf dem Fußgestelle des Wappens des Marquis von Montfort, eine Zuschrift an diesen in lateinischen Versen, und darunter *Franciscus Perrier*, mit der Jahrzahl 1638 steht. Unmittelbar unter dieser: Romae, superiorum

permissu; aber ganz unten: à Paris; chez la veufve de deffunct Perier, u. s. f. Die Blätter sind von ihm selbst gezeichnet und radirt; aber nur unter dem ersten, dem Laokoon, steht der ganze Name des Künstlers; unter den folgenden das Monogramm F B, d. i. *Franciscus Perrier Burgundus*, wie es auch Christ S. 183 deutet. Man sehe über ihn den Artikel beim Füeßlin, S. 492 der Folioausgabe. Beim Hrn. von Murr (Biblioth. de Peint. p. 214.) finde ich noch eine durch van Dalen und Peter Schenk, zu Amsterd. 1702, fol. besorgte Ausgabe, und eine Römische, 1645, fol. angeführt; auch Figures antiques dessinées à Rome, par *Fr. Perrier*, Paris, 8vo, 20 Blätter.

Perspektiv. Eine Art von Prospekten, in welchen die Perspektiv nicht so genau beobachtet ist, nennen die Italiäner Vedute; und Metelli war ihr Erfinder.

Lambert hatte den Anfang von dem gesehen, was ich im ersten Theile der Antiquarischen Briefe von der Perspektiv der Alten gesagt hatte, und schrieb an Hrn. Nicolai

auf einem Zettel darüber: „Die Probebogen „ſind ihres Verfaſſers und des Leſens würdig. „Die Unterſuchung über die Perſpektiv, ihren „erſten Erfinder, u. ſ. f. könnte lehrreich und „wichtig werden. Hr. L. hat unſtreitig Recht. „Euklid's optiſche Schriften würden damit „angefüllt ſeyn, wenn die Erfindung nicht viel „neuer wäre. Albrecht Dürer, ein Deut„ſcher, hat eigentlich das Eis gebrochen, un„geachtet vor ihm Piedro del Borgo etwas „darin verſuchte. Roger, Baco und Porta „waren nahe dabei.“

Agoſtino Metelli, geb. zu Bologna, 1609, war als Freſcomahler berühmt, und ſtarb zu Madrid im J. 166c. — Malvaſia (Felſina Pittrice, T. II. p. 414.) ſagt von ihm: „Fù egli primo inventore di quelle Proſpettive, che per non voler regolare con tanta ſtitichezza d'un ſolo punto, volle chiamare *Vedute*, che poi ſono ſtate ſeguite dal *Santi*, dall' *Alboreſi*, e più, e con maggior applicazione e fortuna dal *Monticelli*, tutti ſuoi allievi.“ Uebrigens weiß man, daß jezt die Italiäner das Wort *Veduta* eben ſo allgemein brauchen, als die Franzoſen *Vues*, und

und wir Ausſichten oder Proſpekte. Wie es ſcheint, mahlte Metelli mehr auf den Effekt, als mit ängſtlicher Anhänglichkeit an die Regeln der Perſpektiv, die beim Freſcomahlen, beſonders an Plafonds, ihre eigne Anwendungsart haben, wobei Genie und Geſchmack gewiß eben ſo ſehr, als Studium, wirken.

Petron. Die Litteratoren ſind uneinig, wem die Anmerkungen über den Petron eigentlich zuzuſchreiben ſind, die ſich in der Goldaſtiſchen Ausgabe zu Frankf. a. Mayn, 1610. 8. unter dem Namen Georg Erhard's befinden. Denn dieſer Georg Erhard iſt ein Pſeudonymus; und die Verfaſſer der Hiſt. Litt. de la France (T. I. P. I. p. 264.) drücken ſich ſehr falſch aus, wenn ſie von gedachter Ausgabe ſagen: Une autre à Francfort ſur le Mein, avec les obſervations de divers Savans. On l'attribue à *George Erhard*, qui s'y eſt caché ſous un nom emprunté. Das heißt, G. Erhard habe ſich unter einem erborgten Namen verſteckt.

Erhard ist vielmehr dieser erborgte Name selbst; und sie haben sagen wollen, daß entweder M. Casp. Lundorp, oder Goldast darunter verborgen liege.

Jenes versichert Joh. Pet. Lotichius; dieses aber war des Daumius Vermuthung, die er in einem Briefe an den Placcius äußerte. (S. des letztern Theatr. p. 256, de Script. Pseudon.) Jenes haben Colomesius, Baillet, Fabricius, Jöcher, u. a. nachgeschrieben, und es ist die allgemeine Meinung geworden; dem ungeachtet halte ich dieses für gegründeter. Worauf sich Daumius selbst gegründet habe, weiß ich nicht; genug, ich gründe mich auf folgendes:

Erstlich heißt es in der Ueberschrift des poetischen Kompliments, welches Joh. Ph. Pareus der Ausgabe vorangesetzt hat: Ad *Goldastum*, cum *Petronii Arbitri* Satyricon in lucem ederet, suis aliorumque notis castigatum. — *Suis* notis; also sollen doch Goldastische Noten bei dieser Ausgabe seyn. Welche aber könnten es seyn, wenn es nicht die Erhardischen wären? Es ist wahr, Gol-

daſt wird darin ſelbſt verſchiedentlich angezogen, und hin und wieder nicht ohne Ruhm. (Als, p. 527, eleganter *Goldaſtus*; p. 540. 601. 605. 629. u. ſ. w.) Aber dieſes ohne Zweifel nicht ſowohl aus Eitelkeit, als vielmehr, um deſto leichter glauben zu machen, daß Erhard und Goldaſt zwei verſchiedne Perſonen wären.

Zweitens zeigt ſich in den Erhardiſchen Noten eine große Beleſenheit in den Schriftſtellern der mittlern Zeiten, und beſonders in den alten deutſchen Dichtern des ſchwäbiſchen Jahrhunderts. Von wem aber iſt dieſe wohl eher zu vermuthen, als von Goldaſt? Oder vielmehr, wer anders, als Goldaſt, hatte den Gebrauch dieſer damals ſo unbekannten Schätze?

Es iſt ſo gut als ausgemacht, daß die angeführte Ausgabe des Petron, und die dabei unter dem Namen Geo. Erhard befindlichen Noten, von keinem andern, als von Goldaſt, ſind. Auch ſagt Placcius am angef. Orte nur, daß Lotich die vor dieſer Edition befindlichen ἐμολογουμενα ſ. Elogia, teſtimonia et judicia de

Petronio dem Lundorp vindicirt habe. Auch irrt Lessing sich, wenn er den Fabricius unter diejenigen setzt, welche diese Ausgabe Petron's dem Lundorp beilegen. Er eignet sie vielmehr geradehin dem Goldast zu, und führt als Beweise davon gleichfalls die vor der Ausgabe stehenden Glückwünsche des Pareus und Althus an; ausserdem aber noch einen, auch von Burmann gebrauchten, und ohne Zweifel noch bündigern Grund, daß nämlich in der Stadtbibliothek zu Bremen unter den dort befindlichen Goldastischen Handschriften eine Menge von Anmerkungen über den Petron aufbewahrt werden, unter welchen alle diese unter dem Namen Erhard's jener Ausgabe beigefügte, und noch weit mehrere, vorkommen. S. *Fabricii* Biblioth. Lat. L. II. c. XI. — Uebrigens ist diese Ausgabe in der Folge Lugd. 1618. Francof. 1621. 8. und Genevae, 1629. 4. wiederholt worden. Fabricius beschreibt ihre Einrichtung umständlich.

Oktavius Petrucius. Aus Fossombrone; soll zuerst den Druck musikalischer Noten erfunden haben. Ich lerne dieses aus

einem Buche, wo man es schwerlich suchen sollte: aus des *Thomae Actii* Forosempronienſis de Ludo Scacchorum in legali methodo tractatu, welcher zu Pesaro 1583 in 4. gedruckt, und auch dem Oceano Juris mit einverleibt ist. Dieſer Actius lehrte die Rechte um dieſe Zeit zu Pesaro; und ſein Werk beſchreibe ich an einem andern Orte. (S. Schachſpiel.) Da nun, wo er von der Erfindung jenes Spiels handelt, (Quaeſt. III.) gedenkt er §. 8. der Ehre, welche ehedem den Erfindern überhaupt erwieſen worden, und ſagt: Unde inventores alicujus rei olim inter deos collocabantur, ut tradit *Vincentius Caſtellanus*, doctiſſimus praeceptor meus in humanioribus literis, in ſuo opuſculo de nobilitate civitatis Foroſempronii; quod ſervatur in archivo civitatis praedictae, ubi refert, *Octavium Petrucium* Foroſempronianum adeo valuiſſe ingenio et uſu, ut primus omnium excogitarit rationem ad imprimendas plumbo notas muſices; quae res poſtea magnum mortalibus omnibus attulit commodum. Von dem Drucke der muſi-

kaliſchen Noten iſt doch wohl hier unſtreitig die Rede. Denn obſchon die Worte allenfalls auch von der Art und Weiſe zu verſtehen ſeyn könnten, die Noten in zinnerne oder bleierne Tafeln zu ſtechen, und ſo abzudrucken; ſo würde dieſes doch nur eine ſehr kleine Erfindung des Petrucci geweſen ſeyn, von der es ſich ſchwerlich der Mühe verlohnt hätte, ſo viel Aufhebens zu machen.

Nun wäre zu unterſuchen, wann dieſer Ottavio Petrucci gelebt habe, und wer er geweſen ſey. Ob ein Buchdrucker, oder ſonſt ein Künſtler oder Gelehrter. Auch iſt, ſo viel ich weiß, das Werk des Caſtellanus, de Nobilitate civitatis Foroſempronii, nie gedruckt worden. Bis ich alſo dieſes erfahre, will ich mir auf allen Fall die alten Drucke anmerken, in welchen ſich muſikaliſche Noten finden. Z. E. Flores Muſice omnis cantus Gregoriani. Impreſſum Argentinae per *Jo. Pryſs*, 1488. 4. (W. B. 399. 7. Th. 4.) — Muſices non inutile Compendium. Impreſſum Venetiis, 1498. 4. per *Jo. Bapt. Seſſam.* (69. Quodl. 4.)

Um den hier berührten Gegenſtand, die Erfindung des Notendrucks, beſſer erörtern zu können, befragte ich den um die große Verbeſſerung derſelben ſo ſehr verdienten, und in typographiſchen Alterthümern ſo vorzüglich erfahrnen Hrn. Breitkopf in Leipzig darüber, und theilte ihm den von Leſſing bemerkten litterariſchen Umſtand mit. Ich erhielt von ſeiner Freundſchaft folgende Antwort:

„Ich kenne das Buch nicht, welches Hrn. Leſſing den Ottavio Petrucci bekannt gemacht hatte; aber wohl den Mann, dem die Erfindung der gegoſſenen Muſiknoten darin zugetheilt ward; doch aus einer andern Quelle, aus *D. Giacinto Gimma* Idea della Storia dell' Italia Letterata, wo T. II. c. 50. Art. 9. delle Stamperie Italiane, p. 329, geſagt wird: „Le Note di Muſica s'intagliavano prima, e le file delle righe nel legno in maniera, che, ſtampata una righa, non valeva più nulla; vuole *Tomaſo Azzio* da Foſſembrone, che *Ottavio Petrucci* della ſua patria ſia ſtato il primo, che formò le note di ſtagno con diverſe miſture, come lettere, atte a poterſi mettere e diſtribuire ſopra e frà le righe, e dove biſogna.“ — Da ich dieß Buch ſelbſt nicht geſehen habe, das 1723 in zwei

Theilen in 4. in Venedig gedruckt iſt, ſo kann ich das Jahr nicht beſtimmen, wann dieſer Petrucci die Erfindung gemacht haben ſoll. Aus der Angabe aber, daß ſeine Erfindung gleich auf den Notendruck in Holzſchnitt gefolgt ſeyn ſoll, muß es in den Anfang des ſechszehnten Jahrhunderts fallen, und eben die Art von Choralnoten geweſen ſeyn, die noch in den Chören der katholiſchen Kirchen geſungen werden, und vorher in Holz geſchnitten worden waren. Vermuthlich aber iſt es nur zu verſtehen, daß er dergleichen Noten, die wie andre Schrift gegoſſen waren, zuerſt in Italien gebraucht habe; denn dieß iſt bei ähnlichen Fällen eben ſo auszulegen geweſen. Wenigſtens wird in einem muſikaliſchen Werke: Melopojae ſive Harmonia Tetracenticae &c., welches Erhard Oglin in Augsburg 1507 gedruckt hat, in der Unterſchrift eben dieß zu ſeinem Lobe geſagt:

Inter Germanos noſtros fuit Oglin Erhardus,
Qui primus nitidas preſſit in aere notas. etc.

Dieſe italiäniſchen Nachrichten ſind überhaupt ſchwankend. Eben der Gimma ſagt an eben dem Orte, etliche Zeilen nachher, daß ein Girolamo Lunardo verſichere, ein Giamba-

tiſta Raimonti, ein Cremoneſer, habe zur Zeit des Papſtes Innozenz X. die Noten zu drucken erfunden, die bei der Feier des Gottesdienſtes gebraucht würden; welches eben dieſelben, doch von größerer Art, ſind; und dieß fiele erſt in die Mitte des 17ten Jahrhunderts. — Hingegen eignet Lanzilotti, in dem Traktate, L'Oggidì, ovvero gl'Ingegni Moderni non inferiori a i paſſati, der zu Venedig, 1624. 8. gedruckt worden, eben dieſe Erfindung des Petrucci einem Franzoſen, Antoine Gardane, zu, der in Venedig als Muſikus und Buchhändler, um 1537 bis 50, lebte."

„Fournier der Jüngere, ein gelehrter Schriftgießer zu Paris, ſchrieb 1765 einen Traité Hiſtorique ſur l'Origine de caractères de fonte pour l'impreſſion de la Muſique, in 4. Er handelt aber darin nur von den franzöſiſchen Notendrücken." —

So weit Hr. Breitkopf. Ich bemerke dabei nur noch, daß Gimma ſich auf eben den Aizio oder Actius, in Anſehung der Nachricht vom Petrucci, als Erfinder des Notendrucks beziehet. Von dieſem letztern habe ich bisher nichts weiter auftreiben können.

Matthefon bemerkt in ſeinem Vollkommenen Kapellmeiſter, S. 58, aus dem Vigneul de Marville, es habe Sanlecque, der zu Paris 1660 geſtorben ſey, die erſten Drucknoten in Frankreich aufgebracht. Ich will die ganze Stelle aus den Mélanges d'Hiſt. & de Litt. T. I. p. 81. hieher ſetzen: „Durant la ligue *Jacques de Sanlecque* cadet de pluſieurs frères, âgé d'environ quatorze ans, vint à Paris, & porta les armes, qu'il quitta ſur la fin de la guerre. Par hazard, aïant vû travailler à des caractères d'imprimerie, il s'y appliqua, & devint très-habile dans cet art. — C'eſt encore lui, qui a fondu les premiers caractères de Muſique, que nous aïons eu en France, avec les Règles, à la ſollicitation d'un Maitre de la Muſique du Roi, pour qui il avoit beaucoup de conſidération." Hier wird aber 1659 als ſein Sterbejahr angeführt.

Fournier, in der von Hrn. Breitkopf gedachten Schrift, nennt einen Pierre Haultin, Kupferſtecher, Schriftgieſſer und Drucker in Paris, ums Jahr 1525, als denjenigen, der die erſten Kegel zum Notendrucke dort verfertigt habe.

Hawkins in ſ. Hiſt. of Muſic, Vol. III, p. 55, glaubt, daß ſich die erſten Spuren vom

Notendruck in den zu Mailand gedruckten Werken des Franchini finden, nur daß diese Noten noch in ganzen Linien, nicht aus einzelnen Schriftzeichen, gedruckt sind, welches in den von Lessing angeführten Beispielen wohl ohne Zweifel auch der Fall seyn wird. Den Deutschen hingegen legt Hawkins, ohne jedoch Beweis zu führen, die Erfindung der beweglichen Notenschriften bei, und glaubt, sie sey unter ihnen schon um das Jahr 1500 zu großer Vollkommenheit gelangt. Der Angabe beim Matthefon widerspricht er aber, weil die musikalischen Werke des Claude le Jenne, die 1603 und 1606 in Paris herauskamen, schon so gedruckt wären, und durch ihre Eleganz schon merkliche Fortschritte in diesem Drucke verriethen. In England ging es damit langsamer; und H. beschreibt die ersten Versuche dieser Art, und ihre allmähligen Verbesserungen.

Erhard Oeglin (Ocellus) wird auch vom Hrn. von Stetten in s. Kunstgeschichte von Augsburg, S. 38, als ein dortiger Buchdrucker erwähnt, welcher der erste gewesen, der zu Augsburg 1514 mit hebräischen Buchstaben gedruckt habe. Von seinem Notendruck aber sagt Hr. v. St. nichts, ob er gleich S. 42 f.

auf denſelben kommt, und verſchiedne von den erſten Holzſchnitten anführt Dagegen bemerkt er, daß in den Salmingeriſchen Cantionen, von welchen die erſten im J. 1539 bei Philipp Ulhardn herauskamen, manche mit gegoſſenen, ordentlich zertheilten, und beweglichen Noten gedruckt ſind.

Philoktet. Meine Vermuthung, daß Philoktet unter dem claudicante beim Plinius gemeint ſey, (ſ. Laokoon, S. 22,) ſteht, wie Riedel in ſeinen Anmerkungen ſagt, bereits beim Gronov über den Statius, S. 285, „aber nur mit zwei Worten ganz verächtlich hingeworfen, nicht in dem hohen kritiſchen Tone, wie im Laokoon.“

Ich ſoll Gronov's Statius noch zum erſtenmal in die Hände nehmen, und bin mir ſehr bewußt, daß ich meine Emendation Niemanden zu danken habe. Doch dem ungeachtet könnte mir Gronov zuvorgekommen ſeyn; und ich muß nachſehen.

In der Note (p) zu S. 22 des Laokoon wird die Stelle des ältern Plinius, L. XXXIV,

sect. 19, angeführt, wo von dem Bildhauer Pythagoras Leontinus verschiedne vorzügliche Kunstwerke angeführt werden, und es unter andern heißt: Syracusis autem (fecit) *claudicantem*, cujus ulceris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Lessing führt Gründe an, welche das *claudicantem* verdächtig machen, und liest anstatt desselben *Philoctetem*, oder hält, wie er sagt, wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichbedeutende Wort verdrängt worden, und man beides zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. „Sophokles, „setzt er hinzu, läßt ihn σιβον κατ' ἀναγκαν „ἐχειν, und es mußte ein Hinken verursachen, „daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft „auftreten konnte." — Ich weiß nun zwar nicht, wo Riedel seine oben gedachte Erinnerung vorgebracht hat. In seiner Theorie d. sch. W. finde ich sie nicht; vielleicht war es in den Jenaischen Gelehrten Zeitungen. Sie hat aber ihre Richtigkeit, obgleich L. hier, ohne es zu wissen, mit Gronov zusammentraf; denn sonst hätte er gewiß die Autorität solch eines Kunstrichters nicht unbenutzt gelassen. Gronov führt nämlich in seiner sehr selten gewordenen, und mir, nach vielem vergeblichen Aufsuchen, durch

die Freundſchaft des Hrn. Hofr. Wernsdorf in Helmſtädt mitgetheilten Diatribe in P. Papinii Statii Silvarum Libros V. (Hag. Com. 1637. 8.) S. 285, die Stelle des Plinius in einer andern Abſicht an, und muthmaßt zwar nicht, wie es ſcheint, daß *Philoctetem* für *claudicantem* zu leſen, ſondern nur, daß jener unter dieſem zu verſtehen ſey. Denn er äußert ſeine Vermuthung bloß in einer Parentheſe: Leontinus Syracuſis fecit claudicantem (*an Philoctetem?*) cujus ulceris, u. ſ. f.

Philotas. In meinem kleinen Trauerſpiel dieſes Namens iſt der Zug wegen des kurzen Schwertes nicht ſowohl aus dem Lohenſtein, im Arminius, als aus dem Plutarch: Lacaena dicenti filio, parvum gladium ſibi eſſe, adde, inquit, gradum.

Solch ein junger Held, wie Philotas, war Archidamus, der Sohn des Zeuxidamus, welchem ſein Vater, als er ihn zu wild auf die Athenienſer einbrechen ſah, zurief: ἢ τῃ δυναμει προσθες, ἢ τυ φρονηματος ὑφες: entweder mehr Kräfte, oder weniger

Muth. (*Plutarch.* in Laconicis.) — Desgleichen der junge Lacedämonier, von dem Seneka in seinen Briefen meldet: Lacon quidam adhuc impubes captus clamabat: pugnans quidem captus sum, servire tamen nolo. Verum cum paullo post juberetur servili fungi ministerio, illisum parieti caput rupit. (Ep. 77.)

Die Stelle ist im achten Auftritte des Philotas, wo ihm Strato statt seines ihm abgenommenen Schwertes ein andres bringt, und Philotas sagt: „Ein wenig zu kurz scheint es mir bei alle dem. Aber was zu kurz? Ein Schritt näher auf den Feind, ersetzt, was ihm an Eisen abgeht!" — Die erste ähnliche Stelle beim Plutarch ist unter den Apophthegmen der Lacedämonierinnen: (Opp. T. II. ed. Xyl. p. 241) Ἄλλη πρὸς τὸν υἱὸν λέγοντα, μικρὸν ἔχειν τὸ ξίφος, ἴσπι, καὶ βῆμα προσθεῖς. — Ich weiß nicht, ob irgend ein Kunstrichter etwa geglaubt haben mag, L. habe jenen schönen Zug in seinem Philotas aus dem Lohenstein entlehnt; oder ob, wie mirs fast wahrscheinlicher ist, L. einen ähnlichen Gedanken im Arminius ge-

funden, und ihn dort angebracht, nachher aber entdeckt habe, daß er mehr mit dem beim Plutarch zusammentreffe. — Lohenstein verdient freilich mehr Achtung und Aufmerksamkeit, als man ihm, seit Gottsched und andre ihm verriefen, zu schenken pflegt; und in seinem Arminius sind wirklich einige schöne Stellen, und einzelne treffliche Züge. Vergl. die Litteraturbriefe, Th. XXI. S. 139 ff. — Man hat einen Arminius Enucleatus, d. i. des unvergleichlichen Dan. Casp. v. Lohenstein herrliche Realia, köstliche Similia, u. s. f. von J. C. Männling; Starg. und Leipz. 1708. 2 Theile, 8.; die Sammlung ist aber zu groß; und man muß manche Schale unter den Kernen fürlieb nehmen.

Physiognomie. *Jo. Val. Merbitzii* de Varietate Faciei Humanae Discursus Physicus; Dresdae, 1676, 4. enthält mancherlei Gutes. Er nimmt nur acht Theile des Gesichts, und zwölf Hauptheile an, aus welchen er durch die Kombinationen eine erstaunliche Menge von Varietäten herausbringt. Die zwölf Hauptgesichter sind:

Fünf,

Fünf, in Ansehung der Linie, welche das Profil macht:

1. facies prona; | das schönste.
2. — declinans; / wo die Stirn vorragt.
3. — reclinans; \ wo der Untertheil des Gesichts vorliegt.
4. — procurva;) das schönste nächst Nr. 1.
5. — recurva; (das häßlichste von allen.

Und sieben in Ansehung der Eintheilung:

6. Facies in tres aequales partes distributa; von den Haarwurzeln auf der Stirn bis zu dem Zwischenraum der Augenbraunen; von da bis zur Spitze der Nase; und von hier bis ans Kinn.
7. 8. 9. wo das, was dem einen Theile abgeht, nur Einem Theile zugelegt worden; entweder
7. der Stirn: welches nach Nr. 6. das beste ist; oder
8. der Nase; oder
9. dem untern Theile: das häßlichste.

10. 11. 12. oder wo das, was dem einen Theile abgeht, den andern beiden zugelegt worden; entweder

10. der Stirn und der Nase: erträglich, und macht ein satirisches Gesicht; oder

11. der Nase und dem Untertheile: das abscheulichste von allen; oder

12. der Stirn und dem Untertheile: das Mohrengesicht.

Die acht Theile des Gesichts sind ihm: frons, oculus, tempora, nasus, malum, (der ganze Untertheil;) bucca, labia, mentum. — Plinius, L. VII. c. 1. wo er von der Verschiedenheit der menschlichen Gesichtsbildung handelt, leitet sie aus zehn oder mehr Stücken her, die er aber nicht namhaft macht: „in facie multaque nostra, cum sint decem vel plura membra."

Auch Gualterus Rivinus in seinem Eigentlichen Bericht der vornehmsten der Architektur angehörigen mathematischen und mechanischen Künste; Nürnberg, 1547. fol. handelt unter andern von der Physiognomie, und soll besonders von den

Augen, wie Merbitz, S. 24, sagt, sehr gute und scharfsinnige Anmerkungen machen. — Es ist dieser Rivinus der Uebersetzer des Vitruv; und dieses sein Werk ist gleichsam der zweite Theil der Uebersetzung.

Joh. Baptista Porta hat nicht allein eine lateinische Physiognomie in vier Büchern geschrieben, deren Neapolitanische Ausgabe sehr fehlerhaft, die zu Hanau 1593. 8. aber verbessert ist; sondern auch Phytognomonica, in acht Büchern: quibus nova facillimaque affertur methodus, qua plantarum, animalium, metallorum, rerum denique omnium ex prima extimae faciei inspectione quivis abditas vires assequatur. Francof. ap. Wechel. 1591. 8.

Auch gehört hieher: *Alex. Achillini* de Subjecto Physiognomiae et Chiromantiae; in Opp. fol. 148.

Schon früher, als die Forschung der Physiognomie, besonders durch die Lavaterischen Fragmente, so viel Sensation in Deutschland machte, hatte Lessing sie gelegentlich zu seinem Studium gemacht; und schon seine Ueber-

setzung des Huarte, dessen erste Ausgabe im J. 1752 herauskam, scheint ihn auf dieß Studium und manche damit verwandte Untersuchungen, geleitet zu haben. Ueber die obigen Materialien ließe sich mancherlei bemerken; ich schränke mich aber bloß auf das angeführte Werk des Rivinus ein, welches noch immer einige Aufmerksamkeit verdient. Was davon hieher gehört, steht Bl. XXIX bis XXXVI, und hat die Ueberschrift: Der ganzen Phisiognomia kurtzer außzug, sonil den künstlichen Malern vnd Bildhawern, vnd allen dergleichen künstlichen arbeitern von nöten, dardurch eyns yeden Menschen eygenschaft vnd art, der sitten vnd gemüts, nit allein erlernet vnd eygentlichen geurteilet werden mag, sondern ein yedes bild darnach, mancherley weise, von künstreichen Bildhaweren gebildet vnd formiret werden sol, nach erheischung yetlicher bilder art vnd weise, natur vnd eygenschafft. Von den Augen redet er am umständlichsten, in Rücksicht auf ihren sittlichen Ausdruck, sowohl überhaupt, als besonders in Ansehung der Augensterne, Auglieder und Aug-

brauen, und zuletzt von ihrer Farbe. Dabei verweist er auf ein besondres Büchlein von der Augen Arzney, worin er dieß alles noch umständlicher ausgeführt habe. Er selbst aber gesteht, daß er meistens dem Aristoteles und dem Adamantius gefolgt sey. Am Schluß dieses Abschnitts sagt er: „Solchs aber sey dieses orts von der bildhawerischen vnd malerischen Phisiognomi gnug gesagt; welcher aber begerte weiter zu wissen, der mag hierüben vnsere große Phisiognomi lesen.“ Rivinus, der eigentlich Ryff hieß, und Arzt zu Straßburg war, muß also auch noch ein eignes Werk über die Physiognomie geschrieben haben, obgleich weder Jöcher noch Kestner es mit anführen. Er war überhaupt ein großer Vielschreiber, aber auch einer der ärgsten Ausschreiber seiner Zeit. Man sehe *Thomas.* de Plagio Literario, §. 196 f.

---

de St. Pierre. Dieser bekannte Abbé soll auch ein Buch sur la Pureté de la Réligion hinterlassen haben, welches nie gedruckt worden, woraus aber Voltaire in seinen Questions sur l'Encyclopédie unter dem

Artikel Symbole sein Glaubensbekenntniß anführt; wenn dieß anders Voltaire nicht selbst gemacht hat.

Man findet dieß Glaubensbekenntniß in der Gothaischen Ausgabe von Voltaire's Werken, B. XLIII, S. 266 f. — V. sagt zwar, er liefere es, tel qu'il est écrit de sa main dans son livre sur la pureté de la réligion, lequel n'a point été imprimé, und versichert, er habe es sehr getreu abgeschrieben; indeß ist es höchst wahrscheinlich von ihm selbst verfertigt. Am Ende setzt er hinzu: Nous rapportons historiquement ce symbole de l'Abbé de *St. Pierre*, sans l'approuver. Nous ne le régardons que comme une singularité curieuse; & nous nous en tenons, avec la foi la plus respectueuse, au véritable symbole de l'Eglise.

Planeten. Daß die Alten nur fünf Planeten gezählt, indem sie Sonne und Mond nicht mit darunter gerechnet haben, erhellt aus dem Hygin, welcher das Kapitel im zweiten Buche, wo er von den Planeten handelt, de *quinque* stellis überschreibt, und deren auch in

dem Kapitel selbst nicht mehr anführt. — Dieses ist unter andern auch wegen alter Steine zu merken, auf welchen fünf Sterne vorkommen, die daher nicht unrecht für Planeten zu nehmen sind. S. *Ficoroni* Gemmae Litteratae, p. 6. Tab. I. 15. II. 9.

Es ist das 42ste Kapitel in Hygin's Poët. Astron. welches de quinque stellis überschrieben ist, und worin bloß vom Jupiter, Saturn, Mars, von der Venus und vom Merkur, gehandelt wird. Dagegen aber ist beim ältern Plinius L. II. c. 6. de *septem* Planetis überschrieben, und es heißt da gleich Anfangs: Inter hanc (terram) coelumque eodem spiritu pendent, certis discreta spatiis, *septem* sidera, quae ab incessu vocamus *errantia*, quum errent nulla minus illis. Dalechamp macht bei dieser Stelle die Anmerkung, die siebenfache Zahl der Planeten sey schon von den Chaldäern festgesetzt worden; Ptolemäus hingegen und Theon hätten Sonne und Mond nicht mit unter die Planeten gezählt. Vergl. *Aristot.* de Mundo c. 2, wo gleichfalls sieben angegeben werden. Ueberhaupt gelangten die Griechen, wie Goguet, B. II. S. 101 der Uebers. zeigt, erst spät

zur Kenntniß der Planeten. Seneka sagt: (Natural. Quaeſt. VII. 3.) Democritus, ſubtiliſſimus antiquorum omnium, ſuſpicari ait ſe, plures ſtellas eſſe quae currant: ſed nec numerum illarum poſuit, nec nomina, nondum comprehenſis *quinque* ſiderum curſibus. Eudoxus primus ab Aegypto hos motus in Graeciam transtulit. Eudoxus aber lebte ungefähr 400 Jahre vor Chr. Geb. —

Man kann aber wohl nicht behaupten, daß die Alten durchgängig nur fünf Planeten angenommen hätten, ſondern nur zuweilen; und dieß wäre denn auch ſchon hinlänglich, die auf einigen Gemmen vorkommenden fünf Sterne für jene fünf Planeten zu nehmen, vornehmlich, wenn ſich dabei vermuthen oder vorausſetzen ließe, daß das Hauptſubjekt der Gemme, oder die ganze Beſtimmung derſelben auf die Gottheiten der Sonne und des Mondes ſchon für ſich Beziehung hätten.

Hieher gehört: Thesaurus gemmarum antiquarum *aſtriferarum*, quae e compluribus Dactyliothecis ſelectae aen. tabb. CC inſculptae obſſ. illuſtrantur — — interprete *J. B. Paſſerio*, cura et ſtud. *A. F. Gorii*. Florent. 1750. 3 Voll. fol.

Plasma di Smeraldo. So nennen die Italiäner einen seltenen Stein, welcher die Mutter oder die äußere Rinde des Smaragds ist. (Winkelm. Anmerk. z. Gesch. d. K. S. 18.) — In der Dactylioth. Zanett. p. 17, finde ich ihn *Prasma* di Smeraldo geschrieben. — Die Alten schnitten tiefe und erhabene Figuren darauf; und es muß große Stücke davon geben, weil Winkelmann am angef. Orte sagt, daß man einige daraus zusammengesetzte Tischblätter im Pallaste Corsini finde.

Es ist ohne Zweifel eben der Stein, den Vogel, S. 145, Smaragdpras, Smaragdites, nennt, der nur halb durchsichtig ist, und farbige Punkte und Streifen hat. (S. Smaragd.) — In meinen Antiquarischen Briefen habe ich das Wort Prasma näher erklärt, (Br. XXV, Th. 1. S. 190.) und gezeigt, daß es nichts anders als der Prasius oder die gemma prasina der Alten sey.

Dingley sagt, man finde im Plasma die meisten alten geschnittenen Steine, nächst dem Beryll. Er erklärt das Plasma durch den schönsten Smaragd, und beschreibt ihn gleich-

wohl von der Farbe ſtehenden Waſſers, manchmal mittelmäßig klar, aber meiſtens voll ſchwarzer und weiſſer Farben, und mehr undurchſichtig. Was muß der Mann für einen Begriff vom Smaragd gehabt haben? Den gewiß nicht, den Plinius davon macht. In Praſiern mögen wohl genug geſchnittene Steine vorhanden geweſen ſeyn; aber wahrlich nicht im Smaragd. Die alten grünlichen geſchnittenen Steine werden wohl alle, oder meiſtens, Malachiten ſeyn.

Herr Brückmann ſtimmt in der neuen Ausg. ſ. Abhandl. von Edelſteinen, S. 182, der Leſſingiſchen Vermuthung bei, daß die Alten unter den Praſern vielerlei grüne Steine von ſchlechter Farbe verſtanden haben, und das *prasma* aus Vernachläſſigung des Punkts über dem *i* beim Abſchreiben des Worts *praſina* (gemma) entſtanden ſey. — Winkelmann's u. a. Erklärung, daß es die Smaragdmutter ſey, widerlegt die Erfahrung, weil niemals Smaragde darin ſind gefunden worden. Es läßt ſich aber, wie Hr. Brückmann in ſ. Zuſätzen S. 132 bemerkt, ſchwer beſtimmen, was W. eigentlich unter ſeinem Plasma di Smeraldo verſtehe. Ein

Kenner hat, wie Hr. B. in der Note erinnert, die von W. angeführten Tischblätter genau untersucht, und entdeckt, daß sie aus zwei zusammengelegten durchsichtigen Platten von gipsartigem Marienglas, oder feinem durchsichtigen Alabaster bestehen, in deren Zwischenraum eine grüne Masse oder Kütt gebracht ist. Die Ränder sind so wohl verwahrt und eingefaßt, daß man den Betrug nicht leicht entdeckt.

Plautus. Es ist Zeit, daß ich den Plautus einmal wieder lese. Ich fange heute (den 23sten Jun. 1769) mit dem Epidikus an; und hier will ich die mancherlei Anmerkungen eintragen, die ich über die komische Kunst, besonders, in so fern er sie selbst gelegentlich berührt, und über die Alterthümer dabei machen werde.

Es ist ungegründet, daß Plautus sich vornehmlich auf dieß Lustspiel viel eingebildet habe. Er läßt zwar in dem Stücke, Bacchides (Akt II, Sc. 2, V. 85.) den Chrysalus sagen:

Non herus, sed actor mihi cor odio fauciat.
Etiam *Epidicum*, quam ego fabulam aeque ac me ipse amo,
Nullam aeque invitus specto, si agit Pellio.

Aber dieser Chrysalus, der das sagt, ist ein Knecht, und ein eben so schelmischer, als Epidikus. Dieses Lob eines Stücks, in welchem ein schelmischer Knecht libertatem malitia invenit sua, ist also mehr ein charakteristischer Zug des Chrysalus, als Eigenlob des Dichters; und muß für die Güte des Stücks, oder für die Prädilektion des Verfassers, auf keine Weise angezogen werden.

Akt *I*, Sc. 1, V. 22. Mich dünkt, hier hat Plautus, eines Einfalls wegen, das Kostume sehr bei Seite gesetzt, und die römischen und griechischen Sitten gänzlich vermengt. Es sind die beiden Knechte, Epidikus und Thesprio, die mit einander sprechen:

— — — *Ep.* Te volo
Percontari. Operam mihi da; opera reddi-
bitur tibi.

Th. Jus dicis. *Ep.* Me decet. *Th.* Jam tu autem nobis praeturam geris.
Ep. Quem medicis digniorem esse hominem hodie Athenis alterum?
Th. At enim unum a praetura tua, Epidice, abest. *Ep.* Quidnam? *Th.* Scias, Lictores duo, duo viminei fasces virgarum.

Er gedenkt ausdrücklich Athen's, und gleichwohl auch der Steckenbündel, welche nur in Rom den Gerichtspersonen vorgetragen wurden.

Ebendaselbst, V. 33:

Mulciber, credo, arma fecit, quae habuit Strattippocles.
Travolaverunt ad hostes.

Der Tadel, welchen Camerarius und Lambinus über diese Stelle gemacht haben, ist ganz falsch; aber auch Taubmann's Rechtfertigung taugt nichts. Denn das geht gar nicht auf die Waffen Achill's, die Hektor dem Patroklus abnahm; sondern auf die Homerische Dichtung, daß Vulkan Dinge zu schmieden verstanden habe, die sich freiwillig

bewegen können. Von dieser Art müssen auch die Waffen des Stratippokles gewesen seyn! will Epidikus sagen.

Ebendas. v. 50. Diese Stelle ist ein Beweis, wie viel die Alten durch bloße Zeichen auszudrücken verstanden haben, weil dergleichen Zeichen bei ihnen durchaus bekannt waren, welches sie bei uns nicht sind. Thesprio erzählt dem Epidikus, ihr Herr habe ein Mädchen aus den Gefangenen gekauft, und Epidikus will wissen, wie theuer?

Ep. Quot minis? *Th.* Tot. *Ep.* Quadraginta minis!

Thesprio mußte ihm also mit den bloßen Fingern die Zahl 40 weisen können, und das Zeichen davon mußte allgemein bekannt seyn. Jetzt könnten unsre Schauspieler durch Aufhebung ihrer Finger keine höhere Zahl, die allen verständlich wäre, weisen, als bis auf zehn.

Plautus gehörte zu den Lieblingsschriftstellern des sel. L., und sein Lustspiel, der Schatz, war, wie bekannt, eine glückliche Nachahmung des *Trinummus* jenes römischen

Komikers. Auch ist die in den Beiträgen zur Historie und Aufnahme des Theaters, (Stuttg. 1750. 8.) S. 14 ff. befindliche Abhandlung von dem Leben und den Werken des Plautus, von Lessing, so wie die im zweiten Stücke eben dieser Beiträge abgedruckte Uebersetzung der Gefangenen, in deren Vorrede er zu einer vollständigen Uebersetzung des ganzen Plautus Hoffnung machte, die ein sehr großer Gewinn für unsre komische Litteratur geworden wäre. Eben so sehr ist es zu bedauern, daß er die obigen Anmerkungen nicht fortsetzte, und, wie es scheint, seine abermalige Durchlesung des Plautus gar bald wieder einstellte.

Die erste dieser Anmerkungen ist wohl gewiß gegründet, obgleich ein Lebensbeschreiber und Ausleger des Plautus dem andern diesen mißverstandnen Umstand nachgesagt hat. — Auch die zweite hat allerdings Grund; wiewohl sich mehrere Stellen der Art anführen ließen, in welchen Plautus mehr an seine römischen Zuschauer, als an seine nach Griechenland verlegte Scene gedacht zu haben scheint. — Bei der dritten Stelle: Mulciber, credo, u. s. f. hatten Camerarius und Lambinus angemerkt, daß Plautus hier aus Gedankenlosigkeit oder

Vergeſſenheit gefehlt habe, weil die Waffen Achill's, die Hektor vom Patroklus erbeutete, nicht als vom Vulkan verfertigt angegeben würden. Nicht aber Taubmann, ſondern Douza, den T. auch ausdrücklich anführt, erinnerte dagegen, daß hier ein unwiſſender Knecht rede. Was Leſſing dawider bemerkt, iſt ſchon vom Muretus erinnert, der ſich dabei auf *Ariſtot.* L. I. Polit. c. 4 beruft. Mir ſcheint indeß dieſe Stelle einer noch beſſern Erklärung fähig zu ſeyn. Sie ſcheint die Ableitung zu beſtätigen, welche Servius beim Virgil, L. VIII. Aen. v. 414 von dem Namen *Vulcanus* macht. Vulcanus, ſagt er, ignis eſt, et dicitur Vulcanus, quaſi *Volicanus*, quod per aërem *volet*; ignis enim e nubibus naſcitur. Oder vielmehr ſcheint die Flüchtigkeit des Feuers überhaupt den Namen *Volicanus*, vielleicht auch *Volitanus*, veranlaßt zu haben. Und ſo wäre die Anſpielung in dem Worte *transvolarunt* deſto treffender. — Daß man bei der letzten Stelle an die Fingerzählung der Römer denken müſſe, haben ſchon mehrere Ausleger bemerkt, und es kommen mehrere dahin gehörige Stellen beim Plautus vor; z. B. Mil. Glor. Act. II, Sc. 2, v. 49. Ueber die Verfahrungsart bei dieſer

dieser Zählung sehe man *Jo. Nicolai* Tr. de Siglis Veterum, (L. B. 1703. 4.) p. 90 ff., wo auch mehrere alte und neue Schriftsteller darüber nachgewiesen werden. Die Zahl vierzig wurde dadurch ausgedrückt, daß man die innere Seite des Daumen an die äußere des Zeigefingers der linken Hand legte. Man weiß, daß bei den Italiänern und Spaniern die Fingersprache noch jetzt üblich ist. Daher heißt es z. B. in der Geschichte des Bruders Getundio von Campazas, Uebers. S. 6: „Da „ich sagte: solche, zog ich alle meine Finger„spitzen ganz enge zusammen, eben so, wie man „gewöhnlich von einer Menge spricht."

Poesie. Von ihrer Aehnlichkeit und Unähnlichkeit mit der Mahlerei, von dem Einflusse und der Verbindung der einen mit der andern, zu meinem Laokoon, ist nachzusehen: *Bogisl. Balbini*, in Quaesitis Orat. et Verisimilibus; ubi docet, utile, immo necessarium esse meditanti poëtae, inspicere gestum, vultus, habitum, mores, et alia pictorum artificio in tabula scite repraesentata.

Zur Geschichte der alten deutschen Poesie wäre vielleicht eine Handschrift wichtig, die zu Thorn auf der Bibliothek befindlich ist. Sie ist von Gottfr. Zamelius, der Bürgermeister in Elbingen gewesen, und hat den Titel: Germania Celtica Rediviva, lingua, literis, metro: Das uralte deutsche poetisirende Deutschland, in drei Büchern; als: 1) durch Rede und Sprachwesen; 2) durch Lehr- und Schreibwesen; 3) durch Sing- und Reimwesen. 1667. — Dem Titel nach könnte manches Gute darin stehen. (v. *Petr. Jaenichii* Notitia Biblioth. Thornenf. p. 35. Jenae, 1723. 4.)

Die oben angeführten Schriften des Bogisl. Balbinus heissen, wie ich im zweiten Bande seiner Bohemia Docta, (Prag. 1776. 78. 2 Voll. gr. 8.) p. 23 f. finde: Verisimilia humaniorum disciplinarum; Prag. 1666. 8. Quaesita Oratoria; ib. 1677. 8. Beide sind auch in Augsburg, 1710 u. 1711. 8. nachgedruckt worden.

Gottfried Zamel, dessen oben erwähnte Handschrift allerdings Aufmerksamkeit verdiente, war, nach dem Jöcher, ein Sohn Friedrichs

Zamel; und dieser letztere war gekrönter Poet, und Bürgermeister in Elbingen, von dem man verschiedne lateinische Gedichte hat. Auch jener soll Poet gewesen seyn; und man hat von ihm ein Buch: Studiosus Apodemicus, s. de Peregrinationibus Studiosorum. Auch wird beim Jöcher eine andre von ihm hinterlassene Handschrift: De Rei Literariae Scholarumque in Borussia illustrium Initiis angeführt.

Primaticcio. Monville in s. Leben des Mignard, S. 4, sagt vom Primaticcio: Il fut attiré en France par François I, qui l'envoya depuis à Rome en 1540, pour acheter des antiques; il en rapporta 124 statues, avec quantité de bustes, et les creux de la colonne Trajane, du Laocoon, de la Venus de Medicis, *etc.* qu'il avoit fait mouler. On lui donna au retour l'Abbaye de S. Nicolas de Troyes.

Dieses hat Monville zum Theil aus dem Felibien, (Entret. T. II. p. 226.) zum Theil aus dem Vasari genommen; welcher

letztere aber 125 Stück überhaupt, mit Köpfen und Rümpfen und Figuren zusammen, nicht bloße Statuen allein, angiebt. Die Formen hatte Primaticcio von Giacomo Barozzi da Vignola, und andern, machen lassen; aber die Venus scheint, nach den Worten des Vasari, nicht die Venus von Medices, sondern eine andre Venus im Belvedere gewesen zu seyn. — Auch nennt Monville die Abtei, welche Franz I. dem Primaticcio gab, ganz falsch *de St. Nicolas*, anstatt *de St. Martin*. S. *Malvasia*, Felsina Pittrice, T. I. p. 151.

Felibien gedenkt am angef. O. unter den vornehmsten durch Primaticcio aus Rom mitgebrachten, und daselbst für den König von Frankreich auf seine Veranstaltung abgeformten Kunstwerken überall keiner Venus, wohl aber der Kleopatra im Belvedere. Unter den Statues de Versailles des Thomassin findet sich indeß N. 39 eine Kopie von dieser letztern, wobei aber bemerkt wird, daß sie durch A. Coyzevox aus Lyon verfertigt sey, der erst im J. 1720 starb. Vom Primaticcio s. den Artikel Ab-

hâte. Beim Felibien wird noch von ihm angemerkt, daß er zuweilen auch Boulogne heisse, weil er aus Bologna gebürtig war.

Protogenes. Monville im Leben Mignard's (Amsterd. 1731. 8. Préf. p. XXVII.) sagt: Pour ne pas risquer d'ensevelir sous les mines de Rhodes un Peintre, dont l'habileté étoit célèbre, Demetrius Poliorcètes leva le siège de cette ville. Le Prince ne pouvant y mettre le feu par un autre endroit que par celui, où travailloit Protogènès, il aima mieux, au rapport de Pline, épargner la peinture, que recevoir la victoire, qui lui étoit offerte. — Das ist falsch. Nicht, um diesen Mahler zu schonen, sondern bloß, um ein Gemählde von diesem Mahler nicht zu verbrennen, steckte Demetrius Rhodus auf der Seite nicht an, wo er es allein einnehmen konnte. Der Mahler selbst arbeitete ausser der Stadt, und hatte bei der Belagerung für sich nichts zu befürchten. — Ich habe im Laokoon

bereits angemerkt, daß mehrere das Gemählde des Protogenes, welches in der Stadt war, und deſſen wegen Demetrius nicht die äußerſte Gewalt gegen ſie brauchte, mit dem verwechſeln, welches er während der Belagerung auſſer der Stadt mahlte.

Plinius (L. XXXV. ſect. 36.) redet von dem Jalyſus, einem Gemählde des Protogenes, und ſetzt hinzu: Propter hunc Jalyſum, *ne cremaret tabulas*, Demetrius rex, *cum ab ea parte ſola poſſet Rhodum capere*, non incendit; parcentemque picturae fugit occaſio victoriae. *Erat tunc Protogenes in ſuburbano hortulo ſuo, hoc eſt, Demetrii caſtris.* Und bald hernach ſagt er: Sequiturque *tabulam ejus temporis* haec fama, quod *eam* Protogenes ſub gladio pinxerit. *Satyrus hic eſt*, quem Anapaumenon vocant, ne quid deſit temporis ejus ſecuritati, tibias tenens. Leſſing erinnerte daher ſehr richtig im Laokoon, S. 130, in der Note, daß Meurſius, Richardſon und Winkelmann dieſe Stelle des Plinius deswegen falſch verſtanden hätten, weil ſie nicht Acht gegeben, daß von zwei verſchiedenen Gemählden daſelbſt die Rede iſt: dem einen, deſſen wegen Demetrius die

Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es ſtand; und dem andern, welches Protogenes während dieſer Belagerung mahlte. Jenes war der Jalyſus, und dieſes der Satyr.

Pulvinar. *Boeclerus* in *Indice Corneliano* ad Cap. II. *Timothei*: „Inter honores divinos *pulvinaria* fuiſſe, id vero ſatis conſtat; de ſignificatu non conveniunt. *Lambinus* lectulos, in quibus deorum ſtatuae collocarentur, exponit; ſane plerique aut pro lectulis, in templo ſtratis, aut pro lecticis apparatis deorum accepere. *Marcellus Donatus* ad *Sueton. Caeſ.* c. 76. rejectis aliis ſignificationibus interpretatur pulvinaria, quae ſuper lectos ſtratos in templis ad ſimulacra numinum ſublevanda ponebantur.

Dieſes iſt die gemeine Bedeutung, die aber von den Auslegern bei dieſer Stelle des Nepos unrecht angebracht wird, wie ich unter dem Artikel, Göttin des Friedens, angemerkt

habe. Denn pulvinar heißt nicht allein dieſes, ſondern überhaupt eine Kapelle, ein kleiner Tempel. So ſagt Servius (ad v. 533, L. III. Georg. *Virgil.*) ausdrücklich: *Donaria* proprie loca ſunt, in quibus dona reponuntur deorum. Abuſive *templa;* nam ita et *pulvinaria* pro *templis* ponimus; cum ſint proprie lectuli, qui ſtrati in templis, ſupervenientibus plerisque, conſueverant. Dieſes ſupervenientibus plerisque verſteh' ich nicht. War es etwan ſo? Weil man in den Tempeln doch wohl immer mehr als Eine Bildſäule der Gottheit, die darin verehrt wurde, hatte; gleichwohl nicht mehr als Eine aufgeſtellt ſeyn konnte, daß indeß die übrigen auf dem Pulvinar ruhten? Ich erinnere mich hiebei der hetruriſchen Götzenbilder, *ſigna*, die faſt alle unter den Fußſohlen einen Zapfen haben, mit welchem ſie in den Löchern auf ihren Altären oder Fußgeſtellen befeſtigt und aufgerichtet werden konnten; und woraus denn deutlich erhellt, daß ſie nicht für beſtändig aufrecht ſtanden.

In der Baseler Ausgabe Virgils, (1686. fol.) p. 312, lautet der Schluß der Erklärung des Servius: quum sint proprie lecticuli, qui sterni in quibusdam templis consueverant. Und Lessing's Erklärung fände wohl nur Statt, wenn es in jener, vermuthlich irrigen Lesart: *pluribus* supervenientibus hieße. Herr Hofrath Heyne stimmt dieser Auslegung des Servius bei, daß donaria in der Virgilischen Stelle für templa stehe. Und Hr. Hofr. Voß übersetzt sie:

— — — und ein Paar unähnlicher Büffel
Zog den Wagen empor zur stiftungsreichen Kapelle.

In seinem Kommentar sagt er, der Tempel habe eigene Gewölbe zur Aufbewahrung reicher Geschenke und anvertrauter Güter gehabt. Dieß verstand er also unter dem sonst etwas dunkeln Beiworte, stiftungsreich.

Pyrgoteles. „Edictum Alexandri M. quo vetuit, in gemma se ab alio scalpi, quam a Pyrgotele, non dubie clarissimo artis ejus." *Plin.* XXXVII. 1.

Wenn Plinius nicht ausdrücklich das Wort edictum gebraucht hätte; wenn er nicht an andern Stellen, wo er eben diese Nachricht giebt, gleichfalls das Wort edixit brauchte: so würde ich glauben, daß dieses Verbot Alexanders bloß in seiner Weigerung bestanden habe, sich im Original von andern Künstlern, als dem Apelles, Pyrgoteles und Lysippus, bilden zu lassen.

Auch Apulejus (in *Floridis*) erzählt das Nämliche; nur mit der Veränderung, daß er anstatt des Lysippus den Polyklet setzt: qui effigiem regis aere duceret; und auch er braucht die Worte: *edixit* universo orbi suo. — Aber gut, daß wenigstens *suo* dabei steht! An den Orten, wo seine Befehle so unumschränkt nicht waren, wie in Athen z. E., werden die Künstler also doch gethan haben, was sie wollten.

Wenn man dazu nimmt, wie man kann und muß, daß Alexander nicht auch zugleich den geringern Künstlern untersagt habe, die ihn vorstellenden Werke der drei privilegirten Meister zu kopiren; und daß nach seinem Tode das

Verbot überhaupt ſeine Kraft verloren: ſo fällt die Nothwendigkeit unſtreitig weg, daß die noch vorhandenen Köpfe Alexander's wirklich von jenen Meiſtern ſeyn müßten.

Natter ſagt, daß der Kopf, den Pyrgoteles geſchnitten, wie es heiſſe, in dem Kabinet des Königs von Preuſſen ſeyn ſolle. (Préf. p. IX.) Dieß bezieht ſich auf das, was Beger (Theſ. Brandeb. Vol. III. p. 203.) bei einem erhaben geſchnittenen Sardonyx anmerkt, welcher ihm den Kopf des Alexander mit dem Kopfe ſeiner Mutter Olympias vorſtellt: artificium in hac gemma *Alexandri* aetatem prodit; adeo, ut non abſurdo conjectura ſubeat, gemmam propoſitam ejusdem *Pyrgotelis* opus nobis fauſto omine ſupereſſe.

Auch Horaz braucht (L. II. Ep. I. v. 239 ff.) den nämlichen Ausdruck:

Edicto vetuit, ne quis ſe praeter Apellem
Pingeret, aut alius Lyſippo duceret aera
Fortis Alexandri vultum ſimulantia. —

Und offenbar ſpielt ſowohl Apulejus auf dieſe Stelle an, als Plinius, L. VII. c. 38: Idem

hic imperator edixit, ne quis ipsum alius quam Apelles pingeret, quam Pyrgoteles scalperet, quam Lysippus ex aere *duceret*. Wiewohl Bentley in der Horatischen Stelle Lambin's Lesart: *cuderet* für *duceret* in Schutz nimmt.

Q.

Quartier. Daß es für Gnade, Fristung des Lebens, gebraucht wird, wie in den Redensarten: um Quartier bitten; kein Quartier geben; erklärt Menage (*Dict. Etymol. Fr.*) auf folgende Art: „*Se battre sans quartier; ne faire point de quartier.* Cela est pris de ce que les Hollandois & Espagnols étoient autrefois convenus, que la rançon d'un officier ou d'un soldat se payeroit d'un quartier de sa paye; de sorte que quand on ne vouloit point recevoir la rançon, mais qu'en usant de tous les droits de la victoire & de la guerre, quelqu'un tuoit son ennemi, il lui disoit: C'est en vain que tu offres un quartier de tes gages; on n'en veut point; il faut mourir.

— Er beruft sich dabei auf *De Brieux* Origines de quelques Coutumes anciennes.

Wenn Herrn Adelung's, und anderer, Vermuthung ihre Richtigkeit hat, daß das französische Wort *quartier* von dem deutschen Worte warten, in der allgemeinen Bedeutung des Aufhaltens, abstammt, wovon, mit vorgesetztem *g*, auch garde, guarde, und guarda gebildet wäre; oder gar von währen, bleiben, dauern; so ließen sich die obigen Redensarten noch leichter erklären, und Quartier wäre schon etymologisch so viel, als Frist oder Erhaltung.

R.

Rabbinen. Wenn die Rabbinen sagen, daß von verschiedenen Auslegungen einer undeutlichen Schriftstelle die eine eben so wahr sey, wie die andre; so erklärt dieß Canz, wenn ich mich recht erinnere, in seiner Ontologie ganz falsch, daß sie also die einzigen wären, welche den Satz, daß von zwei widersprechenden Dingen nur Eins wahr seyn könne, leugneten. Sie wollen weiter nichts sagen, als, daß man sie alle beide könne

gelten laſſen, wenn ſie nichts enthalten, was andern unleugbaren Wahrheiten zuwider iſt. — Jetzt finde ich, daß Auguſtin eben ſo dachte. Wenn er nämlich L. XII. *Confeſſ.* ſeine Meinung von der Erſchaffung der Welt ſagt, und auch anderer Meinungen anführt, ſo ſetzt er hinzu: In hac diverſitate ſententiarum verarum (verae enim ſunt omnes, quia verum dicunt, etſi non omnes ſecundum mentem ſcriptoris eſſe poſſunt) concordiam pariat ipſa veritas. — Sollte für das letzte veritas nicht vielmehr varietas geleſen werden?

Die hier angeführten Worte Auguſtin's, nur nicht die in eine Parentheſe eingeſchloſſenen, die vielleicht Gloſſe ſind, finde ich in ſeinen Confeſſionen (Col. Agr. 1629. 12.) L. XII. c. 30. p. 362. *Veritas* aber iſt doch wohl die rechte Leſeart, wie der ganze Zuſammenhang, und beſonders das Nachfolgende, zu ergeben ſcheint. Eben weil alle dieſe verſchiednen Meinungen wahr ſeyn können, will er ſagen, ſollte man nicht darüber ſtreiten. Denn auch im folgenden Kapitel fährt er fort: Ita cum alius

dixerit, hoc ſenſit (Moſes) quod ego; et alius, immo illud, quod ego: religioſius me arbitror dicere: cur non utrumque potius, ſi utrumque *verum* eſt? Et ſi quid tertium, et ſi quid quartum, et ſi quid omnino aliud *verum* quispiam in his verbis videt, cur non illa omnia vidiſſe credatur, per quem Deus unus ſacras literas *vera* et diverſa viſuris multorum ſenſibus temperavit? u. ſ. f.

Raphael. Von den in England und Frankreich befindlichen Gemählden Raphael's ſ. Winkelmann von Empf. d. Sch. S. 20. — In Spanien, im Eſkurial, ſind zwei Stücke von ihm, deren eins eine Madonna iſt. — In Deutſchland ſind zwei Stücke: zu Wien die heil. Katharina, und zu Dresden das Altarblatt aus dem Kloſter S. Siſto zu Piacenza; aber dieſes iſt nicht von ſeiner beſten Manier; und zum Unglück auf Leinewand gemahlt, da ſeine andern Oelgemählde auf Holz ſind. Daher hatte daſſelbe bereits viel gelitten, als es aus Italien ankam; und wenn es auch von ſeiner Zeichnung einen Begrif geben könnte,

ſo bleibt doch derſelbe mangelhaft in Anſehung ſeines Kolorits.

Ein vermeinter Raphael, welchen der König von Preuſſen vor einigen Jahren in Rom für 3000 Skudi erſtehen ließ, iſt von keinem Kunſtverſtändigen allhier (in Rom) für deſſen Arbeit erkannt worden; daher auch kein ſchriftliches Zeugniß von der Richtigkeit deſſelben zu erhalten war. (Winkelm. ebendaſ.)

Wie es zu verſtehen ſey, was de Piles vom Raphael meldet, daß er zu der Zeit, als ihn der Tod übereilte, ſich beſtrebt habe, den Marmor zu verlaſſen, und der Natur gänzlich nachzuahmen, ſ. beim Winkelmann, v. d. Nachahmung griech. Werke, S. 15.

Ueber dieſe Excerpten zu kommentiren, würde hier zu weitläuftig werden. Ich erinnere nur, daß Vaſari's Lebensbeſchreibung noch immer die beſte bleibt, die wir von dieſem groſſen Künſtler bisher haben; und daß Herr von Heinecke in ſ. Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen, Th. II. S. 315 ff. das vollſtändigſte Verzeichniß der nach ihm geſtochenen Kupferſtiche geliefert hat. Auch kann ich die vortreflichen

treflichen Bemerkungen hier nicht unangeführt lassen, welche unlängst Hr. v. Rambohr, in seinem mehrmals angeführten Werke, Th. I. S. 118. ff. über Raphael's mahlerischen Charakter gemacht hat.

Religion, christliche. Wider die vielen Werke, welche in neuerer Zeit für dieselbe herausgekommen, gilt es, daß sie nicht allein sehr schlecht beweisen, was sie beweisen sollen, sondern auch dem Geiste des Christenthums ganz entgegen sind, als dessen Wahrheit mehr empfunden seyn will, als anerkannt; mehr gefühlt, als eingesehen.

Dieses zu erhärten, müßte man zeigen, daß die für die Religion geschriebenen Werke der Kirchenväter nicht sowohl Behauptungen derselben, als bloß Vertheidigungen gegen die Heiden gewesen sind. Sie suchten die Gründe gegen sie zu entkräften, aber nicht unmittelbar Gründe für sie festzusetzen.

Meines Bedünkens war es Grotius, der mit seiner Abhandlung von der Wahrheit der

christlichen Religion, welche 1639 zuerst herauskam, den Weg eröffnete. Doch hatte er so bald noch keine Nachfolger. Einige vierzig Jahre später entstand erst unter den reformirten Theologen ein Streit, ob auch die christliche Religion aus bloßen Gründen der Vernunft erwiesen werden könne, oder ob sonst noch etwas hinzu kommen müsse, um sie für wahr zu halten. Von diesem Streite s. *Buddei* Institutt. Theol. dogm. L. I. c. 2. §. 17. Die, welche der Meinung waren, daß die Vernunft hierin keine Genugthuung verschaffe, und uns von der Wahrheit der Religion nicht überzeugen könne, sind vornehmlich der Rechtsgelehrte Ulrikus Huberus, in s. Werke de Concursu Rationis et Scripturae; Joh. Regius, de Modo percipiendi S. S. divinitatem, Franecq. 1688; Witsius in Diss. Epist. ad Ulr. Huberum; und Leydecker.

Daß ein Philosoph sehr geschickt sey, in Streitigkeiten der Religion zu entscheiden, desfalls will ich mich nicht bloß darauf berufen, daß die ersten Christen in ihren Streitigkeiten mit den Ketzern heidnische Philosophen zu Schieds-

richtern erwählten; nämlich die ersten Christen im dritten Jahrhunderte. Denn früher ist von dieser Gewohnheit keine Spur. So disputirte z. B. Origenes wider die Marcioniten und Valentinianer, unter dem Schiedsrichteramte des Eutropius, eines heidnischen Philosophen. Ein Beweis davon ist des Origenes Dialogus contra Marcionitas, s. de recta in Deum fide, den Joh. Rud. Wetsten 1674 zu Basel zuerst griechisch und lateinisch herausgab. Desgleichen Archelaus, Bischof zu Carrä in Mesopotamien, wider den Manes, unter Entscheidung vier heidnischer Philosophen. Von dieser Disputation sind noch Fragmente vorhanden, welche Fabricius im zweiten Bande der Werke des Hippolytus wieder hat auflegen lassen.

Ich sage, ich will mich nicht hierauf berufen; weil die zwei Schriften, auf welche man sich desfalls beziehet, leicht nur bloß dergleichen Einkleidungen seyn dürften, ohne daß die Streitigkeiten jemals wirklich so gehalten worden; wovon ich in ihnen selbst mehr Spuren aufsuchen müßte. Denn sie sind mir wenigstens da-

durch verdächtig, daß bei dem Archelaus die Philoſophen nicht allein wider den Manes ſind, ſondern auch beim Origenes ſich ſogar Eutropius zur chriſtlichen Religion bekehrt. Anderer Punkte der Unwahrſcheinlichkeit zu geſchweigen. Wie denn auch Friederici, der eine eigne Diſſertation: Philoſophos Gentiles controverſiarum fidei in veteri Chriſti eccleſia arbitri, zu Leipzig 1723 gehalten hat, aus der ganzen Kirchengeſchichte nicht mehr als dieſe zwei Beiſpiele anzuführen weiß. Doch bringt er ausdrükliche Zeugniſſe bei, welche dieſe Gewohnheit ſonſt bekräftigen; nämlich: 1. des Cyrillus aus dem vierten Jahrhunderte, Catech. VI, quae de Monarchia Dei agit, n. XV. edit. *Tho. Milles*, p. 95; und 2. des Photius. S. *Cave*, Hiſt. Litt. Scr. Eccl. P. I. p. 100. Wieſemann in ſ. Memorabb. Eccl. Hiſt. P. I. Sect. 3. §. 19, p. 200, ſagt davon, daß es exemplo ſcandaloſo, nec facile excuſando, geſchehen ſey. Und wenn er hierin auch Recht hätte, ſo würde der Satz dennoch beſtehen, weil hier nicht von heidniſchen Philoſophen, ſondern von chriſtlichen

die Rede ist, gegen welche die Einwendung des Hasses und der Unwissenheit nicht gilt.

Einer meiner scharfsinnigsten Freunde, dem ich diesem Artikel mittheilte, schrieb darüber folgende Anmerkung nieder: „Man wird sich gar nicht wundern, daß ein so denkender und scharfsinniger Kopf, wie Lessing, mit Rousseau und andern Männern von eigenthümlicher und wirklicher Denkkraft, die demonstrativen Beweise für die Wahrheit des Christenthums, und selbst der natürlichen Religion, als deren Grundlehren doch, der Natur der Sache nach, vorher demonstrirt werden müssen, ehe man das Christenthum demonstriren kann, wenig befriedigend fand."

„Was L. und andre aus dem Unzulänglichen, Mangelhaften und Unbefriedigenden jeder ihnen bekannten und bis dahin versuchten wissenschaftlichen Beweisart der Religionswahrheiten schlossen, oder gewissermaßen nur ahneten; ist nunmehr aus der Natur der Sache, und der Beschaffenheit unsers Erkenntnißvermögens, bewiesen. Unsre Erkenntniß von Gott läßt gar keine demonstrative Gewißheit und Ueberzeugung zu; und es ist unmöglich, daß dabei

ein eigentliches Wissen Statt finde. Unsre ganze, fest gegründete und beruhigende Religionsüberzeugung stützet sich auf einem vernünftigen und auf einem moralischen Glauben. Dieser Satz ist das wichtigste Resultat der Kritik der reinen Vernunft; und es ist ein ganz unschätzbares Verdienst, welches sich der Verfasser derselben in dieser Rücksicht insonderheit dadurch erworben hat. Wir wissen nunmehr, daß durch alle metaphysische Grübeleien, und noch so scharfsinnige Spekulationen, die Wahrheiten der Religion niemals werden bewiesen, aber auch eben so wenig jemals widerlegt und mit Grunde angefochten werden können."

„Dieses Verdienst der neuern Philosophie um die Religion ist, obgleich bloß negativ, dennoch das größte, welches sie sich um dieselbe erwerben konnte, und wahrlich ein sehr segenvoller Gewinn für die Menschheit. Denen aber, welche die Größe dieses Verdienstes verkennen, und sich einbilden, daß uns die Philosophie in der Religionserkenntniß positiv weiter führen, und größere Gewißheit geben müsse, als der gesunde Menschenverstand, kann man mit Kant antworten: „Aber verlangt ihr denn,

„daß ein Erkenntniß, welches alle Menschen „angeht, den gemeinen Verstand übersteigen, „und auch nur von Philosophen entdeckt werden „solle? Eben das, was ihr tadelt, ist die beste „Bestätigung von der Richtigkeit der bisheri„gen Behauptungen, da es das, was man Anfangs nicht vorher sehen konnte, entdeckt, „nämlich, daß die Natur in dem, was Men„schen ohne Unterschied angelegen ist, keiner „partheiischen Austheilung ihrer Gaben zu be„schuldigen sey; und die höchste Philosophie in „Ansehung der wesentlichen Zwecke der mensch„lichen Natur es nicht weiter bringen könne, „als die Leitung, welche sie auch dem gemein„sten Menschenverstande hat angedeihen lassen.“ Kritik der reinen Vernunft, S. 859.

Rembrandt. Die Rembrandtische Manier schickt sich zu niedrigen, possierlichen und ekeln Gegenständen sehr wohl. Durch die starken Schatten, welche durch den Vortheil des unreinen Wischens oft erzwungen werden, errathen wir mit Vergnügen tausend Dinge, welche deutlich zu sehen kein Vergnügen ist. Die Lumpen eines zerrissenen Rockes würden, durch den

feinen und genauen Grabſtichel eines Wille ausgedrückt, eher beleidigen als gefallen; da ſie doch in der wilden und unfleißigen Art eines Rembrandt wirklich gefallen, weil wir ſie uns hier nur einbilden, dort aber ſie wirklich ſehen würden.

Hingegen wollte ich hohe, edle Gegenſtände nach Rembrandt's Manier zu behandeln nicht billigen. Ausgenommen ſolche hohe, edle Gegenſtände, in welchen Niedres und Edles verbunden iſt. Z. E. die Geburt eines Gottes in einem Stalle, unter Ochſen und Eſeln. Und ſolche, mit welchen die Dunkelheit für ſich verbunden iſt.

Moſes Mendelsſohn, dem ich dieſe Gedanken mittheilte, antwortete mir: „Sie „haben vollkommen Recht. Denn wenn uns „ſchon bei hohen und edeln Gegenſtänden die „Skizzen oft beſſer gefallen, als die vollendeten „Gemählde; ſo geſchieht es deswegen, weil „wir bei den Skizzen dasjenige hinzudenken, „was ein arbeitſamer Pinſel ausgeführt hätte. „Die Rembrandtiſche Manier aber kann uns „als eine fertige und vollendete Arbeit bei edeln

„Gegenſtänden nicht gefallen. Von Dietrich „hat man eine Beſchneidung im Rembrandti„ſchen Geſchmacke.“

Wer mit Rembrandt's Manier nur einigermaßen bekannt iſt, wird dieſe Bemerkungen über ihre Anwendung und Nachahmung ſehr gegründet finden. Man vergleiche damit, was der ſel. v. Hagedorn in ſ. Lettre à un Amateur de la Peinture &c. (Dresde, 1755. 8.) p. 65. ff. über dieſen Künſtler und ſeine Schule ſagt. Uebrigens giebt es unter ſeinen Gemählden mehrere, welche geiſtliche Subjekte von höherer Art, freilich aber nicht immer edel genug, darſtellen. Andeutung aber war doch immer mehr in ſeiner Manier, als Vollendung; und man müßte daher die Bemerkung Mendelsſohn's wohl dahin einſchränken, daß uns das, was wir hier hinzudenken, nicht höher führt, ſondern tiefer herabſtimmt. Dietrich hat, wie bekannt, dem Rembrandt ſehr oft nachgebildet, vornehmlich in ſeinen Kupferblättern, deren vollſtändigſtes Verzeichniß Hr. v. Heinecke in ſ. Nachrichten von Künſtlern und Kunſtſachen Th. I. S. 127 ff. und in den neuern Nachrichten, S. 16 ff. geliefert hat.

Reyſelius. Von deſſen bewunderns-würdiger Maſchine eines künſtlichen Menſchen ſ. das Journal des Savans, a. 1677, p. 361; und die Beſtätigung dieſer Nachrichten ebendaſ. a. 1680, p. 41. ff.

Salomon Reiſel war ein gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts lebender Arzt, aus Hirſchberg gebürtig, der zuerſt als Stadtphyſikus zu Worms, und hernach als Würtembergiſcher Rath und Leibarzt zu Stuttgard lebte. In den Actis Academiae Naturae Curioſorum, deren Mitglied er war, findet man mehrere von ihm beſchriebene Wahrnehmungen und Verſuche; unter andern auch die Beſchreibung einer von ihm erfundnen Statuae humanae circulatoriae, durch welche er den Umlauf des Bluts nach mechaniſchen Geſetzen anſchaulich machen wollte. Im Journ. des Sçav. *l. c.* wird davon eine kurze Beſchreibung gegeben. Die Maſchine war in ihrer ganzen Einrichtung dem menſchlichen Körper, nach allen ſeinen innern Theilen, völlig ähnlich; und R. hatte noch die Hoffnung, ihr auch die Stimme und die natürliche Bewegung mitzutheilen. Gefäße und Eingeweide waren von gewöhnlicher Größe und Geſtalt; und das

Wasser oder irgend eine andre Flüssigkeit, die man in den Mund goß, ging durch den Schlund in den Magen, von da in die Herzadern, u. s. f. zuletzt durch die Nieren in die Blase, und von da von selbst wieder heraus. Auch hatte er in dieser Maschine die natürliche Bewegung der Lunge, die Einziehung und Aushauchung der Luft, alle Bewegungen des Pülses, u. dergl. anzubringen gewußt. — An der zweiten angef. Stelle des J. d. Sç. findet man den Auszug eines Briefes aus Jena an einen Pariser Gelehrten, worin von jener Maschine nähere Nachricht ertheilt, und noch hinzugesetzt wird, daß sich die gröbern Theile der eingegossenen Flüssigkeit während des Umlaufs absonderten, und wie natürlicher Auswurf durch den After, die minder groben Theile aber durch den Urin abgingen.

Wilhelm ten Rhine. Der erste, welcher in Europa der Chineser und Japaner Art, durch die Inustion und Acupunctation das Podagra und andre reissende Krankheiten zu heilen, bekannt gemacht hat. S. Journal des Sav. a. 1684. p. 109.

Die Abhandlung über dieſe Materie, aus welcher gedachtes Journal einen Auszug liefert, heißt: *Wilhelmi ten Rhine*, M. D. Transiſalano-Daventrienſis, Diſſertatio de Arthritide; Mantiſſa Schematica de Acupunctura; et Orationes tres, &c. ſingula notis illuſtrata. 8. Lond. 1683. Man hatte ehedem die Chineſer und Japaner, wegen des vielen warmen Getränks, das ſie zu ſich nehmen, von den Anfällen der Gicht völlig frei geglaubt; und doch ſind, beſonders die erſtern, ihr vielleicht häufiger unterworfen, als irgend eine andre Nation. Um ſich davon zu heilen, pflegen ſie, der hier gegebenen Beſchreibung nach, die leidenden Theile entweder zu brennen, oder mit feinen und langen Nadeln tief in dieſelben einzubohren. Das erſtere war ſchon, wie der Rezenſent bemerkt, ehedem bekannt; der Nadelſtich aber nicht. Ihrer Meinung nach entſtehen alle Krankheiten von Winden, die in dem Körper eingekerkert ſind, und denen ſie daher durch jene Operationen einen freien Ausgang zu ſchaffen, und zugleich das Blut zu reinigen ſuchen. Das Brennen wird vom Hippokrates angerathen, und iſt bei vielen morgenländiſchen Völkern, auch ſelbſt bei den Türken, gewöhnlich. Die Chineſer hydro-

nen ſich dazu einer Pflanze, die auch in Europa wächſt, (l'Armoiſe rouge à grandes feuilles;) und die bei ihnen Moxa heißt. Des Nadelſtichs aber bedienen ſie ſich ſtatt des Aderlaſſens. Beim ſtarken Kopfweh, bei der Schlafſucht, fallenden Sucht, u. ſ. f. ſticht man in die Scheitel des Kopfs; bei Koliken, dem Durchlauf, u. dgl. in den Unterleib; u. ſ. w. In die fleiſchigen Theile wird tiefer geſtochen, als in die nervigen; man bedient ſich dazu einer goldnen oder ſilbernen Nadel, die man zu S. 116 des Journ. des Sçav. nebſt einem menſchlichen Körper, mit den bemerkten Brenn- und Stechpunkten, abgebildet findet.

Nic. Ricciolini. Ein bekannter Mahler in Rom, der im J. 1763 noch lebte, und von dem, zum Beweiſe, wie wenig die Römer das, was ſie täglich vor Augen haben, achten, Winkelmann erzählt, daß er allererſt im ſiebzigſten Jahre ſeines Alters die Statuen der Villa Borgheſe zum erſtenmal geſehen habe. Er war ſonſt ein Mann von großem Talente und vieler Wiſſenſchaft, auch auſſer ſeiner Kunſt.

(Von der Empf. d. Sch. S. 7.) Die Baukunst hatte er aus dem Grunde studirt, und dennoch eines der schönsten Denkmäler, nämlich das Grab der Cäcilia Metella, des Krassus Frau, nie gesehen.

Füeßlin bemerkt von diesem Nicolo Ricciolini, er sey ein Historienmahler zu Rom um 1750 gewesen, und habe viele Gemählde für die Kirchen dieser Hauptstadt verfertigt. Ausserdem gedenkt er noch eines Michelangels Ricciolini, und eines dritten, der als ein Schüler des Ciro Ferri angegeben werde.

Richardson. Der englische Feuerfresser. S. Journal des Sav. a. 1677, p. 54 und 222. — Endlich ward sein Geheimniß verrathen, und eben daselbst, a. 1680, p. 292, mitgetheilt.

Dieser Richardson heißt in der ersten angeführten Stelle ein englischer Chemiker; und es wird von ihm gesagt, er kaue glühende Kohlen, lege brennenden Schwefel auf die Zunge, nehme eine glühende Kohle auf dieselbe, und

lasse ein Stück rohes Fleisch und eine Auster darauf kochen, sie auch eine halbe Viertelstunde lang anblasen; er halte ein glühendes Eisen lange Zeit in der Hand, lasse es wieder überglühen, nehme es dann zwischen die Zähne, und schleudre es mit der größten Gewalt gegen den Kamin; auch verschlinge er geschmolznes Glas, Schwefel, u. s. f. so, daß ihm die Flamme aus dem Munde schieße. — Die zweite angeführte Stelle enthält den Auszug eines Briefes von Hrn. Dodart über diesen Feuerfresser, in welchem seine Kunst aus einer natürlichen und durch Uebung verstärkten Anlage hergeleitet wird. Auch werden mehrere Beispiele dieser Art angeführt. — In dem Journal von 1680 aber wird die Entdeckung des ganzen Geheimnisses von Hrn. Panthot, einem Arzte zu Lyon, mitgetheilt. Der Bediente Richardson's hatte es verrathen, daß es in nichts weiter bestehe, als im reinen Schwefelgeiste, womit man diejenigen Theile einreibe, die das Feuer berühren sollen, weil dadurch die Oberhaut dergestalt durchbrannt, und wie Leder gehärtet werde, daß sie mit der Zeit alles Gefühl verliere. Dazu kam noch ein besondrer Kunstgrif, mit welchem R. wenn er z. B. die glühende

Kohle auf ſeine Zunge legte, in aller Geſchwindigkeit ein andres Stück Kalbfleiſch zwiſchen die Kohle und ſeine Zunge brachte.

Ritterorden. Ich finde in Zellers Sendſchreiben XXI: „Was derſelbe mir von „dem neuen Ritterorden, de i Cavalieri di „Santa Militia genannt, ſo neulich in dieſem „1619ten Jahre zu Wien, von dem Herzoge „von Nevers und andern Fürſten und Herren „aufgerichtet worden, ſchreibet, das habe ich „mit mehrern daraus vernommen.“ — Ich merke mir dieſes Zeugniß deswegen an: 1) Weil Gryphius dieſes Ordens gar nicht gedenkt; 2) weil er im Gegentheil an der wirklichen Exiſtenz eines Ordens der Ritter von den Kreuzzügen, deren Juſtiniani im 20ſten Kapitel der andern Edition gedenkt, zweifelt, und meint, daß überhaupt die Kreuzorden darunter verſtanden würden. Könnte Juſtiniani nicht dieſen Orden des Herzogs von Nevers darunter verſtanden haben? Ich muß ſein Werk bei Gelegenheit ſelbſt nachſehen, nämlich ſeine chrono-

Chronologiſche Geſchichte aller Ritterorden, in italiäniſcher Sprache, deren zweite Ausgabe 1692, fol. erſchienen iſt.

Beim Bernardo Giuſtinian in ſeinen Hiſtorie Cronologiche dell' Origini Militari e di tutte le Religioni Cavallereſche (Venez. 1692. 2 Voll. fol.) iſt in dem angef. 20ſten Kapitel, T. I. p. 193. ff. von dem beim Zeiller gedachten Orden gar nicht die Rede. Dieß Kapitel iſt: *Cavallieri della Croceata* überſchrieben, und enthält eine kurze Erzählung von den vornehmſten Kreuzzügen, deren er bis auf 1459 vierzehn zählt. Gryph hat alſo zwar Recht, wenn er §. 45. ſagt, der Ritterorden von den Kreuzzügen ſey eigentlich kein gewiſſer Orden, ſondern Giuſtinian meine damit diejenigen Chriſten, welche ſich durch die Kreuzpredigten der von dem Papſt ausgeſchickten Geſandten bewegen ließen, und haufenweiſe den Zügen in das gelobte Land gegen die Ungläubigen und andre Feinde der römiſchen Kirche beiwohnten. Aber Giuſtinian ſagt auch ſelbſt am Schluſſe jenes Kapitels: Queſt' Ordine dunque, *che più* propriamente ſi deve chiamare *Marca Cavalleresca*, non s'avanzò oltre all' occaſioni motivate di guerre generali

per la religione cattolica; terminate le quali, ceſſava anco la Croceata; u. ſ. f.

Des von Zeiller erwähnten Ordens aber gedenkt Gryph allerdings; aber unter der Rubrik der Ritter B. Mariae Virginis Annunciatae, §. 43, und bemerkt gleichfalls, daß *Carlo Gonzaga*, Herzog von Nevers dieſen Orden zur Bekriegung der Ungläubigen, mit einem großen, aber geſchwinde verlöſchenden Anſehen errichtet habe. Er rückt darauf Grammond's Beſchreibung dieſes Ordens ein, worin unter andern geſagt wird: Non deficiebant Niverno Principi in opus arduum dotes animi, natales, et virtus; defecit, ſine qua irriti vulgo conatus magni, pecunia. Denn obgleich Pabſt Urban *VIII.* dieſen Orden beſtätigte, und mit vielen Privilegien verſah, ſo nahm er doch, da einige Zwiſte entſtanden, und der Stifter Herzog von Mantua wurde, gar bald ein Ende, oder wie es Giuſtinian, der Kap. 84 von dieſem Orden handelt, ſich ausdrückt: provò queſta Religione, non molto lungi dalla Culla, il Feretro, e dai natali, l' occaſo; onde appena vivono le memorie nei ſeguenti Scrittori. Die ganze und förmliche Benennung des Ordens war: *Miliția Criſtiana di Santa Maria della Concezione ſotto*

l' Invocazione di S. Michiele. — In der Hiſtoire des Chevaliers de Malte par *Vertot*, T. IV. p. 130, finde ich, daß der Herzog von Nevers bei Errichtung dieſes Ordens eigentlich die Abſicht gehabt, den Orden vom heiligen Grabe von dem Johanniterorden zu trennen, und daß dieſer daher im J. 1619 den Dom Luis Mendes de Vaſconcellos an den franzöſiſchen Hof abgeſchickt habe, um des Herzogs Abſichten zu vereiteln, welches auch geſchehen ſey. Hierin mag alſo wohl die ſchnelle Aufhebung jenes Ordens ihren vornehmſten Grund haben.

Im Theatro Europaeo, T. I. S. 307, findet ſich eine Nachricht von der Stiftung dieſes Ordens, und ein Verzeichniß der gleich Anfangs in denſelben aufgenommenen Mitglieder. Das Ordenszeichen iſt dort gerade ſo, wie beim Giuſtinian angegeben; und dieß macht ſeinen Sieg über den Franzoſen, der eine andre Meinung über das Kreuz hat, deſto glorreicher.

Galeazius Ruber, oder de Rubeis.

Ein geſchikter Schmied zu Mailand zu Anfange des ſechszehnten Jahrhunderts. Cardan's

Reyselius. Von dessen bewunderns-würdiger Maschine eines künstlichen Menschen s. das Journal des Savans, a. 1677, p. 361; und die Bestätigung dieser Nachrichten ebendas. a. 1680, p. 41. ff.

Salomon Reisel war ein gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts lebender Arzt, aus Hirschberg gebürtig, der zuerst als Stadtphysikus zu Worms, und hernach als Würtembergischer Rath und Leibarzt zu Stuttgard lebte. In den Actis Academiae Naturae Curiosorum, deren Mitglied er war, findet man mehrere von ihm beschriebene Wahrnehmungen und Versuche; unter andern auch die Beschreibung einer von ihm erfundnen Statuae humanae circulatoriae, durch welche er den Umlauf des Bluts nach mechanischen Gesetzen anschaulich machen wollte. Im Journ. des Sçav. *l. c.* wird davon eine kurze Beschreibung gegeben. Die Maschine war in ihrer ganzen Einrichtung dem menschlichen Körper, nach allen seinen innern Theilen, völlig ähnlich; und R. hatte noch die Hoffnung, ihr auch die Stimme und die natürliche Bewegung mitzutheilen. Gefäße und Eingeweide waren von gewöhnlicher Größe und Gestalt; und das

Wasser oder irgend eine andre Flüssigkeit, die man in den Mund goß, ging durch den Schlund in den Magen, von da in die Herzadern, u. s. f. zuletzt durch die Nieren in die Blase, und von da von selbst wieder heraus. Auch hatte er in dieser Maschine die natürliche Bewegung der Lunge, die Einziehung und Aushauchung der Luft, alle Bewegungen des Pulses, u. dergl. anzubringen gewußt. — An der zweiten angef. Stelle des J. d. Sç. findet man den Auszug eines Briefes aus Jena an einen Pariser Gelehrten, worin von jener Maschine nähere Nachricht ertheilt, und noch hinzugesetzt wird, daß sich die gröbern Theile der eingegossenen Flüssigkeit während des Umlaufs absonderten, und wie natürlicher Auswurf durch den After, die minder groben Theile aber durch den Urin abgingen.

Wilhelm ten Rhine. Der erste, welcher in Europa der Chineser und Japaner Art, durch die Inusion und Acupunctation das Podagra und andre reissende Krankheiten zu heilen, bekannt gemacht hat. S. Journal des Sav. a. 1684. p. 109.

Die Abhandlung über dieſe Materie, aus welcher gedachtes Journal einen Auszug liefert, heißt: *Wilhelmi ten Rhine*, M. D. Transiſalano-Daventrienſis, Diſſertatio de Arthritide; Mantiſſa Schematica de Acupunctura; et Orationes tres, &c. ſingula notis illuſtrata. 8. Lond. 1683. Man hatte ehedem die Chineſer und Japaner, wegen des vielen warmen Getränks, das ſie zu ſich nehmen, von den Anfällen der Gicht völlig frei geglaubt; und doch ſind, beſonders die erſtern, ihr vielleicht häufiger unterworfen, als irgend eine andre Nation. Um ſich davon zu heilen, pflegen ſie, der hier gegebenen Beſchreibung nach, die leidenden Theile entweder zu brennen, oder mit feinen und langen Nadeln tief in dieſelben einzubohren. Das erſtere war ſchon, wie der Rezenſent bemerkt, ehedem bekannt; der Nadelſtich aber nicht. Ihrer Meinung nach entſtehen alle Krankheiten von Winden, die in dem Körper eingekerkert ſind, und denen ſie daher durch jene Operationen einen freien Ausgang zu ſchaffen, und zugleich das Blut zu reinigen ſuchen. Das Brennen wird vom Hippokrates angerathen, und iſt bei vielen morgenländiſchen Völkern, auch ſelbſt bei den Türken, gewöhnlich. Die Chineſer bedie-

nen sich dazu einer Pflanze, die auch in Europa wächst, (l'Armoise rouge à grandes feuilles;) und die bei ihnen Moxa heißt. Des Nadelstichs aber bedienen sie sich statt des Aderlassens. Beim starken Kopfweh, bei der Schlafsucht, fallenden Sucht, u. s. f. sticht man in die Scheitel des Kopfs; bei Koliken, dem Durchlauf, u. dgl. in den Unterleib; u. s. w. In die fleischigen Theile wird tiefer gestochen, als in die nervigen; man bedient sich dazu einer goldnen oder silbernen Nadel, die man zu S. 116 des Journ. des Sçav. nebst einem menschlichen Körper, mit den bemerkten Brenn- und Stechpunkten, abgebildet findet.

Nic. Ricciolini. Ein bekannter Mahler in Rom, der im J. 1763 noch lebte, und von dem, zum Beweise, wie wenig die Römer das, was sie täglich vor Augen haben, achten, Winkelmann erzählt, daß er allererst im siebzigsten Jahre seines Alters die Statuen der Villa Borgheſe zum erstenmal gesehen habe. Er war sonst ein Mann von großem Talente und vieler Wissenschaft, auch ausser seiner Kunst.

(Von der Empf. d. Sch. S. 7.) Die Baukunst hatte er aus dem Grunde studirt, und dennoch eines der schönsten Denkmäler, nämlich das Grab der Cäcilia Metella, des Krassus Frau, nie gesehen.

Füeßlin bemerkt von diesem Nicolo Ricciolini, er sey ein Historienmahler zu Rom um 1750 gewesen, und habe viele Gemählde für die Kirchen dieser Hauptstadt verfertigt. Ausserdem gedenkt er noch eines Michelangelo Ricciolini, und eines dritten, der als ein Schüler des Ciro Ferri angegeben werde.

Richardson. Der englische Feuerfresser. S. Journal des Sav. a. 1677, p. 54 und 222. — Endlich ward sein Geheimniß verrathen, und eben daselbst, a. 1680, p. 292, mitgetheilt.

Dieser Richardson heißt in der ersten angeführten Stelle ein englischer Chemiker; und es wird von ihm gesagt, er kaue glühende Kohlen, lege brennenden Schwefel auf die Zunge, nehme eine glühende Kohle auf dieselbe, und

lasse ein Stück rohes Fleisch und eine Auster darauf kochen, sie auch eine halbe Viertelstunde lang anblasen; er halte ein glühendes Eisen lange Zeit in der Hand, lasse es wieder überglühen, nehme es dann zwischen die Zähne, und schleudre es mit der größten Gewalt gegen den Kamin; auch verschlinge er geschmolznes Glas, Schwefel, u. s. f. so, daß ihm die Flamme aus dem Munde schieße. — Die zweite angeführte Stelle enthält den Auszug eines Briefes von Hrn. Dodart über diesen Feuerfresser, in welchem seine Kunst aus einer natürlichen und durch Uebung verstärkten Anlage hergeleitet wird. Auch werden mehrere Beispiele dieser Art angeführt. — In dem Journal von 1680 aber wird die Entdeckung des ganzen Geheimnisses von Hrn. Panthot, einem Arzte zu Lyon, mitgetheilt. Der Bediente Richardson's hatte es verrathen, daß es in nichts weiter bestehe, als im reinen Schwefelgeiste, womit man diejenigen Theile einreibe, die das Feuer berühren sollen, weil dadurch die Oberhaut dergestalt durchbrannt, und wie Leder gehärtet werde, daß sie mit der Zeit alles Gefühl verliere. Dazu kam noch ein besondrer Kunstgrif, mit welchem R. wenn er z. B. die glühende

Kohle auf seine Zunge legte, in aller Geschwindigkeit ein andres Stück Kalbfleisch zwischen die Kohle und seine Zunge brachte.

Ritterorden. Ich finde in Zellers Sendschreiben XXI: „Was derselbe mir von „dem neuen Ritterorden, de i Cavalieri di „Santa Militia genannt, so neulich in diesem „1619ten Jahre zu Wien, von dem Herzoge „von Nevers und andern Fürsten und Herren „aufgerichtet worden, schreibet, das habe ich „mit mehrern daraus vernommen.“ — Ich merke mir dieses Zeugniß deswegen an: 1) Weil Gryphius dieses Ordens gar nicht gedenkt; 2) weil er im Gegentheil an der wirklichen Existenz eines Ordens der Ritter von den Kreuzzügen, deren Justiniani im 20sten Kapitel der andern Edition gedenkt, zweifelt, und meint, daß überhaupt die Kreuzorden darunter verstanden würden. Könnte Justiniani nicht diesen Orden des Herzogs von Nevers darunter verstanden haben? Ich muß sein Werk bei Gelegenheit selbst nachsehen, nämlich seine chrono-

chronologiſche Geſchichte aller Ritterorden, in italiäniſcher Sprache, deren zweite Ausgabe 1692, fol. erſchienen iſt.

Beim Bernardo Giuſtinian in ſeinen Hiſtorie Cronologiche dell' Origini Militari e di tutte le Religioni Cavalleresche (Venez. 1692. 2 Voll. fol.) iſt in dem angef. 20ſten Kapitel, T. I. p. 193. ff. von dem beim Zeiller gedachten Orden gar nicht die Rede. Dieß Kapitel iſt: *Cavallieri della Croceata* überſchrieben, und enthält eine kurze Erzählung von den vornehmſten Kreuzzügen, deren er bis auf 1459 vierzehn zählt. Gryph hat alſo zwar Recht, wenn er §. 45. ſagt, der Ritterorden von den Kreuzzügen ſey eigentlich kein gewiſſer Orden, ſondern Giuſtinian meine damit diejenigen Chriſten, welche ſich durch die Kreuzpredigten der von dem Papſt ausgeſchickten Geſandten bewegen ließen, und haufenweiſe den Zügen in das gelobte Land gegen die Ungläubigen und andre Feinde der römiſchen Kirche beiwohnten. Aber Giuſtinian ſagt auch ſelbſt am Schluſſe jenes Kapitels: Queſt' Ordine dunque, *che più* propriamente ſi deve chiamare *Marca Cavalleresca*, non s'avanzò oltre all' occaſioni motivate di guerre generali

Ich glaube selbst, daß satyrisches Drama die Art des Schauspiels, von welcher hier die Rede ist, besser bezeichne, als der Ausdruck: Satyrspiel; obgleich nicht aus dem von L. angeführten Grunde. Denn satyrisch, ganz im griechischen Sinne des Worts, da das Römische: satirische, wie bekannt, nicht damit einerlei sagt, hieß es doch bloß deswegen, weil Satyre darin anfänglich mit auftraten, wenn sie gleich nicht die einzigen spielenden Personen waren, und in der Folge ganz daraus wegblieben. Auch waren die Satyrchöre wohl gewiß der Ursprung dieser Schauspielgattung. Man lese darüber das sehr empfehlungswürdige Programm des Hrn. Prof. Buhle in Göttingen, de Fabula Satyrica Graecorum; Goett. 1787. 4. worin auch die von mir dem Verf. mitgetheilte Lessingische Vermuthung, daß die Alcestis des Euripides nicht ein Trauerspiel, sondern ein solches satyrisches Drama sey, geprüft und bezweifelt wird.

Schach. Ein Verzeichniß der Schriftsteller vom Schachspiel findet man beim *Tho. Hyde* de Ludis Orientalium, L. I. P. I.

p. 182; auf welches sich die Nummern, die ich hier anführe, beziehen:

27. Dieser Jak. de Cessolis oder Casallis, oder Casolis, der vor dem J. 1200 lebte, und eine Moralisation des Schachspiels schrieb, ist wohl der älteste Schriftsteller von dieser Materie in Europa. — Hyde merkt dabei an: Hunc librum *Conradus de Ammenhusen* Monachus et Sacerdos Stettinensis circa annum 1337 in rhythmum germanicum vertit, auxitque adeo, ut novus liber videretur. Es ist eine dergleichen Uebersetzung unter den Manuskripten der Wolfenbüttelischen Bibliothek; ohne Zweifel wird es die nämliche seyn. — Eine eigentliche deutsche Uebersetzung der Abhandlung des Cassalis von einem Stephan Flacher von Dünkelspiel von 1413 s. unter den Mspten, Nr. 25. 4. Eine gedruckte italiänische von 1534, s. 154. 1. Quodl.

11. Vielius, welcher das Gedicht des Vida kommentirt hat, heißt nicht Hie-

ronymus, ſondern Lukas, und war aus Liegnitz in Schleſien. Sein Kommentar mit dem Gedichte ſelbſt iſt gedruckt Argentinae, 1504. 8. (104. Eth. 8.)

22. Coſmo Grazino hat eigentlich nichts vom Schachſpiele ſelbſt geſchrieben, ſondern nur eine verbeſſerte Ausgabe von dem Gedichte des Vida, nebſt einer italiäniſchen Ueberſetzung in Ottava Rima, geliefert, die 1604 zu Florenz in 4. gedruckt iſt. (86. Quodl. 4.)

20. Girolamo Zanuchi iſt gleichfalls nur ein Ueberſetzer des Vida in Ottava Rima. Seine Ueberſetzung iſt gedruckt Trevigi, 1589. 4. (180. Quodl. 4.)

Unter die Ueberſetzer des Vida gehört auch noch Nicolo Mutoni, den Hyde nicht hat, und deſſen Ueberſetzung in verſi ſciolti zu Rom, 1544. 8. gedruckt worden. (154. 1. Quodl. 8.)

21. Gregorio Ducchi aber, Gentil-uomo Breſciano, hat ein eignes Heldengedicht vom Schachſpiel 1607 zu Venedig in 4. drucken laſſen. Der Titel heißt: Il

Giuoco degli Scacchi, ridotto in Poema Eroico, sotto Prosopopea di due potenti Rè, e degli Eroi loro. Es besteht aus sechs Gesängen in Ottava Rima. (180. Quodl. 4.)

18. Damano Portugheſe hat ein Libro da imparare giocare à Scacchi e de' belliſſimi partiti &c. italiänisch und spanisch geschrieben, wovon zwei alte Ausgaben ohne Jahrzahl in der Wolfenb. Bibliothek befindlich sind. Die ältere, 562. Quodl. 8; und die spätere 554. 1. Quodl. — Es hat zehn Kapitel, wovon das achte: delli tratti sottili che si dicono in volgare Spagnuolo *primores*, und das neunte delli giochi delli partiti, d. i. von solchen Spielen, wo man wettet, daß in drei, vier, fünf, sechs Zügen der Gegner matt seyn soll; und das zehnte de l' arte del giocare alla mente, handeln. Es ist aber zu bedauern, daß die Exempel im achten und neunten Kapitel, welche nach Art des Stamma, und vielleicht die nämlichen sind, wegen der fehlerhaften Holz-

schnitte, welche dabei gedruckt, kaum zu verstehen sind.

19. Ruy Lopez. Von dieses Spaniers Abhandlung sind in der Wolfenb. Bibliothek nur zwei Uebersetzungen: eine italiänische von Gio. Domenico Torsia mit dem Namen des Lopez; Veneb. 1584. 4. (180. Quodl. 4.) und eine französische, ohne Namen des Verfassers und Uebersetzers, Paris, 1609. 4. (86. Quodl. 4.) — Ruy Lopez ist der, dessen Anweisung mir unter allen am besten gefallen hat.

17. D. Jakob Mennel hat ein deutsches Gedicht vom Schachspiel 1507 drucken lassen, welches sich meistentheils bei den Anweisungen zum Schachspiel findet, die Christian Egenolff zu Frankfurt in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts öfters hat drucken lassen. (263. Quodl. 4.) — Ich habe aus diesen Anweisungen gesehen, daß unsre jetzige Art, Schach zu spielen, gar nicht die alte, sondern eine neuere ist, die damals Current, oder das welsche Schachspiel genannt wurde. — Aus

den gemeinen Regeln merke ich mir daraus folgende:

Wiltu das Spiel behalten,
So zieh den ersten von dem Alten.

(d. i. den Läufer.)

Und

Ante Reginam
Debes producere primam.

(Welches aber jenem widerspricht; indeß sind beide Auszüge gut.)

Und

Hut gegen Hut
Thut selten gut.

Lucanus in Paneg. ad *Pisonem* a décrit élégamment le jeu des échecs, sagt Du Fresne in seinen Anmerkungen über den Joinville, S. 59.

Von neuern Schriftstellern über dieß Spiel, welche Hyde nicht haben konnte, s. die Vorrede der Analyse des Echecs, par *Philidor*; Leipf. 1754. 8. Dahin gehören:

1. Don Piedro Carrera, der im J. 1617 ein großes Buch darüber herausgab. Aus

ihm scheint Philidor alles Historische zu haben, welches sehr seicht und unrichtig ist. Z. E. Wenn er von den Regeln des Palamedes spricht, welcher das Spiel, nach dem Carrera, soll erfunden haben, als ob wirklich noch ein Buch von ihm vorhanden wäre.

2. *Le Calabrois*, der dem Carrera mit andern in ihren sehr unzulänglichen Anweisungen gefolgt ist. Sie haben bloß die ersten Züge angegeben, und es hernach dem Spieler fortzusetzen überlassen.

3. Cunningham und Bertin, kenne ich beide nicht. „Ils nous donnent des Gambits, qu'ils font perdre ou gagner, en faisant mal jouer l'adversaire."

4. Philidor selbst sagt von sich und seinem Buche: „Mon but principal est de me rendre recommandable par une nouveauté, dont personne ne s'est avisé, ou peut-être n'en a été capable; c'est celle de bien jouer les Pions; ils sont l'ame des échecs."

Ob ich gleich die meisten hier angeführten Bücher aus der Fürstl. Wolfenbüttelischen Bibliothek zu Rathe ziehen, und darüber weitere Nachrichten ertheilen könnte, so würde mich dieß doch hier zu weit führen, und doch am Ende nur Stückwerk bleiben. Wer eine vollständige Litteratur des Schachspiels sammeln wollte, welches sich der Mühe wohl verlohnen möchte, der müßte dabei das von dem Engländer Twiß zu London 1787 und 89, in zwei Oktavbänden herausgegebene Buch: Chess, zu Rathe ziehen, worin nicht nur eine Menge unterhaltender Anekdoten, das Schachspiel betreffend, sondern auch ein zahlreiches und ziemlich vollständiges Verzeichniß der ältern und neuern Schriften über dieses Spiel enthalten ist.

Schauspieler und Schauspielkunst.

Es muß nicht wahr seyn, daß die Schauspieler der Alten beständig unter der Larve gespielt haben. Denn wie könnte Seneka (Epist. XI.) sonst sagen: Artifices scenici, qui imitantur affectus, qui motum et trepidationem exprimunt, qui tristitiam repraesentant,

hoc indicio imitantur verecundiam: deiiciunt vultum, verba ſubmittunt, figunt in terram oculos et deprimunt, ruborem ſibi exprimere non poſſunt; nec prohibetur hic, nec adducitur. — Man dürfte zwar vielleicht ſagen, daß artifices ſcenici hier die Pantomimen wären; aber wie paßt ſich das verba ſubmittunt auf die Pantomimen?

Aus allem, was man von dem Theater der Alten, und beſonders von ihren Masken weiß, ſcheint doch die Allgemeinheit derſelben zu erhellen. Auch ließe ſich die angeführte Stelle des Seneka wohl von verlarvten Schauſpielern erklären, die doch die Augen frei behielten, und folglich dieſelben ſtarr auf etwas heften oder niederſchlagen, und ſo auch das Geſicht zur Erde niederbeugen konnten. Artifices ſcenici ſind ohne Zweifel Schauſpieler überhaupt. So ſagt Quintilian, L. XI. c. 3. „Itaque in iis, quae ad ſcenam componuntur fabulis, *artifices* pronuntiandi a perſonis quoque affectus mutuantur, etc.“ Man leſe die ganze Stelle nach; ſo wird man finden, daß in ihr den Schauſpielern faſt noch mehr leidenſchaftlicher mimi-

scher Ausdruck, als in der Stelle des Seneka, beigelegt wird. Zugleich aber wird darin die Art und die Möglichkeit dieses Ausdrucks bestimmt, nämlich durch den in den Gesichtszügen der Maske ausgedrückten Charakter, der, wie man weiß, auf jeder Seite anders war. Uebrigens sind die Untersuchungen des du Bois, Boindin, Ficoroni u. a. über die Masken der Alten bekannt.

Schifsbau. Ums Jahr 1691 that ein Engländer William Petty einen Vorschlag zu einem Schiffe, von einer ganz neuen Bauart, und ließ auch wirklich ein Modell davon bauen, mit welchem im gedachtem Jahre auf der Themse Versuche angestellt wurden. Die Beschreibung davon finde ich in The Young Student's Library, by the Athenian Society, p. 208. — Das Wesentlichste von der Struktur war, daß es aus zwei kleinen Schiffen bestand, welche durch eine Platform mit einander verbunden waren, so, daß zwischen beiden Schiffen das Wasser einen freien Durchlauf hatte. Die Vortheile, welche Petty davon

verſprach, waren: 1) eine weit größere Geſchwindigkeit, da es zwei oder dreimal ſo viel Segel führen könne, als ein andres Schif, und dabei keinen Ballaſt brauche; 2) daß es nicht ſo leicht umſchlagen, und gar nicht ſinken könne; jenes, weil das Waſſer unten dazwiſchen durchſtröme; und dieſes aus dem nämlichen Mangel des Ballaſtes; u. ſ. f. Wegen des doppelten Kiels wollte man dieſem Schiffe den Namen *Gemini* geben. Ich finde aber nicht, daß man weiter auf dieſe Vorſchläge geachtet habe.

Der Kiel jedes dieſer beiden Schiffe ſollte, nach der am angef. O. gegebenen Beſchreibung, achtzig Fuß lang, in der Dicke mit der Platform nur zwei und dreißig Fuß, und die Höhe vom Kiel bis zur Platform vierzehn Fuß ſeyn. Als Kriegsſchif gebraucht, ſollte es funfzig Kanonen, zweihundert Mann, und zweimonatliche Proviſion halten. Zu den angezeigten Vortheilen werden auch noch die gerechnet, daß es wegen der vielen geraden Bretter des Kiels nicht ſo leicht mit ſeiner ganzen Laſt zu Grunde ſinken, nicht mit dem Vordertheile unter Waſſer ſeyn,

und der Mast im Sturm viel leichter nachgeben würde. Hiezu kämen manche andre, dort hergezählte, Vortheile; nur wird dabei ein zu leichtes Zerbrechen des Schiffes und die Zertheilung der beiden Schiffe, woraus es besteht, durch die Gewalt der Wellen in dem Zwischenraume, befürchtet, dem jedoch der Erfinder vorgebeugt zu haben versprach. Den Namen *Gemini* hatte man diesem Schiffe freilich Anfangs bestimmt; es wurde aber, wegen der Ungewißheit des Erfolgs, Experiment genannt.

Schmidt. Der Wertheimische Bibelübersetzer. — Nach seiner Achtserklärung hat er sich lange Zeit in Altona aufgehalten, unter dem Namen Schröder, in dem Hause eines Menoniten, wo er von der Unterstützung verschiedner Freunde in Hamburg, und von seinen Arbeiten lebte. Hier übersetzte er des Spinoza Sittenlehre, mit Wolf's Widerlegung, die Frauenzimmer-Apotheke, Arbuthnot von Speisen, und Kantemir's ottomanische Geschichte. Endlich kam er durch Hrn. v. Stüven nach Wolfenbüttel, wo er eine kleine Pen-

ſion von dem Herzoge genoß, und in der Stille ſeine Ueberſetzung des alten Teſtaments vollendete. Das Manuſkript davon beſitzt der Herzog; und es ſollen die gedruckten Bücher Moſis darin ſehr verbeſſert, und die Anmerkungen um Vieles verkürzt ſeyn. Er ſtarb um 1749. Auch die Hofmanniſche Ueberſetzung vom Antonin hat er ganz umgearbeitet, ſo, daß ſie nach der letzten Ausgabe mehr ſeine, als Hofman's Arbeit zu nennen iſt.

Vergl. Jöcher's Gel. Lexikon, im Artikel, Joh. Lorenz Schmid, B. IV. Sp. 297; und J. N. Sinnhold's Hiſtorie der verrufenen ſogen. Wertheimiſchen Bibel; Erfurt, 1739. — Leſſing gedachte dieſes Mannes in ſeinen Beiträgen zur Geſchichte und Litteratur, III. S. 198, um auf ihn die, von L. freilich nicht gehegte, Vermuthung zu ziehen, daß er Verfaſſer der bekannten Fragmente geweſen ſey. Er ſagt da von ihm, daß er in Wolfenbüttel, unter dem Schutze eines einſichtsvollen und gütigen Fürſten, die Duldung gefunden habe, welche ihn die wilde Orthodoxie lieber in ganz Europa nicht hätte finden laſſen. Ob, und wo die Hand-

schriften von der Vollendung und Verbesserung seiner Bibelübersetzung vorhanden sind, weiß ich nicht anzugeben. In der herzogl. Wolfenbüttelischen Bibliothek aber sind sie nicht. — Auch habe ich in Wolfenbüttel, wo dieser Schmidt sehr eingezogen, und gleichfalls unter dem Namen Schröder lebte, keine weitere Nachrichten von ihm auftreiben können, als daß er daselbst zuletzt den Charakter eines Hofmathematikus gehabt, und 1749 den 20sten December gestorben ist, wie aus der Vorladung seiner Erben und Gläubiger in den Braunschw. Anzeigen v. J. 1750, Sp. 55, erhellt.

Schönheit. Der körperlichen Schönheit, besonders der Gesichtszüge, kann von den Wehmüttern und Ammen nachgeholfen werden. Dieß bemerkt schon Hippokrates, Lib. de Aeribus etc. Sect. 35, wo er sagt, daß die Scythen die langen Gesichter geliebt, und sie ihren Kindern durch den Druck zu geben gesucht haben. Wenn dieß also ein wahres Kennzeichen der Scythen ist, so wäre die Frage, ob der Mahler es wohl beibehalten dürfe, und

TAYLOR INST.

wie weit, ohne ſeine Kompoſition häßlich zu machen?

Auch Lemnius de occultis Naturae Miraculis etc. Lib. IV. c. 18, redet von Müttern, die der Schönheit ihrer neugebornen Kinder auf alle Weiſe nachzuhelfen ſuchen; und darunter auch, daß ſie ex glaucis ſeu caeſiis oculis nigros efficiunt, copioſo lactis uſu, ac potiſſimum, ſi nutrix calidae naturae exiſtat, ipſeque infans in loco opaco ac ſubobſcuro contineatur.

Hippokrates bemerkt am angef. Orte (Opp. ed. *Foëſii*, Frf. 1624. fol. p. 289.) daß die Makrokephalen, eine Völkerſchaft, deren auch Plinius, L. VI. c. 4. erwähnt, und die zu den Scythen gehört zu haben ſcheinen, ſich durch die Länge ihrer Köpfe, wovon ſie auch den Namen erhalten, von allen andern Völkern unterſcheiden. Anfänglich, ſagt er, habe man dieſe Länge der Köpfe, weil man darin einen Adel und Vorzug geſetzt, abſichtlich dadurch zu erhalten geſucht, daß man ſogleich nach der Geburt des Kindes den Kopf deſſelben in die Länge gedrückt, gezogen und gebunden habe;

mit der Zeit aber sey dieß nicht mehr nöthig gewesen, weil die Natur selbst den Kindern dergleichen Köpfe gegeben habe. Hier ist die ganze Stelle: Και ὁκοσα μεν ὀλιγον διαφερει των ἐθνεων, παραλειψω, ὁκοσα δε μεγαλα ἡ φυσει ἡ νομῳ ἐρεω περι αὐτων, ὡς ἐχει. Και πρωτον περι των μακροκεφαλων. τȣτεων γαρ ὀυκ ἐςιν ἀλλο ἐθνος ὁμοιως τας κεφαλας ἐχον ȣ̓δεν. την μεν γαρ ἀρχην ὁ νομος αἰτιωτατος ἐγενετο τȣ μηχȣς της κεφαλης· νυν δε και ἡ φυσις ξυμβαλλεται τῳ νομῳ. τȣς γαρ μακροτατην ἐχοντας την κεφαλην γενναιοτατȣς ἡγεονται. ἐχει δε περι νομȣ ὡδε. Το παιδιον ὁκοτων γενηται, ταχιςα την κεφαλην αὐτεȣ ἐτι ἁπαλην ἐȣσαν μαλακȣ ἐοντος, ἀναπλησσουσι τησι χερσιν και ἀναγκαζȣσιν ἐς το μηκος αὐξεσθαι, δεσματε προςφεροντες, και τεχνηματα ἐπιτηδεια ὑφ᾽ ὡν το μεν σφαιροειδες της κεφαλης κακȣνται, το δε μηκος αὐξεται. αὐτος την ἀρχην ὁ νομος κατειργασατο, ὡςε τοιαυτην την φυσιν γενεσθαι. τȣ δε χρονȣ προιοντος ἐν φυσει ἐγενετο, ὡςε τον νομον μηκετι ἀναγκαζειν.

Wegen der Sache selbst habe ich einen meiner Freunde, den in der Entbindungskunst so gelehrten als erfahrnen Hrn. Hofrath und Leib-

arzt Sommer befragt, und von seiner Güte folgende Bemerkungen erhalten:

„Daß der Kopf eines so eben gebornen Kindes, ohne Nachtheil seines Lebens und seiner Gesundheit, eine Veränderung in Absicht seiner Gestalt erleiden könne, glaube ich wohl behaupten zu dürfen; allein, nur unter gewissen Bedingungen ist dieses als möglich anzunehmen. Es ist bekannt, daß der Kopf eines neugebornen Kindes aus mehrern Knochen besteht, welche vermittelst der sogenannten Näthe zusammenhangen. Zwischen beiden Seitenbeinen und dem Stirnbeine sind die Winkel dieser Knochen abgerundet, und machen eine daumenbreite viereckige Stelle aus, welche die große oder vordere Fontanelle genannt wird. Eine weit kleinere, durch Knochen nicht bedeckte Stelle ist zwischen den Seitenbeinen und dem Hinterhauptbeine, und heißt die kleine oder hintere Fontanelle. Alle Näthe und Fontanellen tragen dazu bei, daß die Knochen des Kopfes, der etwas größer ist, als die Beckenweite, bei der Geburt sich über einander schieben, und also der Kopf dadurch, wo nicht kleiner, doch länger werde, und sich also nach der Oefnung, durch welche er gehen soll, ziehe. In Smellie's Tafeln fin-

det man dieſen Umſtand bei natürlichen Geburten, und alſo bei recht ſtehendem Kopfe, imgleichen bei widernatürlichen Lagen des ins Becken eingeklemmten Kopfes, ſehr gut abgebildet. Dieſe Verlängerung des Kopfes wird auch durch die Levretiſche Zange bewirkt. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß die den Kopf verlängernde Gewalt nicht zu lange auf dieſen Theil wirken dürfe; es würde ſonſt das Leben des Kindes zu viel Gefahr laufen. Wenn es alſo beim Hippokrates von den Scythen heißt, daß ſie mit den Händen, durch Binden, und andre Künſte, den weichen und zarten Kopf des Kindes verlängert, und alſo daraus die macrocephalos gebildet haben; ſo finde ich wenigſtens nichts Unglaubliches hierin. Die Scythen haben vielleicht den langen Köpfen eine Schönheit beigelegt, die wahrlich ſehr relativ iſt, ſo wie der Sineſer ſolche in kleine Füße ſetzt. Aber darin kann ich Hippokrates nicht beipflichten, wenn er behaupten will, daß von einem ſolchen erkünſtelten Makrokephalus ein Makrokephalus erzeugt werde, und ſo die ganze Nation dieß Abzeichen bekomme. Ueberhaupt ſcheint es mir noch nicht beſtimmt zu ſeyn, ob der Kopf der Scythen gegen den Scheitel, oder

gegen das Hintertheil zu verlängert gewesen sey. Das aber sehe ich wohl ein, daß eine jede Verlängerung des Kopfes eines Kindes durch ein gleich drückendes, sanftes und anhaltendes Binden des Kopfes, das noch länger, als bis zum Anwachsen der Näthe und Fontanellen fortgesetzt worden, habe geschehen müssen."

Angenommen also, daß die Länglichkeit der Gesichter ein charakteristisches Abzeichen der Scythen, und besonders der Makrokephalen war; so würde der Mahler, der diese Völkerschaft in seinem Gemählde auch durch das Eigenthümliche dieser Form andeutete, meiner Meinung nach, eben so wenig fehlen, als in dem Ausdrucke der charakteristischen Bildung der Aegypter, Chineser, u. s. f. wenn man auch, mit Lessing im Laokoon, die Schönheit als das höchste Gesetz des bildenden Künstlers annimmt. Bis zur Häßlichkeit aber dürfte freilich diese Abweichung von den schönen und gewöhnlichen Verhältnissen der Kopfbildung nicht getrieben werden. Und überhaupt hat Burke, wie ich glaube, in s. Philosoph. Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful (4th. Edit. Lond. 1764. gr. 8.) P. III. Sect. IV. sehr gründlich gezeigt,

daß Verhältniß nicht die Ursache der Schönheit in der menschlichen Körperbildung, und daß folglich das Gegentheil der Schönheit nicht Mißverhältniß und Mißgestalt, sondern Häßlichkeit sey.

Grillen von der Art, wie die vom Lemnius angeführte, findet man in den ältern physischen und medicinischen Schriften die Menge.

Michael Scotus. *Michael Scotus*, illustris astrologus, schreibt Joh. Matthäus, (de rer. invent. p. 38.) galeae ferreae usum invenit. Und p. 44. nochmals: Galeam ferream excogitavit *Michael Scotus*, insignis astronomus.

Ich weiß nicht, was ich aus dieser Nachricht machen soll. Es ist wahr, cassis und galea wird bei den Alten unterschieden; und zwar, wie Isidorus (XVIII, 14.) will: *cassis* de lamina est, *galea* de corio. Indeß finden sich doch auch schon bei den Alten eiserne galeae. Diodorus sagt (B. V.) daß die Gallier eherne gehabt: aeneis utuntur galeis cum magnis appendicibus ad prolixam

oſtentationem factis. Doch, das ſind eherne, und nicht eiſerne, wird man ſagen. So beruf' ich mich auf den Plutarch, welcher in dem Leben des Kamillus ſagt: fabricatus eſt militibus ſuis galeas, plerasque totas ferreas, et leves in ambitu, ut gladii aut laberentur in iis, aut frangerentur.

Wollen wir alſo ſagen: daß die eiſernen Helme in den mittlern Zeiten wieder aus dem Gebrauche gekommen, und daß ſie Scotus von neuem erfunden habe?

Scotus lebte im 13ten Jahrhunderte, und war ein großer Liebling des Kaiſers Friedrichs II. Die Schriftſteller, welche Bayle über ihn anführt, und andre, dürften nachzuſehen ſeyn, ob ſich vielleicht einer darunter fände, aus welchem Matthäus ſeine Nachricht genommen hätte, oder welcher auf die Quelle dieſer Nachrichten führen könnte. Es verlohnte ſich auch der Mühe, die Werke des Scotus ſelbſt desfalls durchzublättern.

Plinius (L. VII. c. 56.) ſchreibt die Erfindung der Helme überhaupt den Lacedämoniern zu. Daß die eiſernen Helme ſchon bei den Alten,

Alten, wenigstens bei den Römern, üblich gewesen sind, davon ließen sich viele Beispiele anführen; z. E. aus dem Plutarch im Leben des Kamillus und Krassus, u. a. m. wo ausdrücklich noch das margianische Eisen, als dazu gebraucht, angeführt wird. Was aber Matthäus mit der dem Michael Scotus beigelegten Erfindung sagen wolle, getraue ich mir nicht zu errathen. Seine Angaben sind überhaupt zu unzuverlässig; und ich gestehe, daß mir die Sache selbst nicht interessant genug ist, um ihr weiter auf die Spur zu gehen.

Nic. Seeländer. Dessen zehn Schriften vom deutschen Münzwesen mittlerer Zeit sind zu Hannover gedruckt. Sie sind merkwürdig wegen der vorangesetzten Nachrichten, was er für die Dedikation einer jeden derselben bekommen, und was ihm die Verschenkung der Exemplare sonst eingetragen hat. (S. Freimüthige Nachrichten; Erster Jahrgang, S. 129.)

Füeßlin führt diesen Nikolaus Seeländer als einen Stahlschneider, von Erfurt gebürtig an, der um 1711 an dem Hofe zu Han-

nover gelebt habe. In den Hamburgischen Berichten v. J. 1744 finde ich S. 809 seinen im gedachten Jahre zu Erfurt erfolgten Tod angezeigt, und es wird von ihm gesagt, daß er, ohne eigentliches Studiren, sich nicht nur viele Kunstfertigkeit, sondern auch viele Kenntnisse der Alterthümer, besonders alter deutscher Münzen, erworben, und von den letztern viele in Kupferstichen geliefert habe. Auch in Flad's berühmtem Medailleur, S. 29, und in der Sammlung berühmter Medailleurs (Nürnb. 1778. 4.) S. 91, wird er rühmlich erwähnt. Ein Verzeichniß seiner numismatischen Schriften s. in *Hirschii* Biblioth. Numar. p. 117. f. Seine oben gedachten zehn Schriften von deutschen Münzen mittlerer Zeiten, mit einigen historischen Erläuterungen erklärt, und in dreizehn Kupferplatten vorgestellt, erschienen zu Hannover, 1743. 4. Sie sind sämtlich als Zueignungsschriften abgefaßt, und nach der Vorrede, die bloß aus den Worten: Vino vendibili non opus est suspensa hedera, besteht, preist er die Freigebigkeit seiner Mäcenaten bei dem ehemaligen einzelnen Abdrucke derselben, wobei er aber auch das Ausbleiben der Belohnungen, oder gar der Antworten, nicht verschweigt. Selbst die Ge-

schenke derer, denen er bloß Exemplare seiner Schriften zusandte, werden nicht übergangen.

Sehen. Auch der Sinn des Sehens hat mancherlei Sonderbarkeiten. So liest man von einem, der sich der Nase statt eines Sehrohrs bediente, in *Laur. Scholzii* Epikt. Medicinal. ep. 75. 76. — Von Leuten die im Finstern gesehen, s. *Tho. Bartholinus* de Luce Animalium, L. I. c. 14. — Von einem, auf den die Erblickung gewisser Dinge sonderbare Wirkung gehabt: cui, viso antimonio statim laxatus alvus fuerat. V. *Bartholin.* Cent. 5. Hist. Anatom. 6. — Auch hat es fanatische Seher gegeben; z. E. Lepp, der Narr des Tycho de Brahe. S. *Gassendi* de vita *Tychonis*, L. VI. — Joseph Burrus; s. *Bartholin.* de Luce Animal. L. III. c. 8. — Und von den isländischen Sehern überhaupt, Acta Hafniens. Vol. II.

Manche haben sich den Mangel des Gesichts durch andre Sinne zu ersetzen gewußt; wie Joh. Vermaasen, der die Farben durchs Ge-

fühl unterscheiden konnte. S. Experiments and Conf. touching Colours, by *Rob. Boyle*, p. 42. *Leibnit.* in Hypoth. nova physica, n. 31. — Ein andrer Blinde konnte in der Karte spielen. V. *Digbaeus* de Natura Corporum, c. 28. n. 7.

Eine Nachricht von dem gelehrten blinden Mädchen, Esther Elisabeth von Waldkirch, und der Art und Weise, wie sie ihr Vater schreiben lehrte, s. im Journal des Savans, a. 1680. p. 115.

Fast alles dieses ist aus Morhof's Abhandlung de Paradoxis Sensuum, cap. 2, excerpirt, wo man noch mehrere Merkwürdigkeiten dieser Art beisammen findet.

Die Waldkirch war Tochter eines Kaufmanns von Schaffhausen, der zu Genf lebte, und damals 19 Jahr alt. Durch eine seit dem zweiten Monat ihres Lebens gehabte Augenkrankheit war sie blind geworden; dennoch aber von ihrem Vater zu vielen Kenntnissen angeleitet, so, daß sie vollkommen und gleich fertig Französisch, Deutsch und Latein verstand, mit ihrem Vater gewöhnlich lateinisch, mit ihrer

Mutter französisch, und mit Deutschen deutsch redete. Die Bibel wußte sie fast ganz auswendig; auch verstand sie sich auf die Philosophie, aufs Spielen der Orgel und der Violine; am bewundernswürdigsten aber war es, daß sie von ihrem Vater schreiben gelernt hatte. In ein Brett nämlich hatte dieser alle Buchstaben recht tief eingraben lassen, so, daß sie die Figur derselben mit den Fingern fühlen, und ihren Umriß mit einem Bleistift so lange umziehen mußte, bis sie sie nachzumahlen geübt genug war. Ihr Papier spannte man ihr in eine Art von Rahmen, wodurch ihr auch zugleich zum Geradeschreiben der Zeilen die Hand geführt wurde. Auf diese Art schrieb sie zum öftern Briefe an ihre Freunde.

Seiltänzer. Vom Ursprunge der Seiltänzer s. den Abbé Descamps in seiner Diss. sur une Médaille grecque d'Antonin Caracalla, qui représente en revers des Spectacles & Jeux publics fort particuliers. Vergl. *Journ. des Sav.* a. 1677, p. 309.

Von ausserordentlichen Seiltänzern, besonders von zwei Türken, s. *Cardan.* de Subtili-

tate, L. XVI, p. 637, Opp. — Sie stiegen an sehr steile Seile hinauf, und auch wieder herab. Man merkte, daß sie sich mit dem großen Zehen an dem Seile fest hielten.

Die Bande von Seiltänzern, Bereutern, und starken Männern, welche Nicephorus Gregoras L. VIII, c. 10, beschreibt, war aus Aegypten, und zog in der ganzen Welt herum. Es waren vierzig Personen, wie sie auszogen, und schon in Konstantinopel keine zwanzig mehr. Die übrigen waren alle bei ihren Kunststücken verunglückt. Auch machten sie eben nichts außerordentliches; und ich habe wohl noch geschicktere Leute, besonders Bereuter, in dieser Art gesehen. Sie giengen von Konstantinopel durch ganz Europa, und kamen bis in das äußerste Ende von Spanien.

Die von dem Abt Decamps erklärte Münze ist von den Cyzicenern auf den Kaiser Karakalla geprägt worden, und eins der seltensten Stücke im Königl. Kabinete. Er hält die Vorstellung des Revers für Spiele der Seiltänzer (funambuli) welches allerdings in der im Journal des Sav. mitgetheilten Abbildung ziem-

sich wahrscheinlich wird; und er glaubt, die Cyzicener hätten dadurch das Andenken einer Kunst stiften wollen, die entweder von ihnen erfunden, oder doch bei ihnen sehr üblich gewesen wäre. Zum Beweise davon beruft er sich auf einen ungenannten griechischen Geographen, der unter den Kaisern Konstans und Konstantius lebte, und von jener Völkerschaft unter andern bemerkt, daß sie ungemein viel Anlage zu körperlichen Uebungen gehabt, und sich vornehmlich im Tanzen und in Sprüngen auf dem Seile hervorgethan hätte.

Was er von dem Ursprunge, oder vielmehr von den ersten Spuren der Seiltänzer sagt, verdient hier einen Auszug, weil es wenigstens zu weitern Untersuchungen Anlaß geben kann. Genau, sagt er, ist die Zeit ihrer ersten Entstehung nicht anzugeben. Im ersten Jahrhundert nach C. G. sah man auf dem Seile tanzende Elephanten in den floralischen Spielen zur Zeit des Galba, wie Sueton im Leben dieses Kaisers anführt. (Die Stelle ist c. 6. „Honoribus „ante legitimum tempus initis, praetor com„missione ludorum Floralium, novum specta„culi genus, elephantos funambulos, edidit.") Auch Nero ließ dergleichen ihre Künste bei den

Spielen machen, welche er ſeiner Mutter Agrippina zu Ehren anſtellte. Man findet ſie auch in den Spielen der Gladiatoren zur Zeit des Germanikus; und Flavius Vopiſkus ſagt, daß man im dritten Jahrhunderte, zur Zeit des Karinus und Numerianus, ſeiltanzende Elephanten in den römiſchen Spielen gehabt habe. Auch führt Julius Kapitolinus als ein Beiſpiel von der frommen und mäßigen Geſinnung Antonin's bei einem ſolchen Schauſpiele von Seiltänzern an: poſt puerorum lapſum culcitras ſubjici juſſit. Der Abt Decamps beruft ſich noch auf mehrere geiſtliche und weltliche Schriftſteller, welche in den vier oder fünf erſten Jahrhunderten der Seiltänzer erwähnen; aber auch ſchon weit früher, zur Zeit des Terenz, erſchien ein Seiltänzer auf der Bühne, als man die Hecyra ſpielte, wie in dem Prolog dieſes Stücks geſagt wird:

— — — — haec cum data eſt
Nova, novum intervenit vitium et calamitas,
Ut neque ſpectari, neque cognoſci potuerit:
Ita populus ſtudio ſtupidus in funambulo
Animum occuparat.

Auch Horaz ſpielt in der erſten Epiſtel des

zweiten Buchs auf die Seiltänzer an *); und Akron sagt bei dieser Gelegenheit, daß der Redner Messala, der mehr als 160 Jahre vor C. G. lebte, zuerst das lateinische Wort funambulus, statt des Griechischen σχοινοβατης, eingeführt habe. Hr. D. glaubt daher, daß die Seiltänzer in Griechenland schon bald nach Einführung der Schauspiele aufgekommen sind, weil diese anfänglich nichts anders gewesen wären, als Sprünge und Tänze auf Schläuchen, wie Virgil sagt **):

— — — atque inter pocula laeti
Mollibus in pratis unctos saliere per utres.

*) Es sind die bekannten Verse; v. 210 ff.

Ille per extentum funem mihi posse videtur
Ire poeta, etc.

Es steht aber in Akron's Scholie zu dieser Stelle keine Sylbe von dem, was D. darin gefunden haben will; sondern man findet sie in der zu L. I. Sermon. X. v. 25.

**) Georg. L. II. v. 383 f. wo von den Fröhlichkeiten bei den Bacchusfesten die Rede ist, zu welchen dergleichen, auch oft auf Kunstwerken vorkommende, Tänze freilich gehörten, aber die doch wohl weniger, als der damit verbundene Gesang, zur Entstehung des Schauspiels Gelegenheit gaben.

Die Griechen, meint er, die alle ihre Erfindungen gar bald vollkommner machten, wären von dergleichen Sprüngen auf Schläuchen gar bald zum Springen auf dem Seil übergegangen. Und vermuthlich wären die Seiltänzer in Griechenland schon gegen die Zeit des Ikarius, eines Sohns des Erigenes oder Dionysos, d. i. Bacchus, eingeführt worden, weil jener die Schauspiele mit eingeführt habe, die anfangs ländlich waren, und die Theseus in der Folge nach Athen brachte. Die Römer hätten sie hernach von den Griechen, als zu den übrigen Schauspielen gehörig, erhalten. — Daß auch die Seiltänzer, wie andere Schauspieler, gewisse Preise und Belohnungen erhalten, beweist ihm eine Stelle aus dem Alexander ab Alexandro: Constat, non ludiones modo, sed elephantos, et eos, qui in certaminibus fortiter quid aut dignum laude gessissent, a populo donari collatione stipis et assibus. Zu Rom, glaubt er, wären die Seiltänzer unter dem Konsulate des C. Sulpitius Peticus und des C. Licinius Stolo aufgekommen, die in Rom die ersten Schauspiele einführten, welche man anfänglich auf der Insel des Tibris spielte, und die hernach von den Censoren, Messala

und C. Cassius auf dem Theater gegeben wurden. Petronius redet davon in folgenden Versen *):

Stuppea supposita tenduntur vincula ligni,
Quae super aërius praetendit crura viator,
Bracchia distendens gressum per inane gubernat,
Ne lapsa e gracili planta rudente cadat.
Ecce hominis cursus funis et aura regunt.

Selbstmord. „Hoc quosdam egit ad mortem, quod, proposita saepe mutando, in eodem revolvebantur, et non relinquerent novitati locum. Fastidio illis esse coepit vita, et ipse mundus; et subiit illud rabidarum deliciarum: *Quousque eadem?*“ *Seneca*, de Tranquill. c. 2.

*) Unter den Epigrammen nämlich, die dem Petron beygelegt werden. — Auch beim Manilius, L. V. v. 681 ff. kommt die Beschreibung eines Seiltängers vor, die hier an ihrer Stelle seyn wird:

In praerupta dabit fastidia, vendetque periclo
Ingenium, ac tenues ausus fine limite gressus
Certa per extentos ponet vestigia funes;
Ac coeli meditatus iter, vestigia perdet
Paene sua, et pendens populum suspendet ab ipso.

Warum mag Cardanus den Trieb, sich selbst umzubringen, *amorem heroicum* nennen? — Lib. de vita propr. c. VI. „Laboravi interdum etiam amore heroico, ut me ipsum trucidare cogitarem; verum talia etiam aliis accidere suspicor, licet hi in libros non referant.“

Die Melancholie, atra bilis, heißt *affectio heroica*, weil sie der größten Leute, und der Helden aller Art, gewöhnliches Antheil sey. S. *Portae* Physiognom. L. I. c. 8.

Klassisch möchte der vom Cardan so gebrauchte Ausdruck nun wohl freilich nicht seyn; ob man gleich bald sieht, daß amor hier so viel, als eine heftige, übermächtige Leidenschaft bedeute, die den Selbstmord als Heldentod ansieht. Auch ist bekannt, daß die Mythologie der Alten einen Amor als Sohn des Erebus und der Nacht angiebt, und diesem die Erregung böser Begierden und verderblicher Leidenschaften beilegt. Boccaz, der von diesem Amor in s. Genealogia degli Dei, L. I. c. 16, redet, sagt am Schluß dieses Kapitels: meritamente, secondo l'opinione di *Cicerone*, lo chia-

metemo figliuolo dell' Erebo e della Notte, ciò è di cieca mente, e d' oſtinato petto. Percioche da queſto ſiamo guidati a mortale ingordigia d' oro. Da queſto a deſio crudele d' imperio; etc. — — Quello adunque (conſiderate dirittamente tutte le coſe) non *amore*, mà più propriamente devremmo chiamar *odio*. — Vergl. *Cic.* Tuſc. Qu. IV. 32, wo die dem Euripides nachgeahmten Verſe des Cäcilius angeführt werden, in welchen er vom Amor ſagt:

Cui in manu ſit, quem eſſe dementem velit,
Quem ſapere, quem ſanari, quem in morbum injici,
Quem contra amari, quem arceſſiri, quem expeti.

Servius. Manchmal bringt dieſer berühmte Ausleger Virgil's ſehr unzeitige Gelehrſamkeit an; z. E. *Aen.* L. VI. v. 8. Was iſt natürlicher, als daß die Schiffer, wenn ſie anlanden, zuerſt nach ſüßem Waſſer gehen? — pars inventa flumina monſtrat. Aber das iſt dem Servius zu geringe. Nach ihm, wei-

sen sie die entdeckten Flüsse nicht nach, damit ihre Gefährten daraus trinken und kochen können, sondern damit sich Aeneas darin reinigen möge. Indeß lehrt uns Servius, bei seiner so weit her gesuchten Gelehrsamkeit, doch etwas sehr schönes, nämlich, daß sich bei den Alten die vermeinte Verunreinigung bis auf die Gedanken erstreckte. Nicht nur, wer einen Leichnam berührte, ihn nur sah, war unrein; sondern auch der, welcher nur bloß mit irgend einer Bewegung daran dachte: qui funus agnoscebat.

Servius sagt nämlich zur Erklärung der angeführten Stelle: Sciendum, Aeneae monstrari ad expiandum se: nam funestatus fuerat morte Palinuri; non quod eum viderit, sed quod funus agnoverat et doluerat. In eo enim est pollutio, quod ait: *Casuque animum concussus amici*: nam ipsa inquinant, quae cognoscimus. Unde in Livio habemus, Horatium Pulvillum, cum Capitolium dedicare vellet, audisse ab inimico mortuum filium, et ne pollutus dedicare non posset, respondisse: Cadaver sit! — —

St. Severo. Unter den vielen Erfindungen, welche dieser, (vielleicht) noch lebende, neapolitanische Graf für die seinigen ausgiebt, und wovon man im letzten Monate des Journal Encyclopédique v. J. 1768 eine weitläuftige Nachricht findet, ist wohl manche ältere; z. E. die, den Marmor zu färben, und so darauf zu mahlen, daß es durch den ganzen Block dringt. Denn schon Lana in s. Prodromo, p. 164, spricht von diesem Geheimnisse, und hat sogar die ganze Prozedur bekannt gemacht.

C

Die vornehmsten Regeln, welche Lana hierüber giebt, sind folgende. Wenn man, sagt er, zwei weisse und recht harte Marmortafeln, besonders von carrarischen Marmor nimmt, und ein Bild auf Papier mit bloßer, gut mit Vitriol getränkter, Dinte zeichnet, es dann zwischen die beiden wohl geglätteten Marmortafeln legt, und sie so einige Monate an einem feuchten Orte liegen läßt, so wird man finden, daß die Dinte und die Züge des Bildes tief in den Marmor eingedrungen sind. — Will man aber ein vielfarbiges Gemählde in den Marmor einziehen lassen, so nehme man dazu Mineralfar-

ben, z. B. Grünſpan, Mennig, Bleiweiß, Zinnober u. dergl., und löſe ſie in Salzwaſſer auf, das mit Vitriol und deſtillirtem Harz, mit ein wenig Alaun, vermiſcht iſt. Mit dieſen Farben mahle man auf dem Papier, und verfahre dann auf die gedachte Art.

Noch glücklicher wird man hierin ſeyn, und die Farben werden noch tiefer eindringen, wenn man auf folgende Art verfährt. Man nehme 2 Unzen Scheidewaſſer, und eben ſo viel Königswaſſer, eine Unze Salmiak, 2 Drachmen von dem beſten Aquavit, einen Dukaten ſchweres Gold, und 2½ Drachmen von dem feinſten kapellirten Silber. Dann gieße man zwei Drachmen Scheidewaſſer auf das ſchon kalzinirte Silber, und laſſe es verdunſten; ſo erhält man ein Waſſer, deſſen Farbe erſt blau, und hernach ſchwarz wird. Alsdann ſchütte man das kalzinirte Gold in ein Probegläschen, gieße das Königswaſſer darüber, und ſetze es ſo lange beiſeite, bis es verdunſtet iſt; hernach verfahre man auf eben die Art mit dem Salmiak und Aquavit; ſo erhält man ein goldfarbiges Waſſer. Auf eben die Art ziehe man auch die Farben aus den übrigen Mineralien; mit dieſen Farben mahle man auf den weiſſen Marmor, und erneure das Gemählde,

mählde täglich durch frisches Auftragen des gefärbten Wassers, so wird mit der Zeit der ganze Marmorblock von dem Gemählde durchdrungen seyn.

Ueber die vorgeblichen Wunderdinge, welche der Graf oder vielmehr Prinz San Severo de Sangro in seinem Pallaste zu Neapel, zum Erstaunen leichtgläubiger Reisender, angebracht hatte, sehe man den von dem Grafen v. Lamberg in seinem Memorial d'un Mondain, p. 114 f. mitgetheilten Brief aus Grenoble von Hrn. Vallet, Ancien Lieutenant de Police, von dem sich auch die im Journ. Encyclopéd. mitgetheilte Notiz jener Wunderkünste herschreibt, die der Prinz selbst den ihn besuchenden Fremden austheilte, und die V. ins Französische übersetzte. J'avoue, sagt er in diesem Briefe, que je n'ai fait cette traduction que pour indiquer que dans les merveilles de ce palais il y a une quantité considérable de tours de main, qui ne sont employés avec faste, que pour en imposer à la crédulité du vulgaire. J'avoue encore que je suis étonné que ce Prince ne se fasse pas une gloire de détromper le public sur la palingénésie, etc. etc.

In Dr. Volkmann's hiſt. krit. Nachrichten von Italien, B. III. S. 94 ff. findet man eine ziemlich umſtändliche, meiſtens aus dem La Lande entlehnte Beſchreibung dieſes Pallaſtes, ſeiner Seltenheiten, und der Erfindungen des Prinzen San Severo. Von dieſem letztern heißt es daſelbſt, S. 96. „Der Prinz iſt überhaupt ein Herr von vielen Einſichten, der „durch unermüdeten Fleiß und viele Verſuche „manche Dinge neu erfunden, und andre verbeſſert hat.“ Dahin gehört eine Art von enkauſtiſcher oder elevdoriſcher Mahlerei; die Kunſt, Platten von mehrern Farben abzudrucken, auf Glas zu mahlen, die oben erwähnte Färbung des Marmors; u. a. m.

Siegelerden. Oder geſiegelte Erden; terrae ſigillatae. — „Wenn der Bolus geſchlemmt, in cylindriſche Kuchen gebracht, und geſiegelt wird, ſo nennt man ſie hernach geſiegelte Erden.“ (Vogel's Mineralogie, S. 31.) — Bolus aber heiſſen alle feinere Thonarten, ſie mögen eine Farbe haben, welche ſie wollen; nur müſſen ſie im Feuer ſich räthlich

breninen. Dieſes iſt das eigentliche Kennzeichen des Bolus; nicht aber ſein mediciniſcher Gebrauch, welcher, wie Vogel ſagt, ſehr willkührlich iſt, und nur bloß in der Einbildung beſteht; noch weniger ſein fettiges Gefühl, welches auch der Porzellanthon und die Walkerde hat.

Unter den Siegelerden iſt die Terra Lemnia die berühmteſte, welche auf der Inſel Lemnos, jetzt Stalimene, und zwar, wie Breuning (Oriental. Reiſe, S. 40.) ſagt, nur einmal des Jahrs, nämlich den 6ten Auguſt, mit großen Feierlichkeiten, „nicht weit von den „Ruinen der alten Stadt Epheſtiä, bei einer „Kapelle, Sotira genannt, gegraben wird; „welcher Ort oder Grube ſonſt das ganze Jahr „unerdffnet bleibt. Es iſt auch den Einwohnern bei Leib- und Lebensſtrafe verboten, dieſelbe außerhalb der Inſel zu diſtrahiren; ſie „wird nachmals mit des Türken Siegel bezeichnet, und nach Konſtantinopel gebracht.“ — Sonſt rühmt Breuning ihren Gebrauch ſehr wider Vergiftungen.

Bei Botſſard (de Divinat. p. 198.) finde ich, daß in den allerälteſten Zeiten das

Zeichen, welches auf die Terra Lemnia gedruckt worden, ein Bock oder eine Ziege gewesen sey, zum Andenken des Bocks und der Ziege, welche die Weiber zu Lemnos der Venus geopfert hätten, um vom bocksartigen Geruche befreit zu werden, mit welchem sie die Göttin bestraft hatte. Ja, die Siegelerde selbst sey in den folgenden Zeiten von den Priestern mit Blute von geopferten Böcken und Ziegen besprengt und vermischt worden. „Hicque mos perduravit multis seculis, ut testis est *Homerus*, *Herodotus* et *Dioscorides*. Tempore tamen *Galeni*, qui vivit floruitque sub tempore *Trajani*, *Antonini*, *Marci* et *Commodi*, sigillum hoc caprae jam defierat imprimi.“ Homer gedenkt der Insel Lemnos oft genug; aber der lemnischen Siegelerde wüßte ich nicht, wo? Auch Herodotus gedenkt zwar am Schlusse des sechsten Buchs der lemnischen Weiber, die ihre Männer, und auch einmal in folgenden Zeiten, der Kebsweiber, die ihre Männer mit den von ihnen gezeugten Söhnen umgebracht hätten; aber kein Wort von der lemnischen Erde. Dioskorides muß also der

eigentliche Währmann des Boissard seyn. Wie die Erde jetzt, unter der Regierung der Türken, gegraben werde, beschreibt Boissard eben daselbst, fast eben so, wie Breuning. Hephestiä, sagt er, heisse jetzt Cochino. Aus des *Petri Belonii* Obss. c. 22, hat er auch verschiedene runde Kuchen solcher Erde mit ihren Siegeln, welches arabische Charaktere sind, in Kupfer stechen lassen.

Der sel. Leske sagt von der Siegelerde, oder sogenannten lemnischen Erde (Linn. p. 201. A. lemnia) in seinem Auszuge aus Walerius Mineralsystem (Berl. 1781. gr. 8.) S. 44. ihre Heimath sey die Insel Lemnos; doch finde sie sich auch in der ungarischen Grafschaft Zemplin, und in einzelnen kleinen Stücken bei Striegau in Schlesien; sie heisse oft Bolus, sey aber von den Eisenthonarten, die auch Bole genannt werden, z. B. von dem armenischen Bolus, wohl zu unterscheiden. Zu den besonders charakteristischen Kennzeichen derselben gehöre der muschliche Bruch, der Glanz, den sie durchs Anfühlen und durch den Strich bekomme, daß sie sehr weich und leicht ist, wie auch, daß sie im Wasser mit Knistern zerspringt.

Uebrigens verdiene sie mehr den Namen eines Steins, als einer Erde.

Hr. Leibarzt Brückmann, den ich darüber befragte, hatte die Freundschaft, mir folgende Bemerkung mitzutheilen: „Alle diese Arten von Erden sind mehr oder weniger reine „Thonarten; und die gefärbten, als gelbliche, „braune, rothe, u. dgl. sind durch Eisenocher „von der Natur gemischt und gefärbt. — Zu „innerlichen Arzeneien werden sie nicht mehr „gebraucht, weil sie unser Magen schwer, oder „gar nicht, auflöset; und der Aberglaube, „welcher sie ehemals vorzüglich als ein Gegen„gift empfahl, hat sich verloren. Jetzt nimmt „man sie nur noch unter einige Pflaster. Doch „ist ihr eigentlicher Nutzen, daß man Gefäße „daraus brennt, die noch größtentheils unter „der Benennung der Terra Sigillata vor„kommen. — Noch vor einiger Zeit erhielt ich „einige dergleichen rothe Gefäße aus einer Erde „von Estremas in Alentejo in Spanien, „Bucaros de Barro genannt. Diese sollen, zu „Pulver gestoßen, auf Krebs- und andre sonst „unheilbare Geschwüre gestreuet, ihre Heilung „bewirken. Auch sollen die spanischen Damen „diese an der Sonne gebackne Erde zum Wohl-

„schmack kauen und essen, und sie ihrer Gesund„heit zuträglich halten.“ — —

Es würde mich zu weit führen, wenn ich auch nur das vornehmste von dem, was mehrere Mineralogen und Naturhistoriker über die Siegelerde haben, hier ausziehen, oder auch nur kurz anführen wollte. Das meiste historische davon, welches zu dem obigen Artikel gehört, finde ich in *Mich. Mercati* Metallotheca Vaticana, (Rom. 1719. fol.) p. 8 ff. wo ein eignes Kapitel, de Lemnia Terra, vorkommt; wovon ich hier nur das Erheblichste ausziehen will. Galen (L. I. de Antidot. c. 2.) nennt diese Erde σφραγίς, welches man durch terra sigillata übersetzt hat; beim Avicenna heißt sie lutum sigillatum; von einigen wurde sie auch, wie Galen (L. IX. Simplic.) bemerkt, Miltos i. e. rubrica Lemnia genannt; obgleich dieser Name ihr nur sehr uneigentlich zukommt, wie Salmasius in s. Exercitt. Plin. ad. Solin. zu der Stelle des Plinius (L. XXXV, c. 6.) bemerkt, die ich ganz hersetzen will: Rubricae genus in ea (sinopide) voluere intelligi quidam secundae auctoritatis. Palmam enim *Lemniae* dabant, minio proximam. Haec est multum antiquis celebrata, cum insula, in qua nascitur. Nec

nisi *signata* venundabatur; unde et *sphragidem* appellavere. Hac minium sublimunt adulteranteque. *In* medicina, praeclara res habetur *etc.* — Uebrigens erinnert Lancisi in s. Anmerkungen beim Mercati, daß Bellonius (Pierre Bellon oder Belon) in der Absicht, diese Erdart zu untersuchen, nach der Insel Lemnos geschifft sey, und daher die Geschichte der Lemnischen Erde, in s. Obss. L. I. c. 22, am genauesten erzählt habe. Unter andern bemerkt er, daß auf dem Siegel, womit heutiges Tages die runden Kuchen von dieser Erde bezeichnet werden, die beiden Worte *Tin imaohton* mit arabischer Schrift stehen, die soviel als gesiegelte Erde bedeuten; und daß die Farbe bald dunkelroth, bald fleischfarbig, bald weißlich sey.

Mehrere Beschreiber dieser Erde z. B. Savary, Bomare, u. a. haben einander das nachgesagt, was Lessing oben aus dem Boissard anführt, daß schon Homer und Herodot der lemnischen Erde, und der feierlichen Gebräuche erwähnen, mit welcher sie zu Lemnos sey ausgegraben und gesiegelt worden. Keiner aber weist die Stellen nach, wo beide Schriftsteller ihrer gedachten; und es möchte auch wohl

vergebens seyn, sie aufsuchen zu wollen; wenigstens ist mir dieß so wenig als L. [geglückt. Zwar wie Hömer hier angezogen werde, glaube ich aus dem, was Lancisi am angef. A. noch über die Siegelerde bemerkt, vermuthen zu können. Mercati nämlich sagt: Quin etiam quod Lemniae terrae Sphragidos color loturae carnis similis fuerit, ex hoc in primis testimonio facillime comprobari potest, quoniam Dioscorides sanguine hircino, vel caprino conformari credidit: quod sibi persuaserat etiam Galenus, antequam vidisset: idcirco ruborem talem habere debet, qualem faceret sanguis terrae mistus; alioqui hi summi viri non putassent sanguine hoedino parari; (quam ob causam a Lemniis sacerdotibus se irrisum refert Galenus), *neque Poetae finxissent, e coelo Vulcanum cecidisse, suoque cruore terram ibi conspersisse.* Hiebei nun erinnert Lancisi, daß die Siegelerde in ihren Bestandtheilen eine erdigschwefelichte Masse sey, welche aus fetten von unten aufsteigenden, und der Oberfläche der Erde anhängenden Dünsten entstehe. Dazu komme die Beschaffenheit der Insel, wo sie gegraben werde, deren Boden sehr harzig sey, die daselbst hervorquillenden warmen Gewässer, und die ehemaligen Feuerausa 5

brüche, die, nach dem Eustathius dieſe Inſel ehedem in Brand ſetzten. Und daher, fährt er fort, entſtand auch die Fabel vom Falle Vulkan's, den Homer (Iliad. I. v. 593) von ihm ſelbſt beſchreiben läßt. Myrtilus behauptete daher, nach dem Natalis Comes*), (Mytholog. L. II. c. 4.) Homer habe hier unter dem Bilde Vulkan's die lemniſche Erde verſtanden, und eine phyſikaliſche Bemerkung mythiſch eingekleidet; nämlich, wegen der dieſer Erde eigenthümlichen Wärme. Von dem Blute Vulkan's, womit das Erdreich zu Lemnos ſey gefärbt worden, wird jedoch, wie Lanciſi bemerkt, von den Dichtern und Mythologen nichts erwähnt. — Bloß dieſe Fabel, und ihre allegoriſche Deutung ſcheint mirs alſo veranlaßt zu haben, daß Homer hier mit ins Spiel gezogen wurde.

Mit dem Dioſcorides hingegen hat es ſeine Richtigkeit. Er erwähnt (L. V. de Mat. Med. c. 67.) der lemniſchen Erde allerdings,

*) *Myrtilus* libro primo rerum Lesbicarum memoriae prodidit, Lemnum idcirco fuiſſe conſecratam Vulcano exiſtimatam, quia calida ſit quaedam vis terrae ejus inſulae, quam etiam *ſigillatam* vulgo medici appellant, cujus uſus vermes necat, *etc.*

und sagt, sie werde in den sumpfigen Gegenden dieser Insel gegraben, und mit Bocksblut vermischt. Sodann mache man Kuchen daraus, bezeichne sie mit dem Bilde einer Ziege, und nenne sie daher σφραγιδα αἰγος. Was er weiter hinzusetzt, betrifft ihre vermeinte medicinische Kraft.

Von der Verschiedenheit der ältern und neuern Gebräuche beim Ausgraben der Erde, und ihrer Siegel, vergl. man noch den Savary in s. Dictionn. de Commerce, art. *Terre Sigillée.*

Sophokles. Worin ist die ἀνωμαλια zu setzen, die man nach dem Plutarch, am Sophokles tadeln könnte? so, wie am Euripides die λαλια. (*Plutarch.* de Audit. p. 45, edit. *Xylandr.*) — Betrift diese inaequalitas, wie es Xylander giebt, den Ausdruck, oder den Charakter?

Plutarchs Worte sind: Μεμψαιτο δ' ἀν τις Ἀρχιλοχου μεν την ὑποθεσιν, Παρμενιδου δε την στιχοποϊιαν, Φωκυλιδου δε την ἐυτελειαν, Ἐυριπιδου δε την λαλιαν, Σοφοκλεους δε την ἀνω-

μαλιαν. Dieſe Anomalie ſcheint hier aber mehr von dem Ausdrucke und der Schreibart des Sophokles, vielleicht auch von der Ungleichheit mancher Gedanken und Reden in ſeinen Trauerſpielen, als von der Inconſiſtenz ſeiner tragiſchen Charaktere zu verſtehen zu ſeyn. Denn in der ganzen Stelle iſt von Rednern und von dem ihrer Wohlredenheit gebührenden Gehör und Beifall die Rede; und Plutarch ſetzt hinzu, daß bei allen ſolchen kleinen Fehlern, dergleichen ſich an manchen Dichtern und Rednern ausſetzen ließen, ein Jeder doch ſeine eigne Stärke in der Rührung und im Vortrage beſitze, die ihm Lob und Beifall erwerbe.

Sokratiſche Steine. So müßte man, nach der Meinung des Chiflletius, eine Art von geſchnittenen Steinen nennen, auf welchen beſondere Figuren vorkommen, die aus Köpfen verſchiedener Thiere, öfters nach der Geſtalt eines Hahns geordnet, und auf die Füße eines Hahns geſtellt, beſtehen. Weil unter dieſen verſchiedenen Köpfen ſich meiſtentheils auch ein alter Mannskopf befindet, welcher dem

Kopfe des Sokrates etwas ähnlich sieht, so hat Chiflet (in s. *Socrates*, s. de Gemmis ejus imagine caelatis Iudicium,) die ganze Figur auf ihn gedeutet, und die übrigen Thierköpfe von seinen Anklägern verstanden, oder als symbolische Vorstellungen seiner Tugenden erklärt.

Leon. Agostini, welcher unter seinen Gemmen auch zwei dergleichen hat, hält sie für Amulete. (P. I. n. 203. 204. p. 78. edit. *Gronov.*)

De la Chausse (Gemme ant. figur. n. 176. 178. 182. 183.) macht theils physikomoralische, theils historische Auslegungen darüber. Und diesem ist Schott gewissermaßen gefolgt, welcher einen solchen Stein in dem königl. Kabinete zu Berlin in einer besondern Schrift ausgelegt, und eine politische Sittenlehre darin gefunden hat. S. die Haupttugenden eines löblichen Landesherrn in einem alten Steine des königl. Medaillenkabinets zu Berlin; zuerst angemerkt und erklärt von Joh. Carl Schott. Berl. 1717. 4. — Dieser berliniſche Stein

kommt mit dem beim de la Chauſſee, Nr. 176, vollkommen überein; nur daß auf jenem der Pferdekopf einen Kranz im Maule hält, und hinter ihm, über dem Widderkopfe ein Kaduceus ſteckt.

Man ſieht bald, wie willkührlich und unerwieſen die Deutung des Chiflet, deſſen oben angeführte Schrift zu Antwerpen 1662. 4. herauskam, von den auf dieſen Steinen befindlichen Figuren iſt. Agoſtini's Meinung iſt wohl die wahrſcheinlichſte, weil ſie am meiſten ins Allgemeine geht. Schott's Tändeleien darüber ſind ziemlich unbedeutend.

Spiele. Vom Tarockſpiel findet ſich eine Stelle in Zeillers Sendſchreiben XX: „Bernhardinus di Corte, der 1499 „das Caſtell zu Mailand den Franzoſen verräthriſcher Weiſe übergeben, war hernach von „denſelben aufs äußerſte gehaßt; alſo, daß ſie „auch im Spiele de i tarocchi, wenn ſie des „Verräthers Karte geben wollten, ſagten: do „Bernardino di Corte." — Dieß Spiel

muß also sehr alt seyn. Aber was ist hier unter des Verräthers Karte zu verstehen? Der Skiez oder der Pagat? — Es verdient Tomaso Porcacchi in den Noten zum 4ten Buche des Guicciardini, den Zeiller als seinen Währsmann anführt, deswegen nachgesehen zu werden.

Ueber den Ursprung des Tarockspiels ist Hr. Breitkopf in seinem Versuche über den Ursprung der Spielkarten, (Leipz. 1784, gr. 4.) S. 25. ff. nachzusehen. Es finden sich Spuren, daß es schon im vierzehnten Jahrhunderte, obgleich verschieden von dem heutigen, bekannt war. Es entstand aus dem Trappolierspiele, das wohl unter allen italiänischen Kartenspielen das älteste ist. — Was Zeiller vom Bernardino di Corte bemerkt, ist bloß wörtlich aus der von ihm nachgewiesenen Note des Tomaso Porcacchi zum Guicciardini genommen, wo es bloß heißt: Bernardin di Corte traditore fù tanto odiato anche da' Francesi stessi, ch'essi, quando giuocavano al giuoco de' tarocchi, e volevano dar la carta del traditore, dicevano: Do Bernardino di Corte. Aus dieser Note ergiebt sich also nicht, welche

Karte unter dem *traditore* oder Verräther zu verſtehen ſey. Faſt aber vermuthe ich, es iſt der *Diavolo* geweſen, der ſich nach der Angabe des Garzoni in ſeiner Piazza univerſale di tutte le Profeſſioni del mondo, p. 564, unter den Figuren der ältern Tarockkarte befand. Vergl. Hrn. Breitkopf's angef. Verſuch, S. 26, Note (d).

Sprache. Von den Stammſprachen der jetzigen Deutſchen, iſt es Wachter's Syſtem: daß Anfangs in Deutſchland nur eine einzige einförmige Sprache geweſen, die ſich hernach in die gothiſche, angelſächſiſche und fränkiſche getheilt habe. Die gothiſche iſt nicht die erſte urſprüngliche Sprache, ſondern nur eine Mundart; und die angelſächſiſche und fränkiſche ſind nicht ihre Töchter, ſondern Schweſtern. Ein Wort, das in allen drei Mundarten vorkommt, gehört der allgemeinen Sprache; und nur das, welches bloß in Einer derſelben vorkommt, kann man ein gothiſches, angelſächſiſches, oder fränkiſches Wort nennen. — —

Die

Die Modi der Zeitwörter in der hebräischen Sprache, auch in der hungarischen, würden sich leicht auch in die Deutsche haben einführen lassen, wenn man nicht eigene, besondre Zeitwörter aus diesen Modis gemacht hätte. So wird z. E. durch die bloße Veränderung des Vokals i in e, nicht sowohl die ganze Bedeutung geändert, als vielmehr nur modificirt. Aus sitzen wird setzen, welches so viel ist, als sitzen machen; aus sinken wird senken, oder sinken machen; aus blicken, blecken, oder, blicken machen, z. E. die Zähne blecken, Steine, die durch den Kalk blecken; trinken und tränken. Desgleichen in dem Worte, verderben, die zweite und dritte Person des Singulars Präs. du verdirbst, verderbst; er verdirbt, verderbt; so nämlich, daß es mit i das Neutrum, und mit e das Aktivum ist.

Wächter's System von dem Ursprunge und der Abstammung der deutschen Sprache und ihrer verschiednen Mundarten findet man in seinem Specimine Glossar. German. Lipf. 1727. 8. vorgetragen, dessen hieher gehörige Vorrede

auch wieder vor seinem Glossarium selbst ist abgedruckt worden. Man vergleiche damit die Stammtafel der Germanischen Völker in Fulda's Preisschrift über die beiden Hauptdialekte der deutschen Sprache, S. 60. vor dem ersten Bande des Adelungischen Wörterbuchs. — Immer noch fehlt es an einer ausführlichen Geschichte der deutschen Sprache, die man vom Hrn. Hofrath Adelung mit Sehnsucht erwartet, der einen kurzen Grundriß derselben in der Einleitung zu seinem Umständlichen Lehrgebäude d. d. Sprache (Leipz. 1782. 2 Bde. gr. 8.) geliefert hat. Er bemerkt daselbst S. 17, daß die Deutschen ursprünglich viele, zwar verwandte, aber doch verschiedne, kleinere Völker ausmachten, und daß daher sich ihre Sprache, der Natur der Sache nach, schon in den ältesten Zeiten in mehrere Mundarten theilen mußte. Und aus den wenigen noch übrigen eigenen Namen scheint ihm zu erhellen, daß sie ihrem Baue und ihren wesentlichen Eigenschaften nach schon damals die heutige gewesen sey. Auch er bestreitet S. 21, das seltsame Vorgeben, daß die gothische, oder vielmehr mösogothische Sprache die Mutter, nicht allein der deutschen, sondern auch aller übrigen nordischen verwandten Spra-

chen sey. Deutschland und die nördlichern Länder hatten schon viele Jahrhunderte Sprache und Einwohner, ehe noch die Gothen dem Namen nach bekannt waren. Von den Mundarten der germanischen Völkerschaften aber vor und in der großen Völkerwanderung läßt sich, wie Hr. A. S. 72 erinnert, wenig mehr sagen, als, daß, allem Ansehen nach, jedes Volk, oder jeder Stamm, seine eigene Mundart hatte. Die fränkische entstand, seiner Meinung nach, aus der nachherigen Vermischung der niederdeutschen Völkerschaften mit den südlichern, oder oberdeutschen. Die angelsächsische Mundart ist unstreitig eine der erstern, die aber, wie bekannt, ausgestorben ist, und wovon nur noch Ueberreste in der heutigen englischen Sprache leben.

Was L. oben Modifikation der deutschen Zeitwörter nennt, hat auch Hr. Adelung nicht unbemerkt gelassen, indem er Th. I. S. 215 seines Lehrgebäudes erinnert, daß durch die Biegung oder Flexion bloß das Verhältniß der Begriffe und Wörter verändert werde; daß aber der Begrif des Wurzelworts, als bloße Interjektion oder tönende Natur betrachtet, noch mancher anderer Bestimmungen und Nebenbe-

griffe fähig war. — Vorzüglich, sagt er, fand die Bezeichnung derselben durch die bloße Aenderung des Hülfslautes bei den ältesten Verbis Statt, wo man die vergangene Zeit gemeiniglich durch einen tiefern Hülfslaut, das Bild der Entfernung, das geschehene Ding aber oft mit einem noch tiefern ausdruckte: bind, ich bind, Imperf. band, ehedem bund, Bund, ein Ding, welches gebunden ist; u. s. f. — — „Ein anderer, für die Kindheit der Sprache noch feinerer Nebenbegrif ist der Unterschied zwischen der Hervorbringung und dem Zustande; indessen hat man ihn doch in einigen Wörtern bemerkt, und durch Veränderung des Vokals bezeichnet: tränk-en, trink-en; senk-en, sink-en; setz-en, sitz-en; wink-en, wank-en; dräng-en, dring-en; prell-en, prall-en."

Ueber die Wörter blicken und bleckem sagt Hr. A. in s. Wörterbuche, unter dem erstern Worte, daß beide genau zusammen gehören, und daß, der Analogie zufolge, jenes das Neutrum, dieses aber das Aktivum seyn sollte; allein man habe sie schon von Alters her häufig mit einander verwechselt.

Sprichwörter. Die deutsche Sprache hat einen groſsen Reichthum an Sprichwörtern. Gleichwohl dürfte es nicht übel seyn, auch die Sprichwörter aus andern Sprachen zu borgen, die sich kurz und nachdrücklich übersetzen lassen. Zu London sind im J. 1640 Outlandish Proverbs selected by *M. G. H.* in 8. herausgekommen, an der Zahl 1032. Aus diesen habe ich folgende ausgezogen:

12. Guten Kaufs macht den Beutel leer.

36. The German's wit is in his fingers; d. i. des Deutschen Verstand ist in seinen Fingern. — Ich merke dieses Sprichwort als ein Zeugniſs für die mechanischen Talente der Deutschen an.

141. Liebe deinen Nächsten; aber reisse den Zaun nicht nieder.

178. Denke auf faule Tage, und arbeite darauf los.

229. Rechne genau; auch der Februar hat ein und dreiſsig Tage.

252. Freie um die Wittwe, weil sie noch trauert.

287. Ein Narr denkt, daſs andre nichs denken.

348. Wer sein Huhn allein isst, muß sein Pferd allein satteln.

356. Wer Einen züchtigt, züchtigt hundert.

373. Könnte er laufen, wie er trinkt, er fienge einen Hasen.

389. Dem Hunde, der Asche leckt, vertraue kein Mehl.

457. Der Hund nagt an dem Knochen, weil er ihn nicht verschlingen kann.

461. Der größte Schritt ist der Schritt aus der Thür.

476. Der Mantel ist deß, den er deckt; die Welt deß, der sie genießt.

499. Ueber einen Nagel gieng das Hufeisen; über das Hufeisen das Pferd; über das Pferd der Reuter verloren.

505. Ein Pfenning erspart, ist zweimal verdient.

521. Eine Blume macht keinen Kranz.

523. Auch Ein Feind ist zu viel.

556. Der Blinde schluckt manche Fliege mit hinunter.

587. Donnerstag kommt, und die Woche ist vorbei.

629. Die Wage sagt: das ist schwer; und, das ist leicht; aber nicht: das ist Gold, und das ist Silber.

708. Des Tapfern Blick ist mehr als des Feigen Schwert.

718. Drei leben friedlich, wenn zwei nicht heim sind.

719. Alle Schlüssel hängen nicht an Einem Gürtel.

925. Des Apothekers Mörser verdirbt des Kunstpfeifers Musik.

928. Jahre wissen mehr als Bücher.

949. Jede Meile ist im Winter zwei.

976. Ein Morgenregen hintertreibe keine Reise.

977. Ein schöner Wintertag macht keine lustige Vögel.

981. Des Schlafenden Kopf ist in seinem Magen.

1006. Wer in Hoffnung lebt, tanzt ohne Musik.

1016. Der Herr nicht zu Hause, Niemand zu Hause.

1031. Weiber verſchweigen, was ſie nicht wiſſen.

1032. Wer dem Kinde die Naſe wiſcht, küßt der Mutter den Backen.

Ungeachtet des allerdings großen Reichthums der Deutſchen an Sprichwörtern und ſprichwörtlichen Redensarten, der jezt faſt zu wenig erkannt, und noch weniger gehörig benuzt wird, ließe ſich doch die hier von L. vorgeſchlagene Bereicherung wünſchen, wenn ſie ſo weiſe, wie hier, verſucht, und der Ausdruck in unſrer Sprache ſo körnig, wie hier, übertragen würde.

Steigbiegel. Daß die Alten keine gehabt haben müſſen, weil ſich deren keine auf alten Denkmälern finden, hatte **Matthäus** ſchon angemerkt: (de rer. invent. p. 38.) Stapes, h. e. inſtrumentum illud, in quo uterque pes inſidentis equo utrinque quieſcit, inventum eſt novum. Nam ut in marmoreis ſignis Romae et alibi videre licet, non habebant antiqui id inſtrumentum.

Unter dem Artikel, Meilenzeiger, habe ich schon die Stelle aus dem Plutarch angeführt, worin dem C. Gracchus das Verdienst beigelegt wird, daß er an den Heerstraßen hie und da Steine habe setzen lassen, auf welchen die Reiter bequemer zu Pferde steigen könnten, die keine Knechte bei sich hätten, um ihnen aufzuhelfen. Sowohl diese Stelle, als die noch übrigen römischen Ritterstatuen, z. B. die vom Mark Aurel, scheinen zu beweisen, daß bei den Römern keine Steigbiegel üblich gewesen sind. Dies bemerkt auch Gesner unter dem Worte *Stapia*, welches in einer alten Inschrift vorkommt, die Vossius de Vir. Serm. I. 7. anführt: Amor fuit equo dum aspectui formosiss. Durmioniae puellae virgunculae summa polvoria placere cuperem casu desiliens pes haesit *stapiae* tractus interii. Diese Inschrift wird vom Wolphangus Lazius und Hieronymus Magius (Miscell. II. 14.) angeführt; und sie ist vielleicht noch etwas älter, als eine Stelle bei dem Kirchenvater Hieronymus, in dessen Briefen *bistapia*, ein Paar Steigbiegel, vorkommen. Vossius redet bei dieser Gelegenheit umständlich von den Wörtern *stapes* und *stapia* sowohl, als von andern neuern in griechi-

scher, lateinischer und spanischer Sprache davon gebrauchten Ausdrücken. So ist von dem Lat. astraba wohl ohne Zweifel das Spanische estribo entstanden. Auch erinnert er, daß weder Xenophon in s. Buche de re equestri, noch Julius Pollux, L. X. c. 10. 12. wo von den zur Reuterei gehörigen Werkzeugen die Rede ist, der Steigbiegel erwähnen. Budäus brauchte das Wort subex pedaneus dafür. — Uebrigens weiß man, daß im Deutschen der Steigbiegel ehedem der Stegereif hieß; und Hr. Adelung führt bei diesem Worte die Stelle aus dem Theuerdank, Kap. 35, an:

Mit einem seim Fuß er begrayff
Die erd, der ander in stegkrayff
Noch belibe hangen.

Johann Stoffler. Die Todesart desselben, deren Sethus Calvisius in s. Opere Chronologico, p. 832, gedenkt, daß nämlich ein Fall Anlaß dazu gegeben habe, den er selbst vorhergesehen, ist so ausgemacht nicht, indem Crusius (Annal. Sueviae, P. III. L. XI. c. 5.) sagt, daß er zu Blaw-

beyern an der Peſt geſtorben ſey. Bayle bemerkt dieſe Verſchiedenheit bereits, zieht aber für die letztere Meinung bloß den Adami an, und erklärt ſich eigentlich für keine, da doch unſtreitig Cruſius, der gleichfalls Profeſſor zu Tübingen war, den meiſten Glauben verdient.

Bayle hat einen ziemlich weitläuftigen Artikel über dieſen zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Mathematiker und Aſtrologen, der von 1452 bis 1531 lebte, und ſich vornehmlich durch die Prophezeiung einer großen Ueberſchwemmung auf das Jahr 1524 bekannt machte, über deren ziemlich allgemeine Befürchtung Auguſtinus Niphus das Publikum in einer eignen Schrift zu beruhigen ſuchte. Minder ausgemacht iſt es, ob er das Ende der Welt auf das Jahr 1586 geweiſſagt habe, welches Bayle zu widerlegen ſucht, der auch in Anſehung ſeines Todes bemerkt, daß er nach einigen zu Blaubayren an der Peſt, und nach andern an einer durch den Einſturz eines Brettes in einem Zimmer verurſachten Wunde geſtorben ſey. Dieß letztere, und daß er dieſe Todesart vorhergeſehen habe, ſagt Sethus Calviſius ad. a. 1531, p. 1156. „Jo. Stöfflerus, Juſtingenſis,

mathematicus insignis, certo die sibi periculum ruina imminere/praeviderat; & quia aedes suas satis firmas noverat, convocat in museum suum viros eruditos, quorum consuetudine & sermonibus recrearetur. Orta inter sobria pocula disputatio: ad controversiam explicandam e superiori loco librum depromit. Sed laxato clavo asser, in quo stabant libri, in caput eius decidit, & insigne vulnus infelici seni infligit, ex quo mortuus est die 16. Febr. Tubingae." — Crusius hingegen sagt am angef. O. p. 613. „Obeit Blaubeurae (al. Tubingae) peste, 1531, „*Joan. Stoefflerus*, Mathemat. Tubing. anno „aetatis suae 79, & Tubingae sepultus est in „parochiali fano."

T.

Taback. Nicht Toback, wie es einige aussprechen. Den Namen haben die Spanier diesem Kraute von einer Insel gegeben, auf der es häufig wächst. „Facultatibus insignibus celeberrima est herba, sagen die Medici von Lyon, (Lib. XVIII. c. 138.) quam *Petum* ab Indis vocari refert *Thevetus*; Nicolaus

Monardus *Picietl*; Oviedus in Hiſpaniola inſula *Petebecenuc*. Hiſpani *Tabaco* nominarunt, ab inſula quadam ejus nominis, in qua frequentiſſima reperitur. Galli, quod *Joannes Nicotius*, regius aliquando in Luſitania orator, ejus ſemen primus ad reginam, regis Galliae matrem, detulerit, illiusque facultates docuerit, *Nicotianam*, et *Herbam Reginae* nuncuparunt."

Dieſer *Nicot* hat einen Tréſor ou Dictionnaire de la Langue françoiſe geſchrieben, in welchem er unter dem Worte *Nicotiane* dieſer Sache ſelbſt gedenkt; und zwar ſagt er, daß es 1560 geſchehen ſey, daß er dieſes Kraut aus Portugal nach Frankreich geſchickt habe.

Was mir hierbei am merkwürdigſten vorkommt, iſt dieſes, daß man dieß Kraut damals am wenigſten zum Rauchen und Schnupfen, ſondern für weibliche körperliche Uebel, und beſonders wider die Luſtſeuche, gebraucht hat. Nicot, an dem angeführten Orte, ſagt ſelbſt, es ſey de vertu admirable pour guérir toutes navrures, playes, ulcéres, chancres, dartres, & autres tels accidens au corps

humain. Auch geht das Epigramm des Buchananus dahin, wider die Königin Katharina von Medici, die es nach ihrem Namen *Herbam Mediceam* wollte genannt wissen. Er nennt es darin salutiferam cunctis languoribus herbam; und sagt, daß ihm der Name Medicea allein alle gute Kräfte würde genommen, und es in Gift verwandelt haben, da diese Katharina καθαρμα luesque suorum sey.

Der jetzige medicinische Gebrauch des Tabacks ist, glaub' ich, nicht groß. Von Tabacksklystieren habe ich gehört; auch weiß ich, daß Krüger ihn wider die Krätze vorgeschlagen hat. Doch, daraus selbst schon sollte man schließen, daß es wider die venerischen Krankheiten auch dienlich seyn könnte.

Man hat eine Histoire du Tabac, où il est traité particulièrement du Tabac en Poudre, par Mr. *de Prade*; Par. 1697. gr. 12. worin diese Materie sowohl historisch als medicinisch abgehandelt wird. Gleich Anfangs, S. 4. ff. werden die verschiedenen Benennungen dieser Pflanze angeführt, und gleichfalls bemerkt, daß sie den

gewöhnlichen Namen von der Insel Tabago oder Tabako einer Provinz des Königreichs Jukatan, oder Neuspaniens, auf dem Mexicanischen Meer, erhalten habe, wo die Spanier sie zuerst kennen lernten. Der Arzt Francesko Hernandes von Toledo war der erste, der sie nach Spanien und Portugal schickte. Jean Nicot, Requetenmeister und Ambassadeur Königs Franz I. beim Könige von Portugal, lernte den Taback durch einen Portugiesen kennen, und machte damit nach seiner Rückkehr der Königin Katharina von Medici ein Geschenk. Der Kardinal di Santa Croce, päpstlicher Nuncius in Portugal, und Nicolas Tornadon, Legat in Frankreich, machten ihn zuerst in Italien bekannt; und er bekam daher dort von ihnen den Namen. Quelques-uns, heißt es weiter, l'appellent *la Bugloſſe*, ou *la Panacée Antarctique*; d'autres *l'Herbe Sainte*, ou *Saine-Sainte*, ou *Sacrée*, ſoit à cauſe de ſes vertus miraculeuſes, ſoit à cauſe de ſa grandeur; de même que *l'os ſacrum*, ainſi nommé par la même raiſon. Thevet machte dem Nicot die Ehre ſeiner Einführung in Frankreich ſtreitig; und England erhielt ihn durch den berühmten Seefahrer und Eroberer Virginiens,

Franz Drake. Wann und von wem er zuerſt nach Deutſchland gebracht worden, iſt ohne Zweifel ſchon mehrmals unterſucht worden; auch giebt es der Schriften viele, worin ſeine Arzneikräfte unterſucht werden; und ich will mich hier bei ihrer Anführung nicht verweilen, ſondern nur noch das von L. erwähnte Sinngedicht Buchanan's hieher ſetzen:

De Nicotiana falſo nomine Medicea appellata.

Doctus ab Heſperiis rediens Nicotius oris
Nicotianam rettulit,
Nempe ſalutiferam cunctis languoribus herbam,
Prodeſſe cupidus patriae.
At Medice Catharina καθαρμα luesque ſuorum,
Medea ſeculi ſui,
Ambitione ardens, Mediceae nomine plantam
Nicotianam adulterat:
Utque bonus civis prius exuit, exuere herbae
Honore vult Nicotium.
At vos auxilium membris qui quaeritis aegris,
Abominandi nominis
A planta cohibete manus, os claudite, et aures
A peſte tetra occludite!
Nectar enim virus fiet, Panacea venenum,
Medicea ſi vocabitur.

Tapfer

Tapferkeit. „Einen greif an; zwei „erwarte; dreien suche auszuweichen; vor vie„ren schäme dich nicht zu fliehen!“ ist ein Spruch des Frotho, Königs von Dännemark, beim Saxo, B. V.

Eigentlich ist beim Saxo (Hist. Dan. L. V. p. 88, edit. Sorae, 1644, fol.) von den Anordnungen die Rede, welche Frotho III. unter den Rutheniern machte; und hier heißt es unter andern: Decrevit etiam, ut quisquis militiae dedit as spectatae virtutis titulum affectaret, impereret unum, exciperet duos, tres modica pedis retractione vitaret, quatuor fugere non erubesceret.

Tempelherren. Niemand hat besser gezeigt, wie gesetzwidrig und ungerecht man bei der Aufhebung dieses Ordens verfahren habe, als Chr. Thomasius in s. Diss. de Templariorum Equitum Ordine sublato; Hal. 1705. 4. Wenig oder gar keine neuere Schriftsteller haben so scharfsinnig und frei darüber geurtheilt.

Wichmanshauſen, in ſ. Diſſ. de Extinctione Ord. Templ. von 1687, war viel kurzſichtiger und zurückhaltender. Doch hat er ſonſt etwas ſehr merkwürdiges. Er vergleicht am Ende die Tempelherren mit den Jeſuiten, und ſchließt: An vero paria etiam Jeſuitas fata cum Templariis manſura ſint, tempus manifeſtabit. Certe Nemeſis divina tandem, quos praeteriiſſe videtur, inveniet. — Es iſt nun geſchehen, was er prophezeihte; und nur unſern beſſern Zeiten haben wir es ohne Zweifel zu danken, daß eine eben ſo ungerechte Sache wenigſtens mit weniger Grauſamkeit iſt ausgeführt worden.

Statt aller Zuſätze, darf ich den Leſer, der nähern und gründlichen Unterricht über dieſen Gegenſtand wünſcht, bloß auf Hrn. Nicolai's Verſuch über die Beſchuldigungen, welche dem Tempelherrenorden gemacht worden, und über deſſen Geheimniß, verweiſen, wovon die zweite Auflage zu Berlin und Stettin, 1782, in zwei Theilen, 8. herauskam. Die Gründe des Thomaſius findet man daſelbſt, Th. 1. S. 15 ff. geprüft und widerlegt.

Theater. Matthäus (de rer. invent. p. 27.) sagt: *Antimachus* Aegyptius, qui de situ orbis scripsit, primus statuit, ne quis, propria adpellatione in comoedia nominaretur. — Dieß ist falsch. Der Antimachus, aus Heliopolis in Aegypten, welcher eine Kosmoporie in 3780 Versen geschrieben hat, welche Suidas anführt, ist ein weit jüngerer Dichter, als Antimachus, mit dem Zunamen Psekas, (der Sprudler, von ψεκαζειν, besprengen, ψεκας, der Thau, ein Tropfen;) welcher das gedachte Gesetz, welches die mittlere Komödie hervorbrachte, soll gegeben haben. Von diesem Antimachus s. den Suidas, oder, aus dem Suidas geschöpft, den Scholiasten des Aristophanes, ad *Acharnenses*; und von dem Gesetze selbst den Petit, in Commentar. ad Leges Atticas.

Der Name Antimachus kommt sehr häufig vor, und es giebt drei verschiedne griechische Dichter, die ihn führten. Der eine war aus Kolophon, und lebte um die 93ste Olympiade, und schrieb eine Thebaide; der zweite, aus Heliopolis, wird vom Suidas erwähnt, ohne

daß sein Zeitalter angegeben würde; der dritte, von dem hier die Rede ist, hatte den Beinamen ψιμας nicht deswegen, weil er die, mit denen er sprach, wirklich ansprudelte, sondern metaphorisch, und, wie Lorenzo Crasso (Ist. de' Poeti Greci, p. 46.) sich ausdrückt: quod suos familiares suis verbis & doctrina, tanquam minutissima pluvia, roris guttis simillima, disserens, paullatim rigaret. Denn so erklärt es Suidas selbst: ψιμας δε ελεγετο, επειδη προσεχαιν τοις ομιλητας διαλεγομενος. Er setzt hinzu, daß einem gewissen Olympikus eben der Beiname aus der nämlichen Ursache gegeben sey. Und dieser Antimachus nun, ein Zeitgenosse des Aristophanes verordnete, wie Suidas weiter sagt, daß man im Lustspiele Niemanden persönlich durchziehen sollte, welches viele Dichter von der Bühne abwendig machte, und vielen Schauspielern und Tänzern ihr Brodt nahm. Einige sagten, er sey selbst ehedem Choregos gewesen, und habe hernach als Dichter die Tänzer und Schauspieler verächtlich behandelt. — Der Scholiast des Aristophanes (ad Acharnenf. v. 1149) sagt: εδοκει δε Αντιμαχος ειτος ψηφισμα ποιησαι μη δειν κωμωδειν εξ ονοματος. — Petit handelt in

seinem Commentar. ad Leges Atticas, L. I. Tit. I. §. XXXVI. (in der Jurispr. Rom. & Att. T. III. L. B. 1741. fol. p. 151 ff.) umständlich von diesem Gesetze, welches so lautete: Μη κωμῳδειν ἐξ ὀνοματος. Nemini in Comoedia expresso nomine convicium facito. Es wird desselben auch beim Hermogenes περι ιδεων (Sect. 13. p. 75.) gedacht; und beim Horaz in der Epistel an den Augustus, v. 145. ff.

Fescennina per hunc inventa licentia morem
Versibus alternis opprobria rustica fudit — —
— — — — — quin etiam Lex
Poenaque lata, malo quae nollet carmine quenquam
Describi.

Vergl. die Epistel an die Pisonen, v. 281 ff. — Petit setzt die Abfassung und Einführung dieses Gesetzes in die 97ste Olympiade, weil nach derselben Aristophanes seine Lustspiele, Kokalus und Aeolosikon, geschrieben habe, in denen, wie in der ganzen neuern Komödie, kein Chor vorgekommen sey. Vielleicht aber ist eher die zuletzt angeführte Stelle des Horaz, besonders in den Worten:

— — — lex est accepta, chorusque
Turpiter obticuit sublato jure nocendi,

scher, lateinischer und spanischer Sprache davon gebrauchten Ausdrücken. So ist von dem Lat. astraba wohl ohne Zweifel das Spanische estribo entstanden. Auch erinnert er, daß weder Xenophon in s. Buche de re equestri, noch Julius Pollux, L. X. c. 10. 12. wo von den zur Reuterei gehörigen Werkzeugen die Rede ist, der Steigbiegel erwähnen. Budäus brauchte das Wort subex pedaneus dafür. — Uebrigens weiß man, daß im Deutschen der Steigbiegel ehedem der Stegereif hieß; und Hr. Adelung führt bei diesem Worte die Stelle aus dem Theuerdank, Kap. 35, an:

Mit einem seim Fuß er begrayff
Die erd, der annder in stegkrayff
Noch belibe hangen.

Johann Stoffler. Die Todesart desselben, deren Sethus Calvisius in s. Opere Chronologico, p. 832, gedenkt, daß nämlich ein Fall Anlaß dazu gegeben habe, den er selbst vorhergesehen, ist so ausgemacht nicht, indem Crusius (Annal. Sueviae, P. III. L. XI. c. 5.) sagt, daß er zu Blaw-

beyern an der Peſt geſtorben ſey. Bayle bemerkt dieſe Verſchiedenheit bereits, zieht aber für die letztere Meinung bloß den Adami an, und erklärt ſich eigentlich für keine, da doch unſtreitig Cruſius, der gleichfalls Profeſſor zu Tübingen war, den meiſten Glauben verdient.

Bayle hat einen ziemlich weitläuftigen Artikel über dieſen zu ſeiner Zeit ſehr berühmten Mathematiker und Aſtrologen, der von 1452 bis 1531 lebte, und ſich vornehmlich durch die Prophezeiung einer großen Ueberſchwemmung auf das Jahr 1524 bekannt machte, über deren ziemlich allgemeine Befürchtung Auguſtinus Niphus das Publikum in einer eignen Schrift zu beruhigen ſuchte. Minder ausgemacht iſt es, ob er das Ende der Welt auf das Jahr 1586 geweiſſagt habe, welches Bayle zu widerlegen ſucht, der auch in Anſehung ſeines Todes bemerkt, daß er nach einigen zu Blaubayren an der Peſt, und nach andern an einer durch den Einſturz eines Brettes in einem Zimmer verurſachten Wunde geſtorben ſey. Dieß letztere, und daß er dieſe Todesart vorhergeſehen habe, ſagt Sethus Calviſius ad. a. 1531, p. 1156. „Jo. Stöfflerus, Juſtingenſis,

c. 40.) den Theodorus, welchen Alexander Pheräus die Aerope so rührend spielen sah, daß er sich der Thränen nicht enthalten konnte, und daher aus dem Theater zu gehen für gut befand, gleichfalls τραγῳδιας ποιητην. Und da Alexander Pheräus ein Zeitverwandter des Aristoteles war, so ist es höchst wahrscheinlich, daß dieser Theodor eben der ist, dessen Aristoteles gedenkt. — Menage, in seinen Anmerkungen zum Diogenes Laertius, führt aus dem Hesychius eine Stelle an, in welcher eines komischen Schauspielers oder komischen Dichters gedacht wird, der den Zunamen Πελεθροβαψ geführt habe. (Was das heissen soll, verstehe ich nicht, und müßte die Stelle in der neuen Ausgabe des Hesychius nachsehen.) — Seines Grabmals gedenkt Pausanias, (L. I. c. 37.) und sagt dabei, daß er für den besten tragischen Schauspieler seiner Zeit sey gehalten worden. — Von seiner Frau s. Plutarch, (L. IX. Sympos. Quaest. 1.) Auch gedenkt derselbe seiner in dem Buche vom Eigenlobe, daß er zu dem komischen Schauspieler Satyrus ge-

sagt habe, es sey nicht zu bewundern, wenn man die Zuschauer zum Lachen, wohl aber wenn man sie zu Thränen und zum Weinen bewege.

Diogenes Laertius in dem Leben des Aristippus (L. II. c. 8. §. 19.) führt zwanzig Personen an, die den Namen Theodor geführt haben. Vermuthlich ist der zwanzigste der hier gemeinte, wie auch Lorenzo Crasso (Historia de' Poeti Greci, p. 502;) annimmt. — Aelian setzt in der angeführten Erzählung noch hinzu: Alexander, ein Fürst der Pheräer, habe sich hernach beim Theodor entschuldigt daß er nicht aus Geringschätzung weggegangen sey, oder um ihn zu beschimpfen, sondern weil er sich geschämt habe, durch eines Schauspielers Leiden so gerührt zu werden, und bei dem Elende seiner Unterthanen ungerührt zu bleiben. Eben diese Erzählung findet man beim Plutarch, de fortuna Alexandri Or. II. und in der Lebensbeschreibung des Pelopidas; nur daß da die Trojanerinnen des Euripides als das Trauerspiel genannt werden, welches diese Wirkung hervorbrachte, und daß der Name des tragischen Schauspielers nicht ausdrücklich genannt ist.

Der Artikel beim Heſychius iſt folgender: Πελιθοβαψ. Θεοδωρος ὁ Καμικος ὁ ὑποκριτης ὕτως ἐπικαλειτο, τινες δε ποιητην αὐτου φασι γεγονεναι. In der neueſten und beſten Ausgabe des Heſychius von Joh. Alberti (L. B. 1766. 2 Voll. fol.) T. II. col. 904, finde ich dazu folgende Noten: 24) Πελιθοβαψ. Ex πελιθοβαφος, *Guyet.* vel pro σπελιθοβαψ. G. Vid. v. Ὀγκοπελιθιαν, v. Πελλια, et H. Steph. *Ind.* v. Πελιθος. 25) ὁ Καμικος inſertum. Vid. *Perizon.* ad *Aelian.* V. H. p. 917. et *Menag.* in *Diog. Laërt.* II. 104. Bei dem Worte πελλια ſetzt Heſychius σπελιθοι. Und wenn alſo πελιθοβαψ ſoviel iſt als σπελιθοβαψ, ſo hieße es wohl ſo viel als Anſchwärzer.

Tragiſche Subjekte.

I.

„In Gothia meridionali ſpectantur duo tumuli, ingentibus ſaxis, cipporum loco, impoſita habentes duorum *fratrum* corpora, quibus ab auſpice in prima adoleſcentia praedictum fuerat, fore, ut mutuis vulneribus conciderent. Fatum declina-

turi peregrinationem ad remotiſſimas contrarias orbis partes ſuſcepere. In extrema ſenecta demum in patriam reverſi, cum quisque fratrem jam pridem mortem obiiſſe ſperaret, non procul ab oppido Jonaco ſibi invicem occurrunt ignoti, et ſalute ultro citroque dicta et accepta ſub pinu proxima quieverunt. Mox rixantibus eorum canibus, ipſi quoque ad jurgia primum, inde ad vulnera mutua proruperunt, animamque trahentes et fratres ſe agnoſcentes, in mutuis amplexibus expirarunt.“ *Olaus* de Ritib. ſeptentr. c. 31.

8.

„Miles quidam, cum occiſo ſpolia detraheret, fratrem nudato corpore agnovit, ac deteſtatus bella civilia, ſemet ipſum ibi perimens fraterno corpori adjunxit.“ *Auguſtin.* de Civit. Dei, L. II. c. 25.

Hoc contigit, cum Cinna et Marius infeſta ſigna ad urbem ducerant, quibus occurrit C. Pompejus, Magni pater. *Livius*, L. 79. *Valer. Max.* L. V. dicit, militem Pompejanum occidiſſe fratrem, qui

erat in exercitu Sertorii. *Livius* pro Sertorio Cinnam habet. Fieri utrumque poteſt; nam exercitus omnes fere erant Cinnae. V. *Coquei* Comment. ad l. c.

3.

Tragiſche Subjekte, die ich zum Theil entworfen, zum Theil ſchon auszuarbeiten angefangen habe, ſind: Fauſt, Kleonnis, Alcibiades, Nero.

4.

Mathildis, eine Schweſter Edgar's, Königs von Schottland, hatte ſich dem Kloſterleben gewidmet. Heinrich I. verlangt ſie zur Gemahlin. Sie weigert ſich. Endlich wird ſie von ihrem Bruder dazu gezwungen. Als ſie ſah, daß ſie ihr Gelübde der Keuſchheit brechen mußte, verwünſchte ſie alle ihre zu zeugenden Kinder. Und die Geſchichte ſagt, daß dieſer Wunſch eingetroffen ſey. *Zwingl.* Theatr. Vitae, p. 188.

5.

Die Demoſtraten, beim Plutarch, wären ein tragiſcher Stof, wie die Horazier. Sie ſtritten wider den Kritolaus und ſeine

zwei Brüder, um den Krieg beizulegen, welcher lange Zeit zwischen ihren Landesleuten, den Phenäern und Tegäern gedauert hatte.

6.

Wenn man das tragische Ende Karls I. Königs von England unter fremdem Namen auf die Bühne bringen wollte, so könnte man am besten die ähnliche Geschichte eines Königs von Siam dazu nehmen, welcher zu eben der Zeit von seinen Unterthanen der königlichen Würde entsetzt, und hingerichtet wurde. S. Histoire moderne, T. III. p. 78; oder des de l'Isle Relat. Hist. de Siam.

7.

Dahomira, Gemahlin des Königs Wratislaus von Böhmen, würde eine gute tragische Heldin seyn. Ihr Haß gegen das Christenthum, und gegen ihren ältesten Sohn, weil er zu gut Christ war; die Ermordung dieses Sohnes von seinem Bruder Boleslaw, die auf ihr Anstiften geschah; die Tradition, daß sie in Prag lebendig von der Erde sey verschlungen worden, sind lauter Umstände, die Quellen des

Schreckens und des Mitleids werden könnten. Sie lebte um 916.

8.

Epponina, des Sabinus Gemahlin, unter dem Kaiſer Veſpaſian, lebte mit ihrem Manne lange Zeit in einer Höhle. Beide aber wurden von dem Kaiſer doch zuletzt umgebracht. S. *Plut.* in Eroticis, der ſie Empone nennt. *Tacit.* Hiſt. L. IV.

9.

Cinnadon, ein junger Spartaner, und deſſen Verſchwörung gegen die Ephoren, aus bloßem Ehrgeize, keinen über ſich zu wiſſen. *Ariſtot.* Polit. L. V. c. 7. *Xenoph.* Hellen. L. III.

Ueber die unter Nr. 3 angeführten tragiſchen Subjekte ſehe man die Vorreden zu den beiden Theilen von Leſſing's Theatraliſchem Nachlaß, und die Bruchſtücke der drei erſtern, nebſt andern, im zweiten Bande deſſelben.

Troja. Man bildet ſich gewöhnlich ein, daß die Griechen, nachdem ſie Troja zerſtört

hatten, sämtlich wieder heimgereiset wären, ein Jeder nach seinem Lande. Ovid hingegen nimmt sehr wahrscheinlich an, daß eine griechische Kolonie da geblieben sey, wenn er die Penelope an den Ulyß schreiben läßt: (Heroid. Ep. I. v. 51.)

Diruta sunt aliis, uni mihi Pergama restant;
Incola captivo quae bove *victor* arat.

Es möchte wohl vergeblich seyn, über diesen vom Ovid als wahrscheinlich vorausgesetzten Umstand irgend eine historische Aufklärung zu hoffen. Der gewöhnlichen Angabe nach, die auch vom Herodot, Thucydides und Justin bestätigt wird, wurde die Seeküste achtzig Jahr nach Troja's Eroberung, von griechischen Kolonien angebauet, und die innern Theile unterwarfen sich der wachsenden Macht der Lydier, deren Waffen sich über die sämtlichen schönsten Provinzen von Kleinasien verbreiteten, und sie eroberten. S. Giellies's Gesch. von Altgriechenland, Uebers. Th. I. S. 54. — Eine Stelle beim Lukan (Pharsal. L. IX. v. 959 ff.) scheint freilich das Gegentheil von dem zu sagen, was Ovid voraussetzte:

Jam silvae steriles & putres robore trunci
Assarici pressere domos, & templa deorum
Jam lassa radice tenent; ac tota teguntur
Pergama dumetis; etiam periere ruinae.

In dem letzten angef. Verse Ovid's liest Heinsius *accola* für *incola*.

V.

Venedig. Die jährliche Vermählung des dortigen Dogen mit dem Meere ist bekannt. Apostolius (Proverbior. Cent. I. 54.) erzählt, daß die Venetianer sonst auch eine ähnliche Verbindung mit den Dohlen eingegangen, damit sie ihren Saaten nicht schaden sollten. Ob man in Venedig noch diese Gewohnheit hat? oder warum sie abgekommen ist?

Venusseuche. Ich kann beweisen, daß die Venusseuche eher in Spanien grassirt hat, als man gemeiniglich annimmt; nämlich weit eher, als Columbus zum erstenmal aus Amerika zurückkam; und dieses zwar aus einem Briefe des Petrus Martyr.

Sonst

Sonst, denke ich, pflegen die Arzneigelehrten auch anzunehmen, daß die Gonorrhöe, welche den Alten bekannt gewesen, nicht so bösartig, und daher mit der venerischen Gonorrhöe gar nicht zu vergleichen müsse gewesen seyn. Indeß finde ich beim Firmikus (L. VI. Matheseos, I. de vi et potestatibus stellarum,) gonorrhoicas mortes, und auch L. II. eines dadurch verursachten Todes erwähnt. Eine Folge des unvenerischen Saamenflusses möchte aber der Tod wohl nicht seyn können.

Wäre nicht auch die Krankheit des Kaisers Justinian in Betracht zu ziehen, welche Prokopius (Anecd. p. 16, edit. Alem.) eine sehr schwere Krankheit nennt? Denn wie Metaphrastes in vita S. Sampsonis Patricii Romani, a quo adhuc vivo mirifice Justinianus sanatus est, sagt, so war diese Krankheit an den Schamgliedern, und bestand aus Geschwüren in der Blase: *των αἰδοιων αὐτῳ πονηρως ἐχοντων, και της κυστεως ἑλκει χαλεπῳ κακοθειαης*, pudendis vitio affectis, et graviter ulcerata vesica. V. Notae hist. *Alemanni*, p. 8.

Auch wäre zu untersuchen, worin eigentlich die pestis inguinaria bestanden habe, die unter Pelagius dem zweiten Bischofe zu Rom ums J. 580 herrschte? Pelagius starb selbst daran. V. *Dresserus*, p. 2.

Ueber die Geschichte und Entstehung der Lustseuche in Europa war L. schon längst Willens eine besondre Untersuchung anzustellen; er gab aber diesen Vorsatz auf, als er erfuhr, daß Hr. Dr. Hensler gleichfalls damit umgieng, und, wenn ich nicht sehr irre, theilte er diesem seinem würdigen Freunde seine bisher angestellten Untersuchungen mit. Jetzt ist, wie bekannt, von dieses sehr scharfsinnigen und erfahrnen Arztes gelehrter Geschichte der Lustseuche, die zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Europa ausbrach, der erste Band zu Altona, 1783. 8. und des zweiten Bandes zweites Stück, zu Hamburg, 1789. 8. letzters auch unter dem eignen Titel: Ueber den Westindischen Ursprung der Lustseuche, herausgekommen. Noch weitläuftiger, und reich an gelehrten Untersuchungen, ist Hrn. Dr. Christoph Girtanner's Abhandlung über die venerische Krankheit; Göttingen,

1788. 89. 3 Bände 8. Beide Schriftsteller sind über diesen Gegenstand in einen gelehrten Streit gerathen, der vermuthlich zur größern Aufklärung der ganzen Sache beitragen wird. Unter andern werden auch die Nachrichten des Petrus Martyr, auf die sich Lessing beruft, von beiden näher geprüft. Man vergl. die Allg. Litteraturzeitung v. J. 1789, Nr. 308 und 309, wo am Schluß der Rezension aus der ganzen Sache, so wie sie jetzt liegt, folgende Resultate gezogen werden: 1) Daß die Lustseuche in Europa erst seit 1495 bekannt sey, muß man zur Zeit so lange für gewiß annehmen, als das höhere Alterthum derselben noch nicht durch zuverlässigere Gründe, als bisher geschehen, erwiesen ist. 2) Gewiß ist es, daß die Lustseuche 1496 auf Hispaniola geherrscht hat. 3) Unerwiesen aber ist es noch zur Zeit, daß sie im Jahre 1493 bei Columbus erster Rückreise von dieser Insel nach Europa sey gebracht worden.

Vettori. Seine *Dissertatio Glyptographica*, s. Gemmae Duae Vetustissimae, emblematibus et graeci artificis nomine insignitae, quae extant Romae in Museo

Victorio, explicatae et illuſtratae, iſt zu Rom 1739 in 4. gedruckt, und enthält 32 Kapitel:

1. *De praeſtantia ſculpturae gemmarum antiquarum.* Da er die Edelſteine nennt, auf welche die Alten geſchnitten, ſetzt er hinzu: Adamas quoque, ceteris excellentior atque duriſſimus, occurrit quandoque impreſſa imagine ſuſpiciendus. (p. 1.) Aber ohne ein Exempel anzuführen.

Er gedenkt des Mneſarchus, des Vaters des Pythagoras, den Laertius δακτυλιογλυφον nennt, und meint, er ſey ein Edelſteinſchneider geweſen. Pythagoras ſtarb als ein achtzigjähriger Mann in der 77ſten Olympiade; und um dieſe Zeit, wie ich in den Antiquariſchen Briefen gezeigt habe, wurden die Petſchaftringe von geſchnittenen Steinen erſt in Griechenland bekannt. Folglich kann der Vater des Pythagoras wohl kein Edelſteinſchneider geweſen ſeyn, ſondern er wird nur Siegelringe gemacht haben, etwa von Metall. Man ſehe indeß die Stelle des Apulejus unter Gemmen.

2. *Qui primi gemmas inciderunt.* Auch Vettori ſagt gerade wie Klotz: gemmas autem vetuſtiſſimi hominum ſcalpſerunt Aegyptii, poſt illos Etruſci, denique Graeci, ac demum Romani. Er giebt ein alphabetiſches Verzeichniß aller alten Steinſchneider aus dem Werke des Stoſch, und fügt die bei, die Gori hernach entdeckt hat. S. oben den Art. Gemmen.

3. *De Aulo, gemmarum ſculptore, & de gemmis ab eo inſculptis.* Außer den fünfen, welche von dieſem Künſtler in dem Stoſchiſchen Werke vorkommen, und von denen ſich zwei auch im *Muſ. Florent.* finden, nennt Gori (T. II. p. 10. Claſſ. 1.) einen ſechſten, anaglyptici operis Chalcedonio exciſi, quod in Muſeo Capponio Romae adſervatur. Ein ſiebenter iſt der, deſſen Joh. Faber in den Commentariis ad Imagines Virorum Illuſtrium, p. 67, gedenkt, worauf ein Kupido, der einen Schmetterling an einen Baum ſpießt, befindlich iſt. Aber Faber nahm den Namen Aulus für den Vornamen

des Brutus. — Der achte endlich ist der, den Vettori hier beschreibt.

4. *Descriptio gemmae Musei Victorii ab eodem Aulo caelatae.* Eine sitzende Venus, die auf dem ersten Finger der rechten Hand ein Stäbchen im Gleichgewichte hält, nach welchem ein Amor aufspringt, um es mit beiden Händen zu erhaschen. Darunter steht ΑΥΛΟϹ. Der Stein ist ein Achat.

5. *De Achate gemma, qua usus est Aulus. Veterum opiniones recensentur circa hanc gemmam.* Die Farben dieses Achats sind sehr matt: absumto enim igne cadavere, quocum in antiquo sarcophago reperiri contigit a. 1735, annulus quoque cum pretioso lapil. Jo semiustus fuit. Doch ist er nicht so verdorben, daß man nicht jetzt noch damit siegeln könne.

6. *Usus ac consuetudo comburendi gemmas una cum cadaveribus mortuorum expenditur ac illustratur.* Es wird dieser Gebrauch vornehmlich aus einer Stelle des Properz (L. IV. El. 7.) erwiesen, wo von der verstorbenen Cynthia gesagt wird:

Et solitum digito Beryllon adederat ignis.

7. *Disquiritur conditio antiquae gemmae possessoris. Quid indicent Veneris imagines in gemmis insculptae, aperitur.* Auch Vettori hält hier die Daktyliotheken beim Plinius für Sammlungen von geschnittenen Steinen.

8. *De inauribus, ab Aulo, gemmae sculptore, Venere tributis.* Er glaubt mit dem Buonaroti: quod foeminarum imagines, cujuscunque sint ordinis, ideo inauribus, et nonnullis aliis ornamentis, priori aetate omnino destituantur, licet ipsae, dum vitam viverent, iisdem continuo uterentur. Consuetudo etenim percrebuerat, deabus tantum, quas putabant, notam fortasse singularem, inaures, aliosque muliebres ornatus, tribuere. Er glaubt daher sogar, daß beim du Cange und Banduri, wo dergleichen Ohrgehenke an sterblichen Weibern zu sehen sind, sie ein Zusatz des Abzeichners wären. Aber das ganze Vorgeben ist, wie ich glaube, falsch, welches auch Winkelmann irgendwo schon erinnert hat.

9. *De monili, Veneri circa collum apposito.* Nach dem Isidor (Origg. L. XIX. c. 31.)

kömmt *monile* a *munere*, und es werden omnia ornamenta matronarum, quicquid illis muneri datur, darunter verſtanden. Doch wird monile é gemmis für einen Halsſchmuck für Pferde gebraucht: *Sueton.* in Calig. c. 55.

10. *De armillis circa manus et brachia, Veneris imagines honeſtantibus.*

11. *Ancillae, quae inaures, armillas, monilia, aliaque ornamenta muliebria ſervabant, quomodo dicerentur a veteribus.* Sie hießen *ſarcinatrices*, *a mundo muliebri*, *a monili*, *ab armillis*, u. ſ. f. Sie ſind unterſchieden von den ornatricibus und ancillis ab ornamentis.

12. *Eadem ornamenta in ſacris imaginibus a Chriſtianis uſurpata; et quare?*

13. *Deſcribitur vas vitreum Muſei Victorini, in quo mulier ſpectatur in Elyſiis, et ejus ornamenta indicantur.*

14. *Aliud vas vitreum antiquum ejusdem Muſei, in quo imagines ornatae monilibus ſunt expreſſae.*

15. *De baccis ſive floſculis propendentibus ab extremitatibus pallae ſeu veli, quo Venus in*

gemma obducitur in inferiori parte. Er merkt davon weiter nichts an, als daß dieſe Büſchel oder Flocken auch an den Kleidern der Hetrurier in *Dempſteri* Etruria Regali und *Gorii* Muſeo Etruſco zu ſehen ſind.

16. *De ludo, quam ludere videtur Venus in gemma, aliisque nonnullis ludis puerilibus veterum, ab Philoſophis, Regibus, Imperatoribus & Diis gentium uſurpatis.* Gerade von dem Spiele, mit welchem ſich Venus hier die Zeit zu kürzen ſcheint, von dem Balanciren, findet man bei alten Schriftſtellern nichts. Dagegen aber von andern, z. B. de ludo digitorum, welches Nonnus (Dionyſ. L. 33.) den Hymenäus und Kupido mit einander ſpielen läßt: quem ludum *Cicero* et *Varro* dixerunt: *micare digitis*, h. e. *digitis ſortiri*, ut obſervat *Nonius Marcellus* in Libro de Proprietate Sermonum. Noſtra aetate in Italia vulgus appellare conſuevit *la Morra.*

17. *Quid Aulus indicare voluerit per hanc ludi ſpeciem in figura Veneris?* Er ſagt: librata Veneris indice et circumducta, ne capiatur ab avido Amore virga, ludum videtur

exprimere, quo illum induſtria et conatu adſequens, imperium in amantem, ſeu poteſtatem, quae per virgam indicatur, praemii loco accipiat.

18. *Quare veteres, ethnici ludos conſulerent, ac ſaepe in gemmis exprimerent, inveſtigatur.* Er meint, um ſich zum Vergnügen und zur Freude dadurch aufzumuntern.

19. *Exponuntur nonnullae veteres inſcriptiones, quae de officio* a voluptatibus *meminerunt.* Sie heißen auch a rationibus voluptatis, und ſcheinen die Beſorgung aller Ergötzlichkeiten der Herren über ſich gehabt zu haben. Unter den ſpätern Kaiſern kommen ſogar tribuni voluptatum vor.

20. *Vetuſtus alius titulus illuſtratur.* Unter den Aufſchriften in dem gemeinſchaftlichen Grabe der Freigelaſſenen und Knechte der Livia Auguſta befand ſich auch eine auf einen Amanthus, der Liviae ad Venerem heißt. Dieſes haben einige erklärt: qui Liviae fucum pararet, et ea quae ad venuſtatem oris affectandam conducunt; und anders. Er aber erklärt es aus dem Bianchini und Gori,

welche beide gedachtes Grabmal erläutert haben, pro Aedituo Liviae templo Veneris addicto.

21. *In antiquis gemmis myſteria frequentiſſime occultantur.* Er erläutert dieſes an einem alten Karneol, worauf ein Todtenkopf, ein rundes Brodt, ein prächtiges Halsband, und totus talorum ludus, vier Knöchel, die die Alten ſtatt der Würfel brauchten; und meint, daß darin die Ermunterung ausgedrückt ſey: Ergo vivamus, dum licet eſſe bene!

22. *Gemma ab Aulo ſculpta, ſaepe ab aliis antiquis ſculptoribus eodem typo repetita.*

23. *De caelatura inferioris aevi pertinente ad illuſtrationem gemmae Victorianae.*

24. *Sculptores complures, qui gemmas inciderunt aevo inferiori, in obſcuro.* S. den Artikel Gemmen, Nr. VI.

25. *Georgius Vaſarius laudatur, qui ab eo memorantur caelatores, indicantur, aliique proferuntur in lucem.* Ebendaſ.

26. *De ſculptoribus gemmarum noſtra aetate florentibus.* Ebendaſ.

27. *De Auli gemma, eodem typo a recentioribus iterato insculpta,* aliorumque veterum gemmarum caelaturis, ab iisdem saepe repetitis, et earum maxime, quae antiquorum sculptorum nominibus insignitae sunt. — Natter kopirte im J. 1736 diese Venus des Vettori, und machte eine Danae daraus, die mit der ausgestreckten Hand den goldnen Regen erwartet. Natter selbst erzählt das in der Vorrede seines Werks; aber er leugnet, daß er den Namen Aulus deswegen auf seinen Stein gesetzt habe, um ihn desto theurer zu verkaufen, welches ihm Vettori hier Schuld giebt.

28. *De modo caelandi gemmas. Veteres usos esse microscopio, sive lente vitrea, demonstratur.* Aus diesem Kapitel sehe ich, daß Christ's Meinung von der Diamantspitze ihm gar nicht eigen gewesen sey. Sie gehört dem Vettori, der es sogar beschreibt, wie mit der Diamantspitze gearbeitet worden, und es ohne Zweifel von Künstlern selbst gesehen hatte. Gemmarum caelatores, schreibt er S. 100, ad eas incidendas vel *Adamantem* vel *Ro-*

tam adhibere solent. Siquidem in summitate styli sive axiculi, qui ferreus est, tenuis, nec palmarum longitudinem adsequitur, scobem sive frustulum adamantis ita componunt, ut moveri nequeat, dum opus sculpturae perficiunt, quod agunt, sola cuspide adamantis gemmam perfricando. Oleum vero quandoque guttatim infundunt, et smiridis pulvere inficiunt gemmam, sicque juvant adamantem. De his fragmentis inquit *Plinius*: Expetuntur etc. et *Marbodus*:

Hujus fragmentis gemmae scalpuntur acutis.

Hierauf beschreibt er die Art und Weise mit dem Rade, wobei er auch den Mißbrauch anmerkt, die eisernen Instrumente, welche in das Rad gesetzt werden, das Rad zu nennen: Invaluit vero per abusum consuetudo, *rotas* appellare (quas dicunt etiam *rotini*) ferreos quosdam parvulos stylos, non chalybeos, neque igne temperatos, *etc.* Und wenn er sagt, daß die Steine an einen Handgrif gekittet werden müßten, um sie bequem an das

Rad zu halten, ſo ſetzt er hinzu: idem omnino firmandae gemmae modus in uſu eſt, ſi *adamantem*, non *rotas*, abhibeat. — Hierauf ſagt er, wie nöthig zu dieſer Arbeit das Vergrößerungsglas ſey. *) — — —

29. *De gemma, a* Quinto Alexa *inſculpta, quae Achillem exhibet armis inſtructum. Item de Sardonyche.* Dieß iſt die zweite Gemme, die in dieſem Werke erläutert wird. Auf der Area ſteht in drei Linien Κοιντος Αλεξα ἐποιει. Gori, im *Muſ. Flor.* hatte dieſes Steins ſchon erwähnt. — Zuletzt ſagt Vettori, daß die Alten am liebſten lebhafte und kriegriſche Leute und Thaten auf den Sardonyx geſchnitten hätten, weil ſie in der Meinung geſtanden, dieſer Stein habe die Kraft, die Furcht zu vertreiben, und Muth einzuflößen. — Quod Achillem, ut ipſi putabant, potiſſimum deceret Sardonyche, et pariter eos omnes, qui res bellicas tractant, vel bel-

*) Was Leſſing wider dieſe Meinung hier erinnert, übergehe ich, weil er von dem allen ſchon in ſeinen Antiquariſchen Briefen Th. II. S. 105 f. Gebrauch gemacht hat. E.

licis negotiis adſuefcunt. Dieſer Stein iſt aber eigentlich nur ein Fragment, auf welchem bloß die Beine des Mars und die Schrift ſichtbar ſind; das Andre iſt von einem neuen Künſtler ergänzt worden.

30. *De Ocreis, quibus Achilles indutus eſt circa tibias.* Feſtus (de verb. ſignif.) ſagt: *Ocrem* antiqui montem confragoſum vocabant — unde fortaſſe etiam *ocreae* ſunt dictae inaequaliter tuberatae. Jenes alte Wort *ocris* hat mit unſerm deutſchen Hocker, welches nicht bloß einen Buckel, ſondern auch einen Berg bedeutet, die vollkommenſte Gleichheit. Friſch hat es nicht gekannt, ſondern leitet Hocker von hoch ab.

31. *De nomine Quinti Alexae. Diſquiritur, an aliqui ſculptores a Plinio memorati artem quoque inſculpendi gemmas calluerint.* Plinius gedenkt eines Alexa, eines Bildhauers aus der 87ſten Olympiade, welcher ein Schüler Polyklet's war; und da dieſer letztere unter den alten Steinſchneidern vorkomme, und Plinius ſelbſt von ihm ſage, daß er kleine Werke gearbeitet habe, ſo, meint er, könne

ſein Schüler Alexa gar wohl der Meiſter dieſer Steine geweſen ſeyn. Aber alsdann möchte ich nur fragen: Wie kam er zu dem Vornamen Quintus, welcher lediglich ein römiſcher Name iſt?

32. *De inaequalitate, quae in averſa parte utriusque gemmae illuſtratae, et aliquando in plerisque aliis antiquis gemmis caelatis obſervatur.* Dieſes Kapitel verdient, daß ich es ganz abſchreibe:

„Utramque gemmam, a nobis hacte„nus illuſtratam, rem obſervatione digniſ„ſimam, nec tamen ad hanc diem obſer„vatam, continere deprehendimus, quum „partes caelaturae oppoſitas inſpexerimus. „Superficies enim poſtica unius, alte„riusve, maxime laevigata et expolita „eſt; verum alicubi tuberata, atque etiam „excavata. Illud autem nonnulli contem„plantes, incuriae vel negligentiae vete„rum ſcalptorum facile tribuere non ve„rentur; ita ut, ſi qua hujus operis anti„qua gemma caelata in manus eorum in„ciderit, qui aureis annulis ad ornandos

„digi-

„digitos solummodo inserere studeant, vel „pro sigillis ad horologia adpensis utun„tur, (ut nostri aevi fert usus, caetera „non improbandus,) aversam partem vel „complanare statim faciant, vel obduci „imperent artificibus, ornato flexilibus „cauliculis, et maeandris, vel ex auro „puro, vel encaustis aureo operculo, „ut vitium vetustarum gemmarum, quod „ipsi putant, sive emendent, sive emen„dasse videantur. Res autem non ita „se habet: etenim solertissimi hominum „fuere, qui gemmas inciderunt, atque „eas suo nomine signarunt, quod vel ex „nostra dissertatione satis superque licet „intelligere, si consideretur quam mini„mus eorum numerus, qui hanc spartam „adornarunt, cap. 2 descriptorum. Igitur „id omnino versantes, ac saepenumero „hujusmodi gemmas, in altum elatas, „contra lucem inspicientes, novimus, „atque in eis animadvertimus, non sine „admirationis nota, maximam coloris „aequabilitatem; adeo ut eodem colore

„transluceat imago inſculpta, quo pariter „area transparet; quod inventum, et „pulchrum viſu, et commendabile ac „ſuſpiciendum eſt. Hinc argumentum „rectumque judicium proferri licet, quam „profunde lateque omnes artis receſſus „ac praeſtantiam callerent iidem ipſi gem„marum caelatores, quos ſummos viros „appellare non dubitamus; et eas gem„mas, quae peculiari hoc raritatis ſpeci„mine diſtinguuntur (demto *verſatilis rotae* „periculo, qua male feriati et imperiti „homines cunctas indiſtincte expolire, „laevigare et complanare ſolent) in po„ſterum maximi faciendas eſſe cenſemus. „Quo monito, uti ſpectabiliores hac no„ſtra aetate et inſequentibus omnes ve„tuſtae caelaturae fiant, magno rei anti„quariae bono, atque emolumento, feli„citer auſpicamur."

Dieſer lange Artikel iſt zwar faſt durchgehends nur Excerpt; indeß habe ich ihn mit aufgenommen, weil die Abhandlung des Vettori ſelbſt in den Händen weniger Leſer ſeyn wird,

und das, was L. hier und da angemerkt hat, doch nicht ſo ganz unerheblich iſt.

Von dieſer Abhandlung des Cav. Franceſco Vettori ſehe man auch den Mariette, Tr. des pierres grav. T. I. p. 264, wo er von den Lebensbeſchreibungen berühmter Steinſchneider redet, welche Vaſari im zweiten Bande von der Wiederherſtellung der Kunſt an, bis ungefähr 1568 geliefert hat, und dann fortfährt: Mr. le Chevalier *François Vettori*, qui a pris la plume en 1739, pour ſuivre ce que *le Vaſari* avoit commencé, continue cette hiſtoire juſqu'à nos jours. On s'apperçoit aiſément que les mémoires lui ont ſouvent manqué; ce morceau, dans ce qu'il préſente, eſt néanmoins curieux, & mérite d'être lû: il eſt amené preſque ſans deſſein, dans cette diſſertation latine ſur les pierres gravées, que j'ai annoncée il n'y a qu'un moment, (p. 263) & dans laquelle l'Auteur paroît s'être uniquement propoſé l'explication de deux pierres gravées de ſon cabinet. L'une de ces pierres, dont je donnerai dans la ſuite une déſcription plus détaillée, avoit été trouvée à Rome parmi des cendres dans un ſépulcre, en 1735. Elle portoit les marques d'avoir été brulée avec le corps

de celui, à qui elle avoit appartenu; on y lisoit le nom d'un ancien artiste déjà connu par d'autres ouvrages: le travail en étoit très-délicat; de toutes ces preuves réunies, il en résultoit, que la gravure etoit véritablement antique, & M. *Vettori* faisant sur cela ses reflexions, gémit de la friponnerie des Brocanteurs, qui très-souvent vendent aux curieux des copies modernes pour des originaux antiques, & qui pour les accréditer davantage, y font mettre encore des noms Grecs; car depuis quelque tems ces sortes de noms sur les pierres gravées sont devenus fort en règne. Mais quelque mauvaise que soit cette ruse, & quoiqu'elle ne soit ni permise, ni excusable, ceux qui veulent être trompés, en se laissant séduire par des inscriptions qui n'ajoûtent rien à la bonté d'un ouvrage, méritent de l'être, & ne sont point à plaindre. — Die versprochne Beschreibung der einen Gemme liefert Marietta p. 415 ff. und sagt von der Abhandlung des Vettori: il est entré dans des détails fort curieux sur l'art de la gravure en pierres fines, qu'on ne trouve point ailleurs; und S. 416: *cette dissertation* contient l'histoire des graveurs modernes en Pierres fines, & le manuel de la gravure.

Aeneas Vico. Landringer in seiner Diss. in Onychem Alexandri M. sagt: *Aeneae Vici* Monumenta ex gemmis et cameis a *Joanne Domenico de Rubeis* promulgata, apologismo accurato indigent. — Ich kann nicht erfahren, was für ein Werk dieses ist.

Enea Vico, der um die Mitte des sechszehnten Jahrhunderts lebte, ist durch seine numismatischen Werke, die man in *Hirschii* Biblioth. Numar. p. 134 f. verzeichnet findet, bekannt genug. Füeßlin, der von ihm als Künstler redet, sagt unter andern, daß man auch 34 Blätter von antiken geschnittenen Steinen unter seine Werke zähle, deren jedoch Basan, in s. Dict. des Graveurs, auf den sich F. deswegen beziehet, nicht erwähnt, so wenig ich in dem gleichfalls von F. angezogenen Teissier das Verzeichniß von Vico's Werken auffinden kann. Jene Blätter wären es denn wohl gewiß, die Landringer meinte. Die Stücke wären wohl ohne Zweifel von Vico selbst; und de Rubeis oder Rossi, der sie herausgegeben, vermuthlich eben der Kunsthändler, der die Gemme antiche figurate des Maffei besorgte.

Violine. Leonardo da Vinci war zu seiner Zeit ein trefflicher Violinist, und stand sogar als solcher bei dem Herzoge zu Mailand, Lodovico Sforzia, in Besoldung. In seinem Leben aber, welches seinem Werke von der Mahlerei vorangesetzt ist, lese ich etwas, das mir sehr besonders vorkommt; nämlich, daß Vinci, um bei seiner Musik einen hellen Ton zu erlangen, sich eine Geige von Silber, wie einen Pferdekopf, machen lassen, und damit alle andre Violinspieler übertroffen habe.

Beim Vasari heißt dieß Instrument eine Art von Leier, die er selbst erfunden habe; und dieser Ausdruck wird von den Italiänern so allgemein gebraucht, daß man eben so gut eine Laute, oder Mandoline, und dergl. darunter verstehen kann. Eine Violine, wie die heutige, war es, auch die Form abgerechnet, wohl gewiß nicht, da dieselbe höchst wahrscheinlich nicht früher, als zu Anfange des vorigen Jahrhunderts, erfunden ist. Die Viola oder Bratsche, von der jenes Wort ein Diminutiv ist, war schon früher da. S. *Hawkin's* Hist. of Music, Vol. IV. p. 116 und 340 ff. — Die Frage wäre nur noch,

ob das Instrument des Leonards da Vinci dadurch, daß es von Silber war, einen hellern Ton erhalten habe, als wenn es aus Holz gewesen wäre. Wenigstens gedenkt Baron in s. Untersuchung der Laute (Nürnb. 1727. 8.) einer Laute, die Jemand in Paris will gesehen haben, welche von gediegnem Golde, und 32000 Thaler werth gewesen; und setzt hinzu: „Ich bilde mir ein, daß die Standesperson, oder der Maitre, wer er ist, mehr galant als kunsterfahren gewesen sey, weil sich solches Instrument mehr zum Ansehen, als zum wahren Gebrauch geschickt hat.“ Eine Laute, deren Körper von gediegnem Kupfer war, sah Baron in Leipzig, und fand, daß ihr Ton mehr mit dem Klange eines alten Hafens oder Topfes, als mit dem wahren Lautenklange überein kam.

Virgil. Es ist in der That keine geringe Ungereimtheit, wenn Virgil (Aen. I. v. 271.) den Jupiter zur Venus sagen läßt:

At puer Ascanius, cui nunc cognomen Julus
Additur, (Ilus erat, dum res stetit Ilia regno.)

Die Großmutter sollte das nicht gewußt haben? — Sollten diese Dinge aber auch die Leser er-

fahren, ſo hätte ihnen der Dichter wohl einen ſchicklichern Ort ausſparen können. — Ich nehme dieſe Kritik von einem Mitgliede der Athenian Society, der des Ruäus Ausgabe vom Virgil recenſirt. (S. The Young Student's Library, p. 466.) Aber wenn er hinzuſetzt, er ſcheine hier dem Homer nachgeahmt zu haben, welcher, um ſeine Leſer von den Gebräuchen der Götter zu unterrichten, den Jupiter zur Thetis reden laſſe, als ob ſie es eben ſo wenig, wie die Sterblichen wiſſe, daß alles, wozu er mit ſeinem Haupte winke, unwiderruflich ſey; (Iliad. α. v. 525.) ſo glaube ich, daß zwiſchen beiden Stellen noch ein großer Unterſchied iſt. Jupiter ſagt das nicht der Thetis als etwas Neues; ſondern er verweiſt ſie nur darauf, damit ſie um deſto weniger an ſeiner Bekräftigung zweifeln ſolle. Beim Virgil hingegen ſagt der Umſtand mit dem Namen ganz und gar nichts, wenn man nicht ein kahles Kompliment an den Auguſtus und die Familia Julia, darin annehmen will; welches aber eben in dem Munde des Jupiters gar nicht erbaulich iſt.

Der erſte Urheber der obigen Kritik ſcheint anzunehmen, daß die eingeſchaltete Parentheſe nicht Worte Jupiter's, ſondern des Dichters, enthalte; ob er gleich ſelbſt hinzuſetzt: One might perhaps ſay, for the excuſe of *Virgil*, that the *Nunc* ſhews, that this was *not* the Poet, who ſpoke. Denn darin läge freilich eine Ungereimtheit, wenn Virgil hier dem Jupiter gleichſam in die Rede gefallen wäre, um dieſe Notiz und dieß Kompliment anzubringen. Daß Jupiter aber dieſen Umſtand der Venus nicht ſowohl erſt erzählt, als ſie vielmehr daran erinnert, ſcheint mir doch ſo gar ungereimt nicht zu ſeyn; wiewohl der Dichter dabei vornehmlich den Leſer, und noch mehr den Auguſt, im Auge hatte. Er kommt daher auch bald hernach, v. 290. ff. auf dieſen Umſtand gefliſſentlich zurück:

Naſcetur pulchra Trojanus origine Caeſar,
Imperium oceano, famam qui terminet aſtris;
Julius, a magno demiſſum nomen Julo.

W.

Georg Willerius. Ein augſpurgiſcher Bürger und Buchhändler, welcher den erſten Meßkatalogus 1564 drucken ließ;

nicht aber 1554, wie Heumann (Conſp. Rei Lit. p. m. 1443) und Gundling (Hiſt. Lit. p. 6036,) ſagen. Man erſieht dieſes aus der erſten Sammlung dieſer Katalogen, welche zu Frankfurt ex officina *Nicolai Baſſaei*, 1595. 4. beſorgt worden. Vergl. *Miraeus* de Script. Sec. XVI. c. 127. — *Reimann* Biblioth. Acroam. Diſſ. Praelim. — Deutſche Acta Eruditor. Th. V. p. 419. — *Jo. Chr. Wendleri* Diſſ. de meritis reipubl. Auguſt. in rem lit. p. 9. — Theſaur. Biblioth. T. I. n. 1.

In der ſechſten Ausgabe von Heumann's Conſp. p. 316, not. *a*. iſt wenigſtens das Jahr 1564 richtig angegeben, in welchem Georg Willer zu Augsburg den erſten Frankfurter Meßkatalogus druckte. S. auch Reimann's Einl. in die Hiſt. Lit. T. V. S. 765 ff. und deſſen Biblioth. Hiſt. Lit. p. 96. f. Der Frankfurter Buchhändler, Nikolaus Baſſäus ſetzte dieß Verzeichniß nicht nur von da bis 1592 fort, ſondern gab ihm auch eine beſſere Ordnung, nach den verſchiedenen Sprachen und wiſſenſchaftlichen Klaſſen. Der Leipziger Buchhändler, Hen-

ning Grosse, übernahm hernach die Fortsetzung von 1593 bis 1600, die hernach von seinem Sohne Fridrich, und dessen Sohn Johann Grosse, auch nach dessen Tode von den Grosischen Erben geliefert wurde, von denen dieser Verlag an die Weidmannische Handlung kam. Manche von den Mängeln, die Reimann am zuerst angef. Orte in Ansehung dieses Meßverzeichnisses rügt, sind demselben noch immer eigen geblieben.

Winkelmann. Bei der Erläuterung seiner Monumenti Antichi Inediti hat er, laut der Vorrede, S. 17, zwei Maximen zum Grunde gelegt. Die erste: nicht anzunehmen, daß die bildlichen Vorstellungen in den Werken des Alterthums müßig, und ohne bestimmten Endzweck sind; diejenigen Werke ausgenommen, in welchen man es deutlich sieht, daß der Künstler bloß nach seinem *capriccio* gearbeitet habe. Die zweite: daß in diesen Denkmälern irgend ein Subjekt dargestellt sey, dem man in der Fabel und in der Geschichte des heroischen Zeitalters nachspüren müsse. Diese Maxime ist es,

welche Klotz, in ſ. Abh. v. geſchn. Steinen, S. 125, beſtreiten wollte. Aber er geht eben ſo damit zu Werke, wie mit meiner Aſſertion wegen der Furien. Er iſt weit entfernt, auf den Geiſt und die Abſicht, auf die Brauchbarkeit und das Licht einer ſolchen Behauptung zu ſehen. Er hält ſich ſchlechterdings an die Allgemeinheit des wörtlichen Ausdrucks; und glaubt Winkelmann widerlegt zu haben, wenn er ihm recht viele einzelne Fälle entgegen ſtellt; er mag dieſe Fälle ſchon ausgenommen haben, oder nicht.

Sollte es aber wohl wahr ſeyn, was W. in eben dieſer Vorrede, S. 16, von den alten guten Handſchriften ſagt? Sie wären, meint er, von den Gelehrten ſchon dergeſtalt durchforſcht, daß ſie jetzt nichts weiter, als ausgepreßte Zitronen, ohne Saft, wären.

Winkelmann's Worte aus der gedachten Vorrede will ich, weil ſeine Monumenti Inediti vielleicht wenigen Leſern zur Hand ſeyn möchten, ganz hieher ſetzen: Il punto principale però, di cui credo dover render conto al Lettore, è il metodo che ho tenuto nello ſpiegare i monu-

menti che gli propongo: a che fare mi ſon preſiſſo due maſſime, la prima delle quali è di non ſupporre che gli antichi abbiano eſpreſſe immagini ozioſe con le lor opere, ma coſe attenenti alla mitologia; e la ſeconda, di ridorre perciò le immagini ſteſſe alla mitologia ed alla favola, e d'appormi a qual parte di eſſa ſi ſpettino quelle che ne preſento. — La prima maſſima, di non ſupporre che le immagini effigiate nelle opere antiche ſieno ozioſe, cioè ſenza obbietto determinato e cognito, non dico ai noſtri ma ai tempi antichi, anzichè inventate per quel tal monumento, in cui elleno ſono ſtate eſpreſſe, non è, per vero dire, che una mia ſuppoſizione, ma può però conſiderarſi come l'avviamento alla ſeconda maſſima, tanto più certa, alla quale eſſa ſpiana la via. Sebbene non vuo' già io ſoſtenere ad ogni coſto, che gli artefici antichi abbiano ſempre camminato con la mira da me propoſta, poichè il contrario ci ſi preſenta da molte lor opere, le quali non ne moſtrano che coſe inventate a capriccio, e che non hanno alcuna relazione alla ſtoria; ma dovunque non ſon ſegni manifeſti di queſto lor capriccio, ho ſperimentato giovevole, per non dir ſicuro, il partito, di tener ſalda la ſuddetta maſſima, ſin

che non vi rimanga apparenza del contrario. Imperciocchè rare volte falliſce la regola ch' io ne ſuggeriſco, nelle immagini ſerie e punto non aventi del capricciosſo e fantaſtico; vale a dire in quelle in cui non ſi ſcopre sfogata la fantaſia dell' artefice con rappreſentarne delle idee bizzarre, poichè qui egli è più probabile, che coſtui abbia preſcelto un' argomento già cognito e ſtato prima di lui effigiato da altri, di quel ch' egli abbia voluto inventar coſe ſimboliche e prive di relazione a certi determinati obbietti. — Winkelmann führt hierauf ein Beiſpiel zur Beſtätigung dieſes Grundſatzes an, und geht ſodann zu dem zweiten über: daß in den alten Denkmälern gewöhnlich irgend ein Subjekt aus der Fabel oder aus der Geſchichte des heroiſchen Zeitalters dargeſtellt ſey, und führt davon verſchiedne Beweiſe an, zeigt darauf den Nutzen und die Anwendung dieſes Grundſatzes, und widerlegt endlich die Einwürfe, die ſich dawider machen ließen. Natürlicherweiſe aber nimmt er davon alle den Kaiſern errichtete Denkmäler, die Münzen der Könige, Städte, u. dergl. aus. — Beide Grundſätze hatte er ſchon in ſeinen deutſchen Werken über die Kunſt vorgetragen und bei ſeinen Deutungen der Antiken befolgt; beſon-

ders in der Vorrede zur Geschichte der Kunst, S. VII; und in dem Versuch einer Allegorie, S. 9 und 11. Gegen diese Aeußerungen brachte auch Klotz eigentlich in der oben angeführten Stelle seiner Abh. über den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine, seine Einwürfe vor, die aber in nichts weiter, als einzelnen, und nicht einmal durchgehends entschiedenen, Ausnahmen von jenen Regeln bestanden, und wobei er diesen Regeln eine größere Allgemeinheit zuschrieb, als W. selbst ihnen gegeben hatte; besonders, wenn er S. 125 sagt: „Er macht nicht allein hiemit einen Schluß wider das Alterthum aller Steine, welche die römische Geschichte enthalten, sondern er beschuldigt auch diejenigen einer geringen Einsicht, welche in Erklärung erhobner Arbeiten und geschnittener Steine ihre Zuflucht zur wahren Geschichte, und sonderlich zu der römischen nehmen.“ Und hier argumentirte Klotz freilich eben so, wie gegen Lessing's Behauptung im Laokoon, daß die Künstler des Alterthums keine Furien gebildet hätten. L. sagt darüber in seinen Antiquarischen Briefen, Th. I. S. 37, sehr treffend: „Ich weiß wohl, daß meine Assertion von den Furien mehrere be-

fremdet hat. Das Allgemeine ſcheint uns in allen Anmerkungen anſtößig zu ſeyn. Kaum hören wir eine Verneinung oder Bejahung dieſer Art; ſogleich zieht unſre Einbildungskraft dagegen zu Felde; und ſelten oder nie wird es ihr mißlingen, einzelne Fälle und Dinge dagegen aufzutreiben. Aber nur der Einfältigere wird ſich bereden, daß durch dieſe einzelne Ausnahmen der allgemeine Satz wahr zu ſeyn aufhöre. Der Verſtändigere unterſucht die Ausnahmen; und wenn er findet, daß ſie aus der Kolliſion mit einem andern allgemeinen Satze entſpringen, ſo erkennt er ſie für Beſtätigungen beider.“

Winkelmann's Behauptung von den alten Handſchriften aber, S. XVI. eben dieſer Vorrede, iſt wohl auf allen Fall zu allgemein ausgedrückt, wenn ſie gleich in Rückſicht auf die über Kunſtwerke vor ſeiner Zeit angeſtellten Unterſuchungen, vergleichungsweiſe viel Richtiges enthält. Er ſagt nämlich, nachdem er von der ſorgfältigen Kritik über alte Schriftſteller und ihre Handſchriften geredet hat: Oltrechè di queſti manuſcritti, i quali ſi poſſano veramente tenere per così antichi, che ſiano ſtati a portata d' eſſerci in eſſi ſtate puramente traſcritte le parole di chi n' è ſtato l' autore, ve ne ha nelle

nelle biblioteche una grande ſcarſezza, e quei pochi che vi ſi trovano, eſſendo ſtati tante volte roviſtati dagli uomini dotti, ſon ormai (ſia lecito il dirlo) come tanti limoni ſpremuti che non hanno più ſugo.

Wunderbare Menſchen. Auf ſolche, in Anſehung ihres Körpers oder ihres Geiſtes, würde ich in meiner Litteratur vorzüglich mit ſehen. Wir kennen den Umfang der menſchlichen Kräfte ohne Zweifel noch lange nicht. Wir wiſſen noch lange nicht, wozu ein Menſch durch Fleiß und Uebung gelangen kann, und was für Ausnahmen auch in ſeinem Organismus ſich äußern können, ohne ſeiner Erhaltung und Geſundheit hinderlich zu ſeyn. Hier will ich alſo nur einige ſolche Beiſpiele ſammeln, denen ich noch keinen gewiſſen Artikel anweiſen kann. Andre haben ihre Stelle bereits unter den fünf Sinnen erhalten, z. B. Sehen, Hören, u. ſ. f.

1.

Das Mädchen in Flandern, welches noch vor ſeinem neunten Jahre mit einem geſunden

Knaben niederkam. S. Journal des Savans a. 1684. p. 186.

2.

Das Mädchen zu Cambrai, welches aus einem Geschwulst an der Hüfte Milch hervorgab. Ebendas. a. 1668. p. 213. 285.

3.

Die schlesische Dame, die alle Monate ein heftiges Kopfweh bekam, während dessen ihr eine Menge grauer Haare wuchsen, die man bald ausreissen mußte, wenn das Kopfweh nicht bis zur Raserei steigen sollte. Ebendas. a. 1684. p. 252.

4.

Marguerite Matthieu, die ganzes 26 Jahre mit einem Kinde soll schwanger gegangen seyn, welches ihr nach ihrem Tode ausgeschnitten worden. S. Journ. des Savans, a. 1678. p. 305. 348, wo man die Möglichkeit dieses Falls weitläuftig zu erhärten sucht.

5.

Nikomachus Smyrnäus. — Antonius Molinetus in s. Diss. Anatom. Pathologg. (Ven. in 4.) redet von diesem Ni-

komachus von Smyrna, den ſein allzu fetter Körper ganz unbeweglich gemacht habe; er ſagt aber nicht, wie Aeſkulap ihn geheilt habe. S. Journ. des Sav. a. 1687. p. 69.

6.

Die Frau zu Xaintonge, die einmal mit neun, und das Jahr vorher mit eilf Kindern niedergekommen. Ebendaſ. a. 1684. p. 160.

7.

Ein Mädchen, welches im fünften Jahre ſchon ihre Zeit ſoll gehabt haben. Ebendaſ. a. 1683. S. 112.

Z.

Zaccolini. Die Schriften des P. Mateo Zaccolini, eines Theatiners, über die Optik, welche der Kardinal Barberini aus ſeiner Bibliothek dem Mignard mittheilte, (S. Monville, Vie de *Mignard*, p. 19.) und woraus dieſer und du Fresnoy viel gelernt haben ſollen, ſind ſie gedruckt worden, oder liegen ſie noch im Manuſkripte?

Monville ſagt am angef. O. „Le Cardinal *Barberin* voulut alors être peint de la main de *Mignard*; & il ſe fit un plaiſir de lui communiquer les écrits du Pere *Matteo Zaccolini*, Théatin, ſur l'Optique, qui étoient précieuſement conſervés dans la Bibliothèque Barberine: l'ouvrage, où ce ſavant Religieux a développé les raiſons des lumières & des ombres, & les règles de la Perſpective, fut d'un grand ſecours à *Mignard* & à *Dufresnoy*, qui en firent leur étude pendant quelque tems.“ — In des Hrn. v. Murr Biblioth. de la Peint. &c. T. II. p. 496, finde ich folgende Stelle aus des Baglioni Leben der Mahler, die er als Supplement zum Vaſari ſchrieb: p. 317. Fra *Matteo Zaccolini*, Teatino, laſciò belliſſimi libri, da lui compoſti, ove ſi tratta della proſpettiva lineale, delle deſcrizioni dell' ombre prodotte da' corpi opachi rettilinei; della generazione e produzione de' colori, e la proſpettiva del colore. — In Füeßlin's Allg. Künſtlerlexikon heißt er Zaccolino; und was dort von ihm als Künſtler geſagt wird, iſt gleichfalls aus dem Baglioni genommen. Er ſtarb 1630, im vierzigſten Jahre ſeines Alters, und lebte zu Rom im Kloſter St. Silveſtro, wo auch die beſten Mahlereien von

ihm befindlich seyn sollen, über die F. auf des Abts Raguenet Monumens de Rome, p. 190. verweiset. — Daß die gedachten Schriften des Z. jemals im Druck erschienen wären, davon finde ich nirgends eine Spur.

Zahlen. Die Ziffern haben wir den Sarazenen zu danken, oder den Arabern, die aber selbst gestehen, daß deren Erfindung den Indianern gehöre. S. *Abulpharag.* Dynast. I. p. 16.

Vossius (ad *Melam*, L. I. c. 12.) und Huet (Demonstr. Ev. Propos. IV. c. 13.) auch Darypodius, haben unstreitig Unrecht, wenn sie dieselben den Griechen beilegen wollen.

Bei uns Deutschen sind sie spät in Gebrauch gekommen; und in öffentlichen Urkunden trift man sie vor dem 14ten Jahrhunderte nicht an. Wann sie in dem übrigen Europa aufgekommen sind, ist ungewiß. — S. dieses, und mehreres hierüber, in des Hrn. v. Gemmingen kleiner Abh. von Verschiedenheit und Verbesserung der Ziffern, in der Sammlung s. Poet. und Pros. Stücke, 2te Aufl. Brschw. 1768. gr. 8.

Die Stelle ist in der angef. Samml. S. 156 ff. — Kircher und Wallis setzen, wie H. v. S. bei ihnen nachweist, den Zeitpunkt der Einführung unsrer Zahlzeichen um das 12te Jahrhundert. Weidler hingegen behauptet, daß diese arabischen Ziffern schon im 5ten und 6ten Jahrhunderte wären bekannt gewesen, weil er sie in einer alten Handschrift des Boethius fand, die aber wohl gewiß spätern Ursprunges ist, und worin die Ziffern durch die Abschreiber gekommen zu seyn scheinen. Die Hebräer, Griechen und Römer, auch die alten Gothen, wie man aus dem Ulphilas sieht, bedienten sich, wie bekannt, ihrer Buchstaben anstatt der Zahlen. Von römischen Zahlzeichen ist wohl auf der Inschrift der Columna Rostrata die bisher bekannte älteste Spur. — Andre nordische Völker gebrauchten ihre Buchstaben zu Zahlen bis auf 19, und was darüber war, schrieben sie mit ganzen Worten. S. *Olai Wormii* Fast. Dan. L. III. c. 3. p. 139.

Antonio Maria Zanetti. S. von diesem Kunstliebhaber und Kenner den Füeßlin. — Seine Daktyliothek hat Gori la-

teinisch beschrieben; und sie ist mit der italiänischen Uebersetzung seines Neffen, des Girolamo Francesco Zanetti (welcher, glaub ich, Bibliothekar der St. Markusbibliothek ist,) zu Venedig, 1750, in Folio herausgekommen. Sie enthält 80 Tafeln, von Antonio Maria Zanetti selbst gezeichnet, aber von verschiedenen gestochen; auf deren jeder ein Stück, doch nicht lauter Steine, sondern auch Büsten von Marmor, Münzen und Lampen mit unter. Die Steine sind größtentheils Cameen, und darunter einige von sehr großem Werth. Der allervortreflichste, welcher jedoch tief geschnitten ist, soll der Hermaphrodit, Taf. LVII. seyn, mit den Buchstaben ΔΙΟΣ. welches Dioskorides bedeutet, auf einem Amethyst. Das nämliche Subjekt, nämlich ein ruhender Hermaphrodit, den ein Amor fächelt, und zwei andre Liebesgötter neben ihm, einer auf der Harfe, und der andre auf einem Rohre spielend, findet sich auch auf mehrern alten Steinen, doch ohne Namen des Künstlers. — Von eben diesem Künstler ist noch eine Gemme in dieser Sammlung, mit der nämlichen ersten

Sylbe des Namens, Taf. XXXIII. welche einen Giganten, der ſtatt der Beine Schlangen hat, vorſtellt, auf einem Beryll. — Auch findet ſich ein Stein mit dem Namen eines ſonſt unbekannten Künſtlers, Horus, OPOT, den Kopf, oder vielmehr nur die Larve, eines Silens vorſtellend, auf einem Sardonyx, Taf. XLIII. — Noch ſind verſchiedne Steine von neuern Meiſtern mit untergemengt; namentlich von Nicolo Avanzi, Taf. II, das Bruſtbild Alexanders als Minerva; von Alexander Cäſarius, mit dem Beinamen Magiſter Graecus; (Maeſtro Graeco) ein Kopf des Phocion; vom Marmita, der Kopf eines Kommodus Antonius, Taf. XXV; und ein unbekannter weiblicher Kopf, Taf. LXXIV; und vom Valerio Vincentino de' Belli, der Kopf einer Fauſtina auf einem Achat, Taf. XXIII; lauter Meiſter aus dem funfzehnten Jahrhunderte.

Zanetti hat das Werk der Königin von Schweden Louiſe Ulrike, zugeeignet, in einer lateiniſchen Zuſchrift, die ohne Zweifel von Gori iſt, deren Antiquitäten- und Naturalien-

Kabinet, und deren große Einsicht in diese Dinge er sehr rühmt. Bei der Gelegenheit kommt er auf die alten Daktyliotheken des Skaurus, des Pompejus, des Cäsar, des Marcellus, deren Plinius gedenkt; und äußert, daß er sie gleichfalls für Sammlungen geschnittener Steine halte: Nemo est, qui ignoret, clarissimos Romani orbis principes viros et Caesares tanti fecisse ac maxime omnium aestimasse *antiquas gemmas*, excellentium caelatorum opificio, dignitate, atque elegantia insignes, ut non hominum, sed deorum dignissimum et praeclarissimum donum censuerint. Wie falsch das ist, habe ich gewiesen *). Eine lehrreichere Stelle für mich aus der nämlichen Dedikation war folgende: Memorat etiam (ut illustres feminas taceam) Romana historia *Liviam*, Augusti conjugem, inter omnes feminas eminentissimam operum antiquorum et gemma-

*) S. Antiquar. Briefe, Th. I. S. 117, wo L. zu zeigen sucht, daß es bloß Sammlungen von Edelsteinen, gefaßten und ungefaßten, nicht aber bloß von geschnittnen Steinen gewesen sind. L.

rum amore et ſtudio mirum in modum flagraſſe, tantique haſce artes feciſſe, ut in palatio ſuo innumeros propemodum aluerit non ſolum gemmarios opifices, verum etiam pictores, fictores, ſtatuarios, architectos, aurifices, fabros argentarios; quorum nomina, quanquam non omnia, exemto paucis adhinc annis eorum ſepulcreto columbario nobis innotuerunt. Ich bin äußerſt begierig nach dieſen Namen; ob vielleicht nicht einige darunter ſind, die beim Plinius vorkommen, und die man für weit älter hält, als ſie ſind. Von der Entdeckung dieſes Columbarii, deſſen Urnen von Marmor ſogleich zerſtreut waren, finde ich eine Stelle beim Ficoroni de Larvis, p. 18. der lat. Ueberſetzung: Noſtris vero hiſce diebus alia hujus Bathylli prodiere monumenta, et praecipue urna ejus ſepulcralis, una cum illius ſtatua et inſcriptione, dum ad Viae Appiae laevam, columbarium *Liviae*, Auguſtique libertorum detectum fuit. Hujus autem columbarii, nec non ollarum, urnarum, marmorearumque in-

Iscriptionum ſtatim diſperſarum διατυπωσις ſtudio Reverendiſſimi *Franciſci Blanchinii* Veronenſis, et *Ant. Franc. Gorii* Florentini, poſtremo *Dominici de Rubeis* Romani, in lucem cum luculenta enarratione prodiit. Nach dieſem Werke muß ich vor allen trachten.

Die Erklärungen des Gori ſind, wie man ſie von ihm gewohnt iſt; ohne vielen Scharfſinn, und auch dann und wann ohne erfoderliche ausgeſuchtere Gelehrſamkeit. Beſonders bin ich mit ſeinen Benennungen der Steine ſehr übel zufrieden. Man ſehe, was ich unter Igiade und Moccoſtein angemerkt habe; desgleichen in den Antiquariſchen Briefen vom Prasma. Auch kommen die nichtsbedeutenden Namen: Achatonyx und Achatſardonyx öfters bei ihm vor. Hieher gehört auch der Fehler, den er mit dem vitro obſidiano bei der 31ſten Tafel macht, wo er den Kopf eines Jupiters beſchreibt, obſidiano vitro caerulei coloris expreſſum. Das vitrum obſidianum war ſchwarz; und auch Klotz macht dieſen Fehler.

Ueber die Pantoffeln, die Gori, Taf. 34, an den Füßen Jupiters sieht, cujus pedes, quod notandum, crepidati, (*colle pianelle e crepide in piedi,*) hat sich schon Natter aufgehalten.

Wenn der Kopf Domitian's, Taf. 17, wirklich auf einem orientalischen Granat ist, wie Gori sagt, so ist er, wegen seiner ungewöhnlichen Größe ein seltenes Stück.

S. 99. sagt Gori, er habe gefunden, daß die Steinschneider auch sonst gemmarii genannt worden; aber ohne Stellen anzuführen: quos remotis temporibus etiam gemmarios appellatos invenio. Dieß ist mir nicht glaublich. — Bey Taf. 20, welche einen Achat mit den Köpfen des Kaisers Hadrian und seiner Gemahlin Sabina vorstellt, macht er eine gute Anmerkung: Omnium rariſſima ſunt gemmis inſcalpta jugata capita, quod valde perſpicuum atque exploratum eſt; ac multo magis gemmae ſcalptae extanti opera duobus capitibus ornatae.

Graf Antonio Maria Zanetti, sonst Erasmo genannt, lebte zu Venedig, und starb

1767 in einem sehr hohen Alter. Er war ein großer Kunstliebhaber, und sammelte ein sehr ansehnliches Kabinet von Büchern, Kupferstichen, Zeichnungen, Gemmen, und dergl. Unter andern erneuerte er die Erfindung des Hugo da Carpi Holzschnitte und Kupferstiche von mehrern Platten abzudrucken, und verfertigte in dieser Manier 99 Handrisse, meistens nach Parmigiano. Seinen Briefwechsel über die Kunst findet man in den Lettere su la Pittura, Scultura ed Architettura; Roma, 1754 ff. 7 Voll. 4. Sein Neffe, gleichfalls Kunstliebhaber und Bibliothekar von St. Marco, ist vornehmlich durch die 1760 herausgekommenen Varie Pitture a fresco de' principali Maestri Veneziani bekannt, wozu er die Kupfer selbst zeichnete und radirte.

Des ältern Zanetti eben beschriebene Daktyliothek hat folgenden Titel: Gemmae Antiquae *Antonii Mariae Zanetti* Hieronymi F. *Ant. Franc. Gorius* Notis Latinis illustravit. Italice eas notas reddidit *Hieron. Franc. Zanettius* Alexandri F. Venet. 1750. fol. maj. Gegen über steht dieser Titel italiänisch; so wie auch der Text in beiden Sprachen, in gespaltenen Kolumnen, abgedruckt ist.

Ueber die Gemme n. 58. mit dem Hermaphroditen, sagt Gori unter andern: Hanc gemmam, quae veneres omnes continet, insignissimam sibi conquisivit Cl. *Zanettius* anno 1721 (im italiänischen Texte steht 1731) quam quod possideret, mirum in modum gloriabatur V. C. *Flinckius*, rariorum operum omnium fere pictorum conquisitor diligentissimus. Cl. *Philippi L. B. de Stosch*, antiquitatis scrutatoris peritissimi, epistolam servat *Zanettius*, scriptam V. Non. Octobr. a. 1733, qua tanti artificis opus insigne ab eo feliciter conquisitum comparatumque humanissimo officio gratulatus est. — Bei n. 33 bemerkt Gori, daß vom Dioskorides noch sieben andre Steine beim Stosch vorkommen.

Ueber das zu Rom im J. 1726 entdeckte Columbarium der Freigelassenen und Knechte der Kaiserin Livia habe ich folgendes Werk vor mir: Monumentum sive Columbarium Libertorum & Servorum *Liviae* Augustae & Caesarum, Romae detectum in via Appia, a. cIↃ. IↃ. cc. XXVI. ab *Antonio Francisco Gorio* descriptum, & XX. aere incisis tabulis illustratum, adjectis notis clariss. V. *Antonii Mariae Salvinii*. Florentiae, 1727 fol. Es steht auch in *Jo. Po-*

lani ſupplem. Nov. Theſ. Antiqq. Rom. & Gr. T. III. und in eben dem Jahre erſchien zu Rom eine andere Beſchreibung: Camera ed Iſcrizioni ſepulcrali de' Liberti, Servi ed Ufficiali della Caſa di *Auguſto*, ſcoperte nella Via Appia, ed illuſtrate con le Annotazioni di *Franc. Bianchini*. fol. — In der Vorrede jenes erſten Werks giebt Gori eine nähere Beſchreibung dieſes Denkmals, und zeigt, wie viel Licht daſſelbe auf die Erläuterung der Alterthümer werfe, vornehmlich auf die nähere Kenntniß der glänzenden kaiſerlichen Hofhaltung damaliger Zeit. In Anſehung der Freigelaſſenen, deren Andenken hier durch Inſchriften aufbehalten iſt, bemerkt er unter andern: Plures libero homine digniſſimis artibus operam navaſſe celebrantur, & in Auguſta Domo fuiſſe dicuntur *a ſtatuis, a tabulis, ad imagines, pictores, inauratores, aurifices, medici, chirurgi, coloratores, comoedi, lectores, lyriſtae, amanuenſes.* Hernach eifert er wider die vielen Mißhandlungen und Entſtellungen, welche dies Denkmal erlitten hatte, ſo daß damals von dieſem prächtigen Gebäude kaum eine Spur übrig war. Vorher hatte indeſſen Pietro Andrea Andreini in Florenz, durch den Ritter Franceſco Vettori

erſucht, deſſen glyptographiſche Abhandlung oben umſtändlich rezenſirt iſt, durch geſchickte Künſtler eine Zeichnung von allen Merkwürdigkeiten dieſes Denkmals nehmen, und die Inſchriften kopiren laſſen. Jenes übernahm der Ritter Girolamo Adam, von dem die zwanzig beigefügten Kupfertafeln gezeichnet wurden, die von Ruggieri geſtochen ſind; und bald hernach erhielt Gori den Auftrag, dies Monument zu erläutern, wozu ihm Andreini zugleich die Anmerkungen von Salvini mittheilte. Der Beſchreibung des Bianchini gedenkt Gori gleichfalls in der Vorrede S. XVI.

Unter den Inſchriften der Urnen kommen die Namen von ſechs im Dienſte der Livia geſtandenen Freigelaſſenen vor, welche *aurifices* heißen, n. CXIV. bis CXXII, p. 150 ff. — Gori bemerkt S. 154, daß auf den alten römiſchen Inſchriften zwar caelatores auri & argenti, und gemmarii, d. i. Juwelenhändler oder Juweliere, aber niemals Steinſchneider, δακτυλιογλυφοι ſ. gemmarum ſcalptores, vorkommen; und vermuthet daher, daß dieſe vielleicht unter den aurifices zu verſtehen ſind, oder wenigſtens mit zu dem collegio aurificum, zur Innung der Goldarbeiter, mitgehört haben. Denn ſo

begriff

begriff auch das collegium fabrûm mancherlei Handwerker und Künstler andrer Art, z. B. die in Elfenbein arbeitenden, mit in sich. Eine Stelle in einem alten römischen Sinngedichte beim Spon in Miscell. p. 19.

Noverat hic docta fabricare monilia dextra,
Et molle in varias aurum disponere gemmas;

giebt dieser Vermuthung einige Wahrscheinlichkeit; noch mehr aber der Umstand, daß unter den auf den hier erklärten Inschriften vorkommenden Namen wirklich zwei berühmte Steinschneider aus Augusts Zeitalter, Epitynchanus und Agathopus, vorkommen. Von jenem findet sich eine Gemme, aus der Sammlung des Abbate Andreini beim Stosch, Gemm. Ant. Cæl. n. V. und von diesem aus dem Kabinet des Strozzi, Grafen von Forano, ebendas. n. 32. Bei dieser Gelegenheit erinnert Gori, daß Andreini der erste gewesen sey, der mit vieler Mühe solche Gemmen gesammelt habe, die mit den Namen alter Künstler bezeichnet sind, und führt davon eilf der vorzüglichsten an.

Die auf den hieher gehörigen Inschriften vorkommenden Namen der sechs Künstler

sind: Zeuxis; Epitynchanus; M. Julius; Agathopus; Stephanus; M. Livius Menander; und Hedys. Der zweite und vierte sind, wie gesagt, als Steinschneider bekannt. (Vergl. oben den Art. Gemmen, B. I. S. 271.) Wir würden hier also vier neue, bisher in den Verzeichnissen alter Steinschneider noch nicht aufgeführte Namen kennen lernen; wenn es nicht ungewiß bliebe, ob diese vier wirklich Steinschneider gewesen wären; da das Wort aurifices zwar Künstler dieser Art mit unter sich begreifen kann, aber sie doch nicht ausschlußweise bezeichnet. Vielleicht waren diese, oder einer und andrer von ihnen, im eigentlichen Verstande Goldarbeiter. Denn wir kennen sie weiter nicht; und weder beim Plinius, noch anderswo wird ihrer, so viel ich weiß, gedacht. Auf den Gruterschen Inschriften kommen, wie Gori S. 151 anmerkt, noch mehrere dergleichen *aurifices* vor; nämlich: L. Cornelius Amandus; M. Cädicius Jukundus; Philobamus Bassi; T. Travius T. L. Argentillus, und T. Travius T. L. Akutus. Auch beim Spon, Miscell. p. 219, L. Vectius Numphius.

Die 125ste Inschrift heißt: *Agrypnus Caesaris Augusti Maecenatianus a statuis.* Wenn hier a statuis nicht custos statuarum, sondern so viel als faber statuarius bedeutet, wie Gruter und Pignorius es bei andrer Gelegenheit erklären, wo es jedoch officinator a statuis heißt; so wäre dieser Agrypnus, der vormals ein Freigelassener Mäcen's war, noch den alten Bildhauern beizuzählen. — Ferner wird Inschr. 127, Herakla als Mahler genannt.

Der Gewinn ist nun freilich nicht groß, der sich aus diesen Inschriften für die Kunstgeschichte des Alterthums ziehen läßt; er ist nicht viel mehr, als eine kleine Bereicherung ihrer Nomenklatur, und weit geringer, als Lessing ihn hofte. Bei dem allen sind doch Hülfen dieser Art nicht zu verschmähen; und es schien mir daher wohl der Mühe werth zu seyn, mich bei diesem Artikel etwas länger zu verweilen, zumal da die Quellen dieser Art noch wenig oder gar nicht benutzt sind. — —

Gori's Erläuterungen zum Zanetti sind freilich von keiner großen Erheblichkeit, und meistens leeres Wortgepränge und zweckloser Aufwand von Anführungen klassischer Stellen. Bei der 71sten Tafel wollte er wohl den Aus-

druck obſidianum vitrum ſehr allgemein verſtanden wiſſen; wenigſtens ſteht gegen über im Italiäniſchen bloß: in queſta *paſta* antica di colore azzurro.

Die Gemme n. 32, welche den Jupiter Serapis, auf einem Throne ſitzend vorſtellt, hat Natter kopirt, und er bemerkt dabei in ſ. Tr. de la manière antique &c. p. 52, er habe die Zehen des linken Fußes bloß mit kleinen Enden, wie im Original andeuten können, und eben dieſe Schwierigkeit auch bei dem Fußſchemel gefunden, der eigentlich viereckig hätte ſeyn ſollen. Er fährt fort: La cauſe de cette difficulté c'eſt que les outils du Touret étant ronds, ils ne ſçauroient marquer les angles en plein & en entier. Je fais cette remarque ici de nouveau, parceque c'eſt faute d'avoir pris garde à cela, que Mr. *Zanetti* s'eſt trompé ici à deux égards; car de l'omiſſion des doigts du pied gauche, il en a fait une *pantouſle;* & du piedeſtal un couſſin. Denn wirklich fand Gori auch in dieſem letztern mißgedeuteten Umſtande etwas ſehr Merkwürdiges: Throno, ſagt er, non ſubjectum ſcabellum, ſive σανιδιον *); ſed pul-

*) Dieß griechiſche Wort iſt von Gori eben ſo willkührlich und widerſinnig ſelbſt geſchmiedet, als das beim

villus; quod maxime observatu dignum est. Und nun meint er durch dieß Beispiel den Buonaroti zu widerlegen, der in seinen Osserv. sopra i Vetri, p. 268 f. der Meinung ist, daß die Gewohnheit, den auf dem Throne sitzenden Fürsten bei feierlichen Gelegenheiten Küssen unter die Füße zu legen, erst unter den spätern Kaisern aufgekommen sey. —

Gemmarius bedeutete wohl gewiß bei den Alten keinen Steinschneider, sondern einen Juwelenhändler oder Juwelierer. Und so unterscheidet auch Gori selbst in der oben schon gedachten Stelle seiner Erläuterung des Columbarii Liv. Aug. p. 154 die gemmarum scalptores von den gemmariis, qui gemmas vel negotiabantur, vel in vestibus, vel in calceis & scyphis inserebant.

Capita jugata sind, wie bekannt, zwei oder drei hinter oder neben einander stehende Köpfe, dergleichen auch auf den alten Münzen, wie auf einigen Gemmen, vorkommen, S. Christ's Abhandl. über die Litterat. und Kunstwerke, S. 277.

Natter in obiger Beschreibung zweimal vorkommende πεδες für Fußschemel. Das rechte Wort ist ὑποποδιον.

Zigeunerin. *Egizzia*, eine Statue in der Villa Borgheſe, hat gar nichts vom ägyptiſchen Styl, wie Maffei meint; und Hände und Füße ſind von Bernini. (S. Winkelm. Geſch. d. K. Vorr. S. XII.) — Was heißt aber daſelbſt: gleichfalls von Erz? Vorher ſagt er ja ſelbſt, daß die Statue von Marmor ſey.

Aus der Angabe des Manilli, Villa Borgh. p. 78: La ſtatua, che ſegue, è d' una *Zingara*, *tutta di bronzo*, eccetto la veſte, ch' è di *marmo bianco*; ließe ſich dieſer anſcheinende Widerſpruch heben, wenn mich nicht das was Hr. v. Rambohr, Th. I. S. 325, über dieſe Statue ſagt, über ihre wahre materielle Beſchaffenheit aufs neue ungewiß machte: „Die ſogenannte Egiziaca oder Zigeunerin. Eine Figur mit einem antiken Gewande von ſchwarzem Marmor. Man hat ihr ein weiſſes Hemd mit goldenen Frangen, und einen vergoldeten Kopfputz in neuern Zeiten gegeben. Kopf, Hände, und Füße von Bronze ſind gleichfalls neu.“

Zipperlein. Zeiller in s. Sendschreiben, S. 5, sagt: „Vor Zeiten hat man um „Abwendung des Podagra den heil. Cyprianus angerufen; daher auch Chiragra, oder „der Schmerz in den Händen, und Podagra, „oder der Schmerz in den Füßen, mit Einem „Namen das Zipperlein genannt worden, „wie Michael Probst in seiner Arzneykunst „und Wunderbuche, P. 2. p. 300. schreibt.“ Diese Ableitung scheint Frisch nicht gekannt zu haben, der Zipperlein von dem ungebräuchlichen Zeitworte zippen herleitet, welches von ziehen und zuppen herzukommen scheine. Ich möchte fast jene Ableitung vorziehen.

Schwerlich hat der heil. Cyprian zur Bildung dieses deutschen Worts Gelegenheit gegeben; eher noch mag dessen Aehnlichkeit mit dem Namen jenes Heiligen der Anlaß geworden seyn, ihn vorzüglich um Linderung dieser Krankheit anzurufen. Hr. Adelung leitet es gleichfalls von einem noch in den niedrigen Sprecharten vorhandenen Verbo, zippern, zippeln, oft und in kleinen Absätzen zucken und zupfen, her, wie podagrische Krankheiten zu thun pfle-

gen; und ziehen wäre hier wohl das ursprüngliche Wort, von dem auch zupfen gebildet ist. — Wachter hingegen meint, der Zufluß böser Säfte habe zu dieser Benennung Gelegenheit gegeben, und Zipperlein komme von zipfeln, welches so viel als tröpfeln bedeute. Ihm wird diese Ableitung dadurch wahrscheinlicher, weil auch das Wort Tropf zuweilen für Podagra gebraucht wird, welches dann mit dem Französischen goûte übereinstimmt. Im Niedersächsischen, besonders im hamburgischen und holsteinischen Dialekt, sagt man wirklich noch jetzt zippen oder ziepen für hervorquillen, besonders bei eiternden Geschwüren.

Zusätze.

I.

Erster Band.

S. 131.

Villa Borgheſe. Das unter dieſem Artikel zuerſt erwähnte Basrelief findet man in Winkelmann's Monumenti Inediti, P. II. Cap. VIII. Tav. 191. Es ſtellt die Geſchichte der Medea vor, und zwar drey Scenen aus derſelben. Die mittlere iſt Medea mit dem Dolch in der Hand indem die beiden Knaben auf ſie zukommen, die ſie vom Jaſon hatte, und die ſie ermorden wollte. — Die zur linken iſt Glauce, die neue Gemahlinn Jaſon's, der Medea das vergiftete Gewand geſchickt hatte, in den heftigſten Schmer-

zen. Neben ihr, ihr Vater Kreon, der sich vor Verzweifelung das Haar ausrauft. — Dies ist die Figur, die man fälschlich für einen Jupiter angesehen hatte. — Zur Rechten Medea, wie sie auf dem Drachenwagen davonfährt. Durch das Drachengespann war man auf die Erklärung von der Ceres gerathen, welche die Proserpina aufsuchte. Ich verdanke diese Nachweisung meinem würdigen Freunde, dem Hrn. Prof. Heeren in Göttingen.

II.

Zweyter Band.

S. 141.

Zum Artikel Mathematik. Eben diese Erinnerung über diese arithmetisch unrichtige Stelle im Gil-Blas macht auch Hr. Hofrath Kästner im zweiten Theile seiner Vermischten Schriften (Altenb. 1772. gr. 8.) S. 141 ff. wo auch noch ein zweiter in eben diesem Roman vorkommender Rechnungsfehler gerügt wird.

S. 344.

Folgende zuverlässige Nachrichten sind mir durch einen Freund in Wolfenbüttel über diesen Schmidt mitgetheilt worden:

„Der Wertheimer Bibelübersetzer Joh. „Lorenz Schmidt ist 1702 zu Schwein„furt in Franken geboren, woselbst sein Vater „M. Joh. Heinr. S. als Diaconus ge„standen. Er hat von Ostern 1720 vier Jahr

„zu Jena Theologie studiert, sich nachher ein „Jahr bei seinem Vater aufgehalten und den„selben in seinem Amte unterstützt. Nach dessen „im J. 1725 erfolgtem Absterben wurde er der ver„wittweten Gräfin von Löwenstein Wertheim zum „Informator ihrer 6 jungen Söhne empfohlen, „welche Stelle er auch, ob er gleich große Nei„gung zum Hallischen Missionswerke hatte, an„nahm und solche gegen 10 Jahr mit Ruhm be„kleidete. Während dieser Zeit hatte er sich auch „auf die Mathematischen Wissenschaften gelegt, „und daher Anlaß genommen die Mathematische „Lehrart auch auf den Vortrag der Theologie an„zuwenden. Um diese Methode zu erleichtern hielt „er es für nöthig, eine genauere und mehr wört„liche Uebersetzung der H. Schrift zu verfassen, „wovon er denn auch 1735 den ersten Theil oder „die 5 Bücher Mosis herausgab. Da diese aber „mit den Kenntnissen und dem Geschmacke der da„maligen Theologie keinesweges verträglich war; „so verdarb er es mit den Orthodoxen so sehr, „daß ihn auf Dr. Joachim Lange'ns Anstiften der „Reichsfiscal bei dem Kaiserlichen Reichshofrathe „anklagte. Dieser erkannte die Confiscation ge„dachter Bibel, und verordnete eine Inquisitions„commission gegen den Verfasser auf des Fränki-

„schen Kreises Ausschreibeamt, den Bischof von „Bamberg und Markgrafen von Anspach. Nachdem „er nun vorläufig 1 Jahr zu Wertheim in Arrest „gesessen, und er in Gefahr gerieth nach Bam„berg in die Frohnveste gesetzt zu werden, so ent„floh er am Ende des Jahres 1737 und nahm sei„nen Aufenthalt zu Hamburg, wo er an die 9 „Jahr im Verborgenen unter dem Namen Joh. „Ludew. Schrödter, Candidat en Philosophie „gelebt und sich seinen Unterhalt mit Uebersetzun„gen, wovon Kantemir's Geschichte des Os„manischen Reichs das bekanteste ist, verschaft „hat. Während dieser Zeit bemüheten theils er „selbst, theils seine in seinem Vaterlande noch le„benden Freunde, sich für ihn, um ihn in aus„wärtige Dienste zu bringen, welche er besonders, „seitdem Friedrich II. zur Regierung gekom„men war, am Preußischen Hofe suchte: auch sol„len ihm schon 1741 Fürstlich-Wolfenbüttelsche „Dienste angetragen sein. Es kam aber nichts zu „Stande, und 1746 im November lebte er noch „zu Hamburg. In welchem Jahre und durch wel„che Veranlassung er endlich in hiesige Fürstliche „Dienste als Hofmathematikus gekommen, ist mir „nicht bekannt, da die mir vor Augen liegenden „Papiere nicht so weit reichen."

S. 380.

Sokratische Steine. Ueber sie und Chifler's Auslegung s. umständlich Mariette im Tr. d. P. Gr. T. I. p. 368 ff.

S. 416.

Venedig. So, wie Apostolius diesen Gebrauch erzählt, liegt dabei nicht das Bild einer Vermählung, sondern bloß eines Bündnisses zum Grunde. Gegen die Saatzeit, sagt er, pflegten die Veneter den Dohlen Geschenke von Opferkuchen zu schicken, um sie damit zu bewegen, ihrem Getraide nicht zu schaden. Sie schickten alsdann einige Schwärme Dohlen aus; und wenn diese die dargebotene Gabe kosteten und verzehrten, so versprachen sie sich ein fruchtbares Jahr; verschmähten sie aber das Opfer, so fürchteten sie Hungersnoth. — Ich habe von diesem Histörchen keine anderweitige Nachricht auffinden können; und daß dieser Gebrauch, wenn er je da gewesen, längst abgekommen sey, ist wohl kein Zweifel. Selbst Apostolius redet davon schon in der vergangenen Zeit.

Ende des zweyten Bandes.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
27 JUL 2000
OF OXFORD
LIBRARY